ALLES WAS MÄNNERN SPASS MACHT

NR. 1 · JANUAR 1983 · 8 DM

PLAYBOY

20. DEZEMBER 1982
Frankreich 21,50 fr Großbritannien 2,00 £ Italien 6000 Lire Niederlande 11 hfl Österreich 60 öS Schweiz 8,50 sfr Spanien 450 Pts

EXKLUSIV

DER NEUE SIMMEL

UND EIN INTERVIEW MIT DEM AUTOR – DEM SEX MEHR LIEGT ALS GELD UND RUHM

DA BIN ICH

DIE JUBILÄUMS-PLAYMATE, DIE GANZ DEUTSCHLAND SUCHTE

KLASSE

WALTER RÖHRL TESTET DAS PLAYBOY-AUTO DES JAHRES

WAHNSINN

PARIS–DAKAR: DIE GEFÄHRLICHSTE RALLYE DER WELT

EXTRA

SEX IM KINO '82

DIMPLE DRINK-ART NO. 9

Ein echter Dimple – frei gestaltet von Y&R.

Wer Art hat, trinkt Dimple.

Dimple ist 12 Jahre alter Scotch Whisky. Von Haig seit 1627. Exklusiv-Importeur: Schneider-Import, Bingen.

UNTER UNS

HART IM GEBEN heißt unter Brüdern natürlich auch: hart im Nehmen. Für Journalisten sind das Spezialaufträge, bei denen sich Männer wie **Herbert Völker** bis an die eigenen Grenzen manövrieren. Was den Wiener Automobilisten während der mörderischen Rallye Paris–Dakar zum rasenden Reporter machte, war gar nicht der robuste Untersatz, sondern *Die Piste des Teufels:* „Das kitzelt noch." Deshalb fährt Völker das 10 000-Kilometer-Marathon am 1. Januar gleich noch mal mit. Und als ob das gar nichts wäre, steht im Oktober Peking–Paris an. Völkerkundlich betrachtet ein Mammutding. Mit einer Einschränkung: „Sein Leben setzt man vernünftigerweise nicht aufs Spiel."

Warum auch immer gleich alles riskieren? Die Alternative: aussteigen, Träume anpacken, die Sonne umhängen. Leichter gesagt als getan. Und auch nicht leicht gezeichnet. **Boris Sajtinac,** Münchner mit jugoslawischem Ausweis, mischte Dispersionsfarben, Acryl, Zeichentusche und Lack, um sich selbst zu überraschen. Heraus kam die vierteilige Verwandlung eines Phantoms, passend zum Simmel-Vorabdruck: *Ein echter Mann lebt zweimal.* Sajtinac lebt einfach und arbeitet „in einem Metier, das mir täglich das Aussteigen erlaubt". Den Mann kann man nur bewundern. Doch zur Zeit arbeitet er an einem 90minütigen Zeichentrickfilm. Für „Harold und die Geister" – Ende 1983 im Kino – müssen 135 000 einzelne Bildchen gezeichnet werden. Da braucht er schon eine Menge Härte – und ab und an auch einen Scotch („schön, gut, kühl").

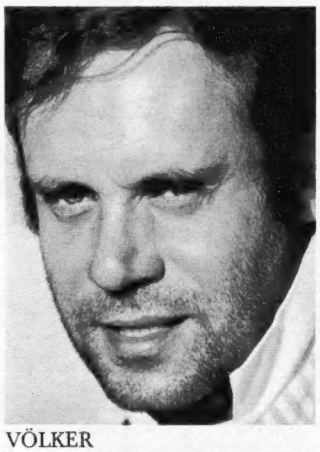
Die Feuerprobe überläßt er jedoch lieber Männern wie **Michael Redepenning.** Der Münchner Journalist, der für uns schon eine ganze Latte Politiker interviewte, schaut gern mal der feuchten Gefahr ins Auge. Für den PLAYBOY machte er extra ein paar Flaschen auf. „Cresta-Fahren an der Theke" nennt er süffig das Abenteuer, sich zwischendurch Schnäpse reinzutun. Ernüchtert machte er sich anschließend gemeinsam mit dem zentnerschweren Futurologen Herman Kahn Gedanken über „Die Zukunft Deutschlands". Das Buch macht Mut, auch wenn nicht alles rosig wird. Redepenning: „Da paßt eher ein Magenbitter."

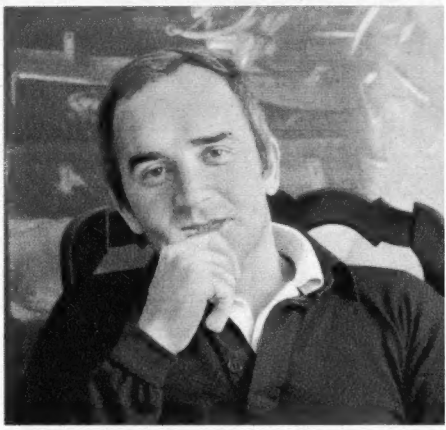
Apropos Magen: Jeder Mensch hat bekanntlich seine Problemzone. Doch wir sehen einfach mal anders herum – *Apropos Popo* – durch die Linse des Münchner Fotografen **Frank Rheinboldt.** Alles andere als ganz nah dran macht das Multitalent nicht an. Deshalb arbeitete er früher im Zirkus an den gefährlichsten Nummern auf dem Trapez. Inzwischen malt er. Wie gut, zeigen wir in einer der nächsten Ausgaben.

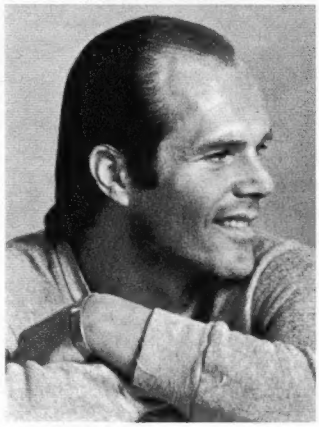
Wochenlang hatte **Raimund le Viseur** nur Unsinn im Sinn. Denn über Eishockey in Deutschland braucht gar nicht erst zu schreiben, wer nicht das Gehirn des Erfolgs anzapft. Xaver Unsinn, der Trainer der deutschen Nationalmannschaft, gewöhnte den harten Burschen die Cross-Checks ab und brachte ihnen das Gewinnen bei. „Vor dem haben sogar die Russen Respekt", weiß der ehemalige Feldhockey-Auswahlspieler le Viseur zu berichten. Wird dann Deutschland in diesem Jahr Weltmeister? Wohl kaum. Denn hinter den Kulissen stimmt so manches nicht – *Vorne hui, hinten pfui?!*

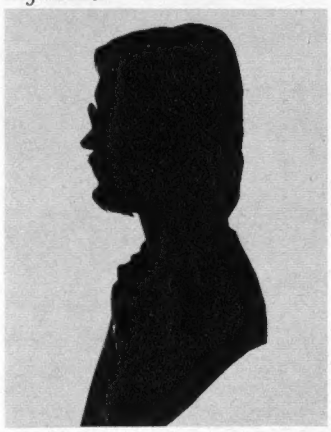
Macht nichts, sagte sich **Gerd Huss** und griff zum Stift. Der Hamburger, seit zehn Jahren PLAYBOY- Illustrator, zuletzt mit Schwerpunkt „Insider", liebt „die reduzierte und einfache Umsetzung von Ideen" fast im Stile der aktuellen Comic-Kunst. Der 37jährige beschäftigt sich zur Zeit vorzugsweise mit Schallplatten-Covern. Vertreter der sogenannten Neuen Deutschen Welle wie Hubert Kah sind Stammkunden.

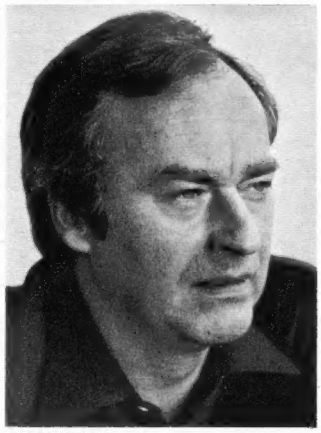
Und wie wurde der zweifache Rallye-Weltmeister **Walter Röhrl** Autor-Fahrer? Ganz einfach. Der Porsche-Fan mußte gar nicht lange gebeten werden, um *Playboys Auto des Jahres* testweise ein bißchen rumzuschubsen. 204 PS legten sich dem Regensburger geschmeidig zu Füßen. Röhrl konnte sich Zeit lassen – Michèle Mouton saß ihm diesmal nicht im Nacken.


VÖLKER

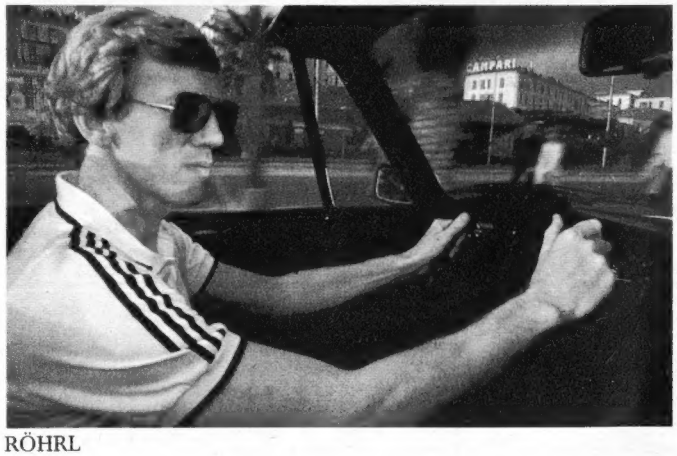

SAJTINAC


RHEINBOLDT


REDEPENNING


LE VISEUR

HUSS



RÖHRL

Sie hat, was er will: die Contax.

Mit der Tradition eines großen Namens und modernster Technik im exklusiven Design. Contax Cameras erfüllen höchste Ansprüche: Quartzkontrollierte Elektronik, Belichtungsautomatik und TTL-Blitzautomatik. Elektromagnetischer Auslöser und Sucher-Vollinformation. Dazu das umfangreiche System-Zubehör und 25 Carl Zeiss-Objektive.
Contax RTS II Quartz, Contax 137 MA Quartz, Contax 139 Quartz.

CONTAX

CONTAX 50 Years

INHALT

ALLES, WAS MÄNNERN SPASS MACHT — JANUAR 1983

9 **BRIEFE AN PLAYBOY**
Die Leser haben das Wort

11 **PLAYBOY AM ABEND**
Schick, schicker, Schickeria, Super-Skitrips in Frankreich, neue Bücher, Filme, Platten und ein echter Hackethal

25 **PLAYBOY-BERATER**
Was Sie wissen sollten

26 **PLAYBOY-FORUM**
Ist Sex die wichtigste Sache der Welt?

30 **PLAYBOY INTERNATIONAL**
Wir über uns

33 **PLAYBOY-INTERVIEW**
Johannes Mario Simmel, ein Schriftsteller, der sich vor allem seinem Beruf und den Frauen hingibt

46 **EIN ECHTER MANN LEBT ZWEIMAL**
. . . und die neueste Erzählung von **J. M. Simmel**

51 **HIER GRÜSST YAEL**

Die sympathischste Seite der israelischen Armee. Bildgeschichte von **Marianne Haas**

58 **DIE PISTE DES TEUFELS**
Wo die Fetzen fliegen: Rallye Paris–Dakar. Bericht vom Teilnehmer **Herbert Völker**

62 **SEX IM KINO '82**

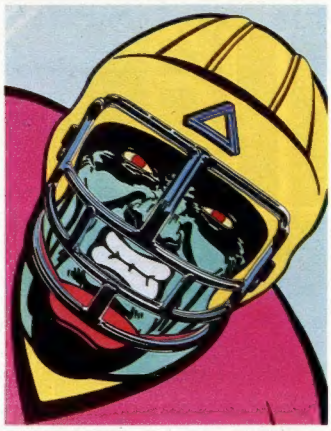
Die schärfsten Bilder aus schönen Stunden. Plus Lagebericht von **Florian Hopf**

69 **SCHNELLES GLÜCK IN NEVADA**
Man muß ja nicht immer um Geld spielen. Mit Frauen geht's auch. Erzählung von **John Updike**

72 **DA BIN ICH**
Unsere Playmate des Monats, fotografiert von **Otto R. Weisser**

84 **PLAYBOYS PARTY-WITZE**

86 **VORNE HUI, HINTEN PFUI!?**



Ein deutscher Nationaltrainer packt aus: Xaver Unsinn über das Glatteis-Geschäft Eishockey. Bericht von **Raimund le Viseur**

90 **DIE FEUERPROBE**
Ab 40 Prozent aufwärts – Schnäpse, die hinhauen. Von **Michael Redepenning**

94 **PANNE AUF DEM JUPITER, TEIL II: COUNTDOWN GEGEN DEN TOD**
Science-fiction von **Arthur C. Clarke**

97 **PLAYBOYS PLAYMATE-PARADE**
Die schönsten zwölf von 1982

106 **PLAYBOYS AUTO DES JAHRES**

Alle waren sich einig: Mit dem Porsche 911 SC Cabrio liegt man richtig im Wind. Fahrbericht von **Walter Röhrl**

112 **APROPOS POPO**
Eine runde Sache. Bildgeschichte von **Frank Rheinboldt**

116 **GNADE FÜR DEN FREUDENSPENDER**
Erotische Legende

150 **LEUTE**
Eddie Constantine, Peter Fonda, Spider Murphy Gang, Hans R. Beierlein, Edmund Stoiber

158 **GESCHENKE IN LETZTER MINUTE**
Wenn das kein frohes Fest wird!

Anzeige

Exklusiv für PLAYBOY-Leser!

Sie können beide haben:

den berühmten Kunstmaler Professor

ERNST FUCHS

und das Mädchen

CORNELIA

– vereinigt in einem geheimnisvollen Akt.

Und das sagt der Meister über seine jüngste Muse: „Cornelia wird leichter zu Bildern als andere Menschen. Mit ihr begann eine neue Phase in meiner Arbeit. Ich male dynamischer. Farbiger. Cornelia hat mir neuen Zugang zu Frauen, zum Leben, zur Erotik verschafft".

Mit diesem Bild besitzen PLAYBOY-Leser eine zeitlose Rarität. PLAYBOY hat für seine Leser eine limitierte Auflage von 500 Radierungen gesichert. Jedes Exemplar wurde vom Künstler handcoloriert und signiert.

Das Kunstwerk ‚Cornelia' (Format 25,5×41,5 cm) kommt für DM 500,– ins Haus.

Bestellungen bitte beim PLAYBOY-Leserservice, Postfach 380 222, 8000 München 38. Legen Sie entweder einen Scheck bei oder überweisen Sie DM 500,– auf das Postscheckkonto München 28 67 23-806.

PLAYBOY
DEUTSCHLAND
HUGH M. HEFNER
Editor and Publisher

REDAKTION MÜNCHEN:
Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83
Telefon (089) 67860

Fred Baumgärtel, *Chefredakteur*
Andreas Odenwald, *stellvertretender Chefredakteur*
Wolf-R. Ghedini, *Textchef*
Manuel Ortiz Juarez, *Art-director*
Siegfried Reichert, *Chef vom Dienst*

Berichte, Interviews: Bernd Prievert
Literatur: Hans-Rüdiger Leberecht
Playboy am Abend: Jürgen Kalwa, Ullrich Jackus
Service: Andreas Weiher
Berater: J. Mischlin
Bildredaktion: Gudrun Thiel, Angelika Thielemann
Grafik: George Guther, Maximilian Handschuh, Wigbert Klein
Schlußredaktion: Helga Heilmeier, Brigitte Kehle

FOTOS UND ILLUSTRATIONEN: Claudia Abram, Ascot-Film, Manfred Becker, Werner W. Blessing, Jean-Marie Bottequin, Bravo, Klaus Brenning, Cinema Kino Verlag, dpa, Jo Hammar, Jochen Harder (Titel), Jugendfilm, Boris Kaip, F. Klaasen, MCM, Hans Joachim Melde, Neue Constantin, Manfred Popp, Quick-Archiv, Scotia-Film, Senator Film, Star-Press, Wilfried Richartz, Twentieth Century-Fox, Beate-Uhse-Filmverleih, UIP Filmverleih, Warner-Columbia

TEXT, ÜBERSETZUNG UND DOKUMENTATION: Bettina von Beust, Marion Dill, Sigfrid Dinser, Werner Schmidmaier

PLAYBOY DEUTSCHLAND, BÜRO NEW YORK:
Monika Kind, *120 East 56th Street, Suite 830, New York, N.Y. 10022, Telefon (212) 644-65 24, Telex (0023) 224 081*

PLAYBOY USA, REDAKTION CHICAGO:
Arthur Kretchmer, *Editorial-director;* **Tom Staebler,** *Art-director;* **Gary Cole,** *Photography-director;* **Marian Bussie,** *Rightsmanager;* **Jean Freehill,** *Rights and Permissions-coordinator;* **Judie Feldman,** *Traffic-coordinator*

PLAYBOY USA, BÜRO MÜNCHEN:
Franz Spelman, *Postfach 20 17 28, 8000 München 2*

VERANTWORTLICH FÜR REDAKTIONELLEN TEIL:
Fred Baumgärtel, *Anschrift siehe Verlag*

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN:
Wolfgang Robert, *Anzeigenleiter, Anschrift siehe Verlag*
Ursula Meyer, z. Z. Marianne Wolff, *Anzeigenstruktur*

HEINRICH BAUER VERLAG, MÜNCHEN: Heinz-Günther Bachem, Heinz Nellissen, Manfred Reißner, *Herstellung*

VERTRIEB: Heinrich Bauer Verlag, *Hamburg*

DRUCK: W. Girardet, *Girardetstraße 1, 4300 Essen*

Der Export des PLAYBOY *und sein Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages statthaft. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos keine Haftung. Die Redaktion behält sich vor, Leserzuschriften zu kürzen.* PLAYBOY, *Häschenmarke und Playmate sind Registered Trade Marks von Playboy Enterprises, Inc., USA*
© 1974, 1982 und 1983 by PLAYBOY, *betreffend US-Ausgaben vom Januar 1974 und Dezember 1982*
© 1982 und 1983 by Heinrich Bauer Verlag, München

PLAYBOY DEUTSCHLAND *erscheint monatlich im Heinrich Bauer Verlag München, Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83, Telefon (089) 67860, Telex 5-28178 und 5-24350 (Anzeigen), Verkaufspreis DM 8,–, im Abonnement bei Lieferung frei Haus DM 8,– zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr, Bestellungen beim Verlag, Postfach 11 22 02, 2000 Hamburg 11, bei allen Postämtern und im Fachhandel. Telefon Abonnements-Vertrieb (040) 30 19-0. (Alle Preise verstehen sich einschließlich 6,5 Prozent Mehrwertsteuer.) Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nummer 9 gültig. Postscheckkonto: München 97600-804. Erscheinungsort München*

„Ein echter Mann lebt zweimal", Seite 46: aus „Bitte laßt die Blumen leben", Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. München, © 1983 by Verlag Schoeller & Co., Ascona. „Panne auf dem Jupiter", Seite 94: aus „2010: Odyssey two", © by Heyne Press München. Cartoon auf Seite 136: © by Punch

Veröffentlichung gemäß Paragraph 8 Absatz III des Bayerischen Gesetzes über die Presse vom 3. Oktober 1949: Persönlich haftender Gesellschafter: Alfred Bauer, Verlagskaufmann, Hamburg; Heinz Bauer, Verlagskaufmann, Hamburg; Kommanditisten: Marlis Hollmann, Hausfrau, Ahrensburg; Heike von Alten, Hausfrau, Großgoltern bei Hannover

Wenn Sie jetzt aktiv werden, kann Ihnen schon bald die HiFi-Anlage gehören, die nach wie vor Spitze ist.* Die HiFi-Collection 1250 von Dual.

Dual

Daß sich HiFi-Geräte immer ähnlicher werden, macht die Entscheidung nicht leichter. Vielleicht hilft Ihnen das: Nach wie vor sind die Dual HiFi-Collection die einzigen kompletten Anlagen mit einem U.L.M.-Plattenspieler und einem D.L.L.-Cassettendeck. Was daran so viel besser ist, können Sie in fast jedem Testbericht nachlesen. Und Punkt für Punkt natürlich in unserem neuen Katalog. Nur wenn's um den Preis geht, fragen Sie am besten in Ihrem HiFi-Fachgeschäft. Und wundern Sie sich nicht, daß darin sogar das Rack und die HiFi-Dreiwegboxen schon enthalten sind.

*Gewinn-Coupon

Auf eine Postkarte kleben und an Dual, 7742 St. Georgen schicken. Der neue Katalog kommt auf Wunsch sofort. Mit etwas Glück auch eine von dreiunddreißig HiFi-Collection 1250. Verlosung unter Ausschluß des Rechtsweges.

Absender: _____

_____

_____

☐ Bitte schicken Sie mir in jedem Fall den neuen Dual-Katalog. PL 1/2

Dual Vertriebsgesellschaft mbH, Postfach 11 44
D-7742 St. Georgen/Schwarzwald

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer) (Durchschnittswerte nach DIN).

BRIEFE AN PLAYBOY

UNSERE ANSCHRIFT: PLAYBOY DEUTSCHLAND · LESERBRIEFREDAKTION · POSTFACH 20 17 28 · 8000 MÜNCHEN 2

ES LEBE DER KÖNIG

PLAYBOY NR. 11/1982: RUHRGEBIETS-REPORTAGE VON WALTER KRÜGER – „VOR KOHLE MACHT GEIL"

Der Autor schreibt: „Im Ruhrpott gilt die Regel: Bier ist Dortmunder, und nur Dortmunder ist Bier..." Das mag für Dortmund und vielleicht für andere Städte im Revier gelten, für Duisburg stimmt es sicherlich nicht. Hier wird nämlich ein königliches Pilsener gebraut, das weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt ist und das ich sogar vor einiger Zeit in Schwabing genossen habe.

Das KöPi, wie es der Kenner nennt, wird hier in nahezu jeder Trinkhalle und in fast jedem zweiten gastronomischen Betrieb angeboten.

Ich bin nicht Mitarbeiter der König-Brauerei in Duisburg-Deeck und auch nicht mit einem Mitarbeiter verwandt oder verschwägert.

Michael Dickenscheid
Duisburg

JEDEN MONAT EIN GENUSS

PLAYBOY IM BESONDEREN

Heute habe ich endlich das PLAYBOY-Sonderheft am Kiosk bekommen, nachdem ich zweimal die Auskunft erhalten hatte, es sei bereits am Vormittag ausverkauft gewesen. Zum Sonderheft möchte ich Ihnen ebenso wie zum Zehnjährigen gratulieren.

Im Juli hatte ich zum erstenmal einen PLAYBOY gekauft und war überrascht und angetan, besonders von den Fotografien und den Fotografierten. Es ist schon bemerkenswert, wie Sie es schaffen, edelste Erotik, sprühenden Witz und aktuelle Informationen in ein Heft zu bringen – ein Genuß.

Christian Hetzke
Tübingen

GABY DÜSENTRIEB

PLAYBOY NR. 11/1982: EINE LUFTHANSA-STEWARDESS NACKT

Die Fotos von der Lufthansa-Stewardeß Gaby sind Spitze und versöhnen mich etwas mit dem Service der obengenannten Firma. Vielen Dank von einem Seemann auf Urlaub.

E. J. Laible
Überlingen

Natürlich ist es auch für mich Büroluft-Hanseaten schön und erbaulich, daß eben nicht nur Kleider Leute und nicht nur hübsche Gesichter unsere Stewardessen ausmachen. Dennoch um der Ehre unserer 3000 anderen Flugbegleiterinnen willen: Die schönste LH-Stewardeß ist Gaby nach meiner Meinung und Erinnerung nicht – kenne ich doch ein paar ihrer Kolleginnen, die mich sogar in vollem Ornat mehr anmachen als Gaby ohne alles.

Allerdings scheinen nur wenige bereit zu sein, mit einer solchen Fotoserie auf sich aufmerksam zu machen. Verständlich, denn ob der mutmaßliche Effekt, nämlich einzelne Passagiere an das gottlob falsche „coffee, tea or me"-Image der Stewardessen zu erinnern, der jung verheirateten Gaby oder ihren Kolleginnen wirklich Freude machen wird, ist wohl fraglich. Im übrigen kann man im selben Heft auf Seite 80 sehen, daß die

Lufthansa ein anderes „Schnellverkehrskonzept" hat. Mir ist auch weiterhin eine Luft- und Lusthanseatin lieber, deren Reize ich exklusiv und noch dazu dreidimensional genießen kann.

Klaus J. Busch
Lufthanseat
Bergisch-Gladbach

Stewardeß des Jahres – na gut! Aber mit der Bezeichnung „Deutschlands schönste Stewardeß" tun Sie einer Menge Mädchen in unserer Firma unrecht, die wesentlich schöner und attraktiver sind.

Die allerschönste Stewardeß ist sowieso seit zwei Jahren meine Freundin. Vielleicht haben Sie sich nicht gründlich genug umgesehen.

Wolfgang Schader
Lufthansa-Pilot
Bruchköbel

Gratulation dem PLAYBOY, daß er es nach jahrelangen Bemühungen („Wo übernachtet das fliegende Personal der Lufthansa?") endlich geschafft hat, einer Stewardeß unter den Rock zu schauen. Und ein besonderes Dankeschön dafür, daß Sie sich diesen Blick ins Paradies für die Nebelsaison aufgespart haben. Denn sicherlich werden Ihre Leser nunmehr lammfromm Verspätungen, geplatzte Geschäftstermine und verschwundene Koffer hinnehmen, wenn Stewardessen so knackig sind. Oder?

Leokadia Schwarz
Lufthansa-Stewardeß
Dreieich

Bloß weil Sie in Deutschland sitzen, halten Sie eine Lufthansa-Stewardeß ohne Uniform für das höchste der Gefühle. Wenn Sie uns sehen, sind Sie sicher anderer Meinung. Wir wissen, daß wir gut aussehen, und würden es gern zeigen.

Drei
PanAm-Stewardessen
(Namen der Redaktion bekannt)
z. Z. Frankfurt

Sie sind schon vorgemerkt. Wir fliegen auf Stewardessen.

ROLL OVER BEETHOVEN

PLAYBOY NR. 10/1982: INTERVIEW MIT UDO JÜRGENS

Im Vorwort bemerken Sie, daß Neil Diamond Schnulzen singt. Diese Aussage macht Sie nicht nur fragwürdig, sondern auch unglaubwürdig. Oder halten Sie Beethoven für einen Interpreten der Neuen Deutschen Welle?

Klaus R. Weigand
Hanau

Und ob. Er hat's doch erfunden: Da da da da.

ANGLERLATEIN

PLAYBOY NR. 11/1982: „DIE KAMPFMASCHINE" – BERICHT VON WOLFGANG FRANK ÜBER DIE JAGD NACH DEM HAI

Der Große Weißhai mag ja meinetwegen auf alles beißen, einschließlich leere Bierdosen, Trophäenfotos und angerauchte Zigaretten. Aber auf etwas beißt er nicht, nämlich die vier Dorschblinker auf Ihrer Illustration. Ich angle nun seit 16 Jahren bei Helgoland – auch auf Grundhaie und Dornhaie. Mit solchen Blinkern habe ich Dorsche, Makrelen, Hornhechte und Bastardmakrelen gefangen. Diese Köder wiegen zwischen 50 und 250 Gramm, sind sündteuer und für alles, einschließlich des Fangs von Strandkrabben am Helgoländer FKK-Gelände geeignet, bloß nicht für Haie.

Bernd Folker
Augsburg

DAS LEBEN IST ZU KURZ, UM KOMPROMISSE ZU SCHLIESSEN.

Rémy Martin
Fine Champagne
Cognac V.S.O.P.

Das Prädikat exclusiv für den Cognac, der seine Herkunft aus dem eng-begrenzten Gebiet der Champagne de Cognac nachweisen kann. Daher darf jede Flasche Rémy Martin diese Karte tragen.

RM 2/81

SCHICKERIA: IRRE ODER WAS?

Szene eins. Vor Mitternacht. Der graugekachelte U-Bahnhof Giselastraße in Schwabing. Ein blonder Dandy im lila Blouson zieht eine Begleiterin in Glitterbluse zum eben eingefahrenen Zug und rempelt dabei einen Urbayern im Lodenmantel an.

„Was glaubn Sie? Moanen'S, Sie ham den Vorrang?" fragt der Bayer den Jüngeren und mustert ihn. Dann hat er das richtige Wort gefunden: „Sie ... Sie ... Schickeria-Mensch, Sie." Es setzt Ohrfeigen, zwei schwarze Sheriffs reißen die Kontrahenten auseinander. „Schickeria-Mensch hat er mich genannt", sagt der Mann in Lila zum Ordnungspersonal. „Das lasse ich mir nicht gefallen."

Szene zwei. Nach Mitternacht. Eröffnung einer modisch weißen Diskothek in Hamburg. Die Musik dröhnt. Die Lichter sind grell. Die Leute stehen Brust an Brust, Rücken an Rücken. Mädchen wie aus der *Vogue*, die Männer strahlen Wohlstand, Selbstzufriedenheit und Erfolg aus. Ich frage meinen Kollegen vom *Stern:* „Wer sind eigentlich alle diese Leute?" Er zuckt mit den Achseln. „Niemand. Bloß Schickeria."

Das Reizwort Schickeria ist nicht mehr als eine harmlose, eher zärtliche Verballhornung. Der *Duden* sieht es als Begriff für „die modebewußte Schicht der oberen Gesellschaft". Gregor von Rezzori widmete ihr etwas mehr Interesse: das dritte Bändchen seines *Idiotenführers durch die deutsche Gesellschaft.* Es ist zwar leicht, von irgend jemandem zur Schickeria gerechnet zu werden. Aber keiner will dazu gehören, und niemand will sich dazu bekennen. Das war zu Rezzoris Zeiten noch ein bißchen anders. Da gab es noch nicht jene mysteriöse Schicht zwischen der langsam verschwindenden großen Welt und der ebenfalls kaum mehr illustren Halbwelt.

Und was dazu kommt: Das Bedürfnis der Menschen, mit Klatsch und Tratsch beliefert zu werden, hört ja nicht auf. Die Leute mit jeder Menge Geld, gutem Ruf und vielleicht sogar mit Adelsprädikat haben kaum noch Lust, den Pausenclown unter der Rubrik „Vermischtes" in den Gazetten zu spielen. Man baut keine Stadtpalais mehr entlang der Prachtstraßen, sondern verschanzt sich in Zitadellen. Man riegelt sich ab aus Angst vor Entführung, vor den Grünen und vorm Finanzamt. Und welches Odeur verbreiten heute Zuhälter und ihre Mädchen? Seit Oswalt Kolle lebt jedes Ladenmädchen vom Schwanz in den Mund. Das Monopol der Nutten ist gebrochen.

Zugegeben, an der Spitze der Schickeria tummelt sich noch immer ein Häuflein Aufrechter: Wer zum Jet-set gehören will, hat es nötig, seine Eitelkeit zu demonstrieren. Also lassen die Rothschilds den Glanz ihres Namens nach wie vor von den Blättern, die die Welt bedeuten, aufpolieren. Der Fiat-Agnelli hält seine grauen Schläfen gern in jedes Kameraobjektiv. Krupps verlorener Sohn Arndt bläst in dem großen Orchester noch immer das Fagott. Und außerdem mischen mit: Fürst von Thurn und Taxis, die forschen jungen Flicks, Herbert von Karajan als publizitätsträchtiger Eremit. Dann kommen die griechischen Reeder mit den unaussprechlichen Namen, die Wüstenprinzen mit den wallenden Burnussen und den Diplomatenköfferchen voller Cartier-Uhren. Na gut: Philippe Junot darf man nicht vergessen. Und der schöne Konsul Weyer dealt auch noch mit. Danach: nichts als Namen ohne Bedeutung.

Da sagt ein Mann, der es wissen muß, Michael Graeter von der Münchner *Abendzeitung:* „Heute ist Schickeria eigentlich eine bunte und schillernde Gruppe geworden, bei der es sich kaum noch lohnt, sie namentlich festzuhalten. Sie kommen aus dem Dienstleistungsgewerbe, sind Modefriseure, Herrenausstatter, Grundstücksmakler, Boutiquenbesitzerinnen, Antiquitätenhändler, Filmagenten und die unvermeidlichen Top-Modelle. Einmonatsfliegen."

Bei solchen Kalamitäten steht zu befürchten, daß der Mann eines Tages frustriert seinen Beruf an den Nagel hängt.

Schließlich hat Andy Warhol, der als Albino von Weltruf und als Top-Geschäftsmann prima in die Kolumne von Michael Graeter paßt, schon vor zehn Jahren prophezeit, daß jeder mal 30 Sekunden lang berühmt sein wird. Aber so weit sind wir noch nicht. Auch wenn sich die Schickeria von heute nicht in den Romanen oder Filmen widerspiegelt, findet man ihre Repräsentanten doch. Als Leitbilder figurieren sie auf den Farbseiten der Magazine: das elegante Paar, das einen Aperitif trinkt („Was sonst?"). Die lässigen Zigarettenraucher, die fürs Abenteuer noch Schlange stehen. Hinterm Volant eines Sportwa-

gens, hingekuschelt vor den Lautsprecherboxen, im plüschigen Salon, den Duft eines schwülen Parfüms in der Nase. Da läßt sich's leben, bezahlt von der Werbeagentur, die auf Schicki-Micki setzt.

Aber Vorsicht. Was bewirkt es, wenn man diesen neuen Stand und damit eines der Grundausstattungsmodelle der achtziger Jahre anpöbelt? Eigentlich muß man für das Spektakel in der Morgenzeitung dankbar sein. Und abgesehen davon: Ohne die zahlungskräftige Schickeria (ignorieren wir mal die Outfit-Proleten, die nur kommen, wenn der Eintritt frei ist und das Büfett nach Kaviar riecht) stände die Mehrzahl der Automobilsalons, Schönheitskliniken, Kunsthändler, Yachtmakler und Safari-Arrangeure vor der Pleite. Nicht zu sprechen von den schmerzhaften Verlusten von Boulevard-Zeitungen, Yellow-Press-Agenturen und bunten Illustrierten.

Der US-Soziologe Owen Glickmann, der Studien über das amerikanische Gegenstück, die *beautiful people*, anstellte, erklärt das Paradoxon: „Während man heute Familien von blauem Geblüt und Geldadel eher kritiklos akzeptiert, weigert man sich, eine Zwischengruppe anzuerkennen. Zu der existieren zwar scheinbar keine Schranken, aber trotzdem wird sie als unbetretbar betrachtet. Das erzeugt Unbehagen und Ressentiments. Man fühlt sich ausgestoßen und reagiert abgestoßen. Der Neid ist groß, denn insgeheim würde man ja einiges darum geben, dazuzugehören."

So muß es dem Mann im Lodenmantel gegangen sein. Und komischerweise auch dem Kollegen vom *Stern*. *Franz Spelman*

MUSIK

Die Jungs von nebenan Kölsch haben die Leute normalerweise nur im Karneval auf der Karte. Doch den deutschen Plattenkäufern ging es nicht um Pappnasen und Narrhalla, als sie gleich über eine Million Alben *Für usszeschnigge!* und *Vun drinne noh drusse* kauften. Sie wollten nur den zeitlosen Rock'n'Roll einer sechsköpfigen Band aus Köln mitschunkeln – Mundart inklusive. Wie der große Erfolg möglich war, ist den Beteiligten rätselhaft geblieben. Wolfgang Niedecken, Sprecher und Sänger der Erfolgsgruppe **BAP:** „Ich weiß überhaupt nicht, wo das große Ding anfing."

BAP-Musiker Boecker, Niedecken: Kölsch für Millionen

Es hat jedenfalls mal ganz klein angefangen, und das ist schon verdammt lange her. Ex-Kunststudent Niedecken: „Ein großes Ziel von mir war, im Probenraum mit anderen Leuten zusammen Spaß zu haben. Als dann einer kam und sagte: ‚Du kannst auftreten', dachte ich. ‚Das ist aber schön, daß der uns so gut findet.'" BAP wuselte sich in wechselnden Besetzungen durch Köln durch, brachte die Vororte und die Region auf seine Seite, machte die ersten beiden Langspielplatten bei einem kleinen Vertrieb und wurde allmählich ein Begriff.

Doch erst 1982 wurde zum totalen BAP-Jahr. Nach einer Deutschland-Tournee, einem Auftritt bei der Anti-Reagan-Demo auf den Bonner Rheinwiesen und kleineren Fernsehauftritten kam der Band zweierlei zugute: die Flüsterpropaganda der wachsenden Fan-Schar und das Gastspiel im ARD-*Rockpalast* auf der Loreley. Wolfgang Niedecken, Manfred Boecker (Percussion), Wolli Boecker (Schlagzeug), Steve Borg (Baß), Alexander Büchel (Tasteninstrumente) und Klaus Heuser (Gitarre) hatten ein Heimspiel.

Album Nummer drei mit dem Reggae-Gassenhauer für die alternative Szene, „Der Müsli-Mäh", wurde Nummer eins der deutschen Verkaufshitparade. Und was wie eine Marketing-Stümperei blutiger Anfänger aussah, heizte den BAP-Boom weiter an: Die vierte *Vun drinne noh drusse* wurde wie geplant veröffentlicht und setzte sich direkt vor *Für usszeschnigge!* mit dem Schnittmuster-Cover. Solch einen Coup hatte es noch nie gegeben. Dagegen waren die Beatles lahme Brüder.

Nun ist BAP wieder unterwegs und läuft während einer 120-Tage-Tour bis März auch Orte wie Wipperfürth, Neumünster oder Lindau an. Denn die Band ist nicht nur in Köln volksnah, wo man die Mitglieder in ihrer Stammkneipe „Chlodwig-Eck" treffen kann. Das Volk – das sind anpolitisierte Schüler und Studenten, junge Arbeiter und Angestellte mit langen Haaren, selbstgewirkten Pullovern aus ungewaschener Wolle und abgeschabten Jeans, die so emphatisch alle Lieder mitsingen, daß sich Niedecken das bei dem „Kristallnaach"-Song extra verbittet. Da soll die Menge mal auf die politische Botschaft achten.

In der BAP-Terminologie sind Konzerte regelrechte Feste, zu denen maximal 2000 Gäste zugelassen werden – zu Preisen um 13 Mark weit unter branchenüblichem Niveau. Am Bühnenrand stehen keine grimmigen und muskelbepackten Ordner. Die Anlage nur knapp über Zimmerlautstärke, Licht- und Eisnebeleffekte finden nicht statt. Luftballons, die zwischen Publikum und Artisten hin- und herschweben, und Wunderkerzen sind die einzigen Requisiten. „Wir reden von der Bühne runter mit dem Publikum und lassen uns von denen Sachen erzählen", so beschreibt Niedecken den kleinen Un-

SIEGEREHRUNG

PLAYBOY *hielt Wort: Leser, die in Heft 9 leer ausgingen, erdichteten sich ihren Jubiläums-Aufkleber. Die fünf schönsten Vierzeiler wurden mit Magnum-Flaschen Moët & Chandon belohnt:*

Im bundesdeutschen Blätterwald,
Da braucht man schon ein Näschen.
Die Nummer eins, die ist nun mal
Die Zeitschrift mit dem Häschen!
Dieter Borowczak
Bonn

Häschen, Häschen, über alles,
Über alles in der Welt,
Denn nur Du weißt, was die Welt
Im Innersten zusammenhält.
Uwe Lampe
Bad Homburg

Glaubt's es mir, i hab dumm gschaut,
Oana hat mir's Haserl 'klaut.
Drum schickt's mir, bittschön, glei oans zua,
Dann gib i a sofort a Ruah!
Hans-Joachim Loichinger
Olching

Das Häschen drückt die Art aus, zu leben –
Von Leuten, die erstreben, das Niveau zu heben.
Ein Zeichen in dieser tristen Wegwerfzeit
Für Frohsinn, Kontinuität und Heiterkeit.
Thomas Preul
Hamburg

Ein Mensch, der einen Wagen hat
Und liest dazu Ihr Nobelblatt,
Zeigt gern, indem er Häschen klebt,
In was für 'nem Milieu er lebt.
Georg H. Saller
München

Anzeige

Welches Sportcoupé legt jetzt noch einen Streifen zu?

terschied zu den Konzerten anderer Rock-Bands. Und ganz besonders wichtig ist ihm, „daß wir eigentlich nicht anders sind als das Publikum, das unten steht".

Ein einfaches Alternativkonzept in einer Zeit, in der es für deutsche Musiker zum guten Ton gehört, sich als Unsympathen zu gebärden. Niedecken singt gerade in seinen ungekünstelten Texten ein Lied davon. Und aus jeder – hochdeutschen – Anmerkung zu den Versen liest der Plattenkäufer: Der Vorturner ist der Junge von nebenan geblieben.

Jedes Lied hat eine Geschichte: „Verdamp lang her" über das Vater-Sohn-Verhältnis, „Jupp" über einen Penner in der Kneipe, „Nit für Kooche" über den Karneval der Spießbürger oder „Wellenreiter" über namenlose Modeopportunisten. Bilder geben im Beiheft Interessenten den Blick von draußen nach drinnen frei. Im Innenleben der Band hat der Erfolg erste Spuren hinterlassen. Niedekken: „Würde ich nicht bei jeder Gelegenheit für ein paar Tage abhauen, so könnten meine Texte logischerweise bald von nichts anderem mehr handeln als von Hotels, Garderoben, Bühnen, Versicherungsmahnungen, verschlampten Zahnarzt-Terminen und der Angst vor in die Hose gehenden Beziehungen."

Kaum zu glauben, daß die vielen hunderttausend BAPtisten da noch mitziehen würden. Schon hat jemand an die Flurwand in Niedeckens Haus in der Kölner Südstadt gekritzelt: „Wolfgang, du bist nie da." *Jürgen Kalwa*

PlattenTips

Tom Petty and the Heartbreakers: **LONG AFTER DARK,** herzbrecherische Rock-Songs im Stil der sechziger Jahre – weich wie Wachs; Backstreet 205 142

Chick Corea: **TOUCHSTONE,** Rückkehr zum magischen Sound der Zukunft, mit dabei: Al DiMeola, Stanley Clarke, Lenny White, Lee Konitz und Paco de Lucia; Warner Bros. WB K 57 015

Grace Jones: **LIVING MY LIFE,** Gott sei Funk – Jamaikas Edelkatze reift zur ernsthaften Sängerin heran; Island 204 753

DAS BESTE VON GERHARD POLT und das Hinterfotzigste an bayrischem unfreiwilligem Humor; Teldec 6.25353

Phil Collins: **HELLO, I MUST BE GOING!** Nachschlag vom Genesis-Schlagzeuger, der mit seinen Alleingängen die Disco-Musik kultiviert hat; WEA K 99 263

FILME

Da ist Musik drin Hollywood besinnt sich auf alte Traditionen, Musik im Kino ist wieder Trumpf. Wie sonst wäre es zu erklären, daß zwei Regisseure zwei völlig verschiedene Stoffe verfilmen und

Victor/Victoria: Mann oder Frau?

damit beide in dieselbe Kerbe schlagen?

Einer von ihnen ist John Huston. Der nahm sich des elfjährigen Waisenmädels **Annie** an und machte aus dem finanziell erfolgreichsten Broadway-Musical aller Zeiten nun auch eine Trivialschmonzette für die Leinwand: Mitten in der Weltwirtschaftskrise lernt Annie den glatzköpfigen Multimilliardär „Daddy" Warbucks kennen. Der schließt die Kleine ins Herz und adoptiert sie – aus dem armen Waisenmädel wird das reichste Waisenmädel der Welt. Eine Herz-Schmerz-Geschichte, wie sie seit Shirley Temples Zeiten Filmproduzenten und Kinogänger immer wieder aufs neue erweicht.

Der andere heißt Blake Edwards. Der setzte auf eine Story, die so neu auch nicht ist: Eine abgebrannte Sängerin kommt auf den Dreh, daß ihre Karriere nur mit doppelter Travestie eine Zukunft hat. Sie verkleidet sich als Mann und begeistert ihr Publikum, indem sie fortan Damen imitiert. **Victor/Victoria** ist mittlerweile das fünfte Remake des gleichnamigen deutschen Revuefilms aus dem Jahre 1933.

Bei Huston wie bei Edwards hat sich die alte Erkenntnis durchgesetzt, daß Actionszenen zwar gut, Tanzeinlagen aber besser sind für den Publikumserfolg.

Freilich ging das Konzept in der bewegten Geschichte des Musikfilms nicht immer auf. So einfach wie in den fünfziger Jahren lassen sich gängige Melodien plus ausgeklügelte Choreographie nicht mehr in klingende Münze verwandeln. Damals steppten Chormädchen endlose Treppen rauf und runter, während die Kameras sie in atemberaubenden Pirouetten umschwärmten – Namen wie Vincente Minnelli und Gene Kelly waren jahrelang für jeden Hit gut.

Damit war erst mal Schluß, als das Rock'n'Roll-Fieber ausbrach: Bill Haley und Co. ruckten und zuckten den alten Hasen den Rang ab. Und als Hollywood 1961 gerade sicher war, mit der *Westside Story* die neue Machart für Erfolgsmusicals gefunden zu haben, wurden die Traditionalisten von der nächsten Welle überrollt. Simple Beach-Party-Filmchen lockten eine ganze Generation in die Lichtspielhäuser – wenn Elvis seine Hüften schwenkte und Jayne Mansfield es weiter oben wackeln ließ, war selbst Fred Astaire machtlos.

1970 ebnete *Woodstock* den Weg für eine Dekade dokumentarischer Streifen mit aktuellen Klängen. Wieder ins Abseits gedrängt, suchte man selbstbewußt nach neuen Möglichkeiten, kupferte aber letztendlich doch in den vierziger Jahren ab. Das gelang Martin Scorsese mit *New York, New York* ganz eindrucksvoll. Und einer, der das Genre über Jahrzehnte hinweg intensiv studiert hatte, konnte noch zweimal ins Schwarze treffen: Bob Fosse mit *Cabaret* und *All That Jazz.*

Mittenrein funkten die Rock-Giganten Who und Pink Floyd. Die hatten ihre aufwendigen Bühnenshows schon lange optisch aufgemotzt und brachten konse-

All That Jazz: Tanz aus dem Effeff

quenterweise ihr Ideengut mit *Tommy* und *The Wall* in die Kinos.

Keine Chance also für die neuen Alten? Die Gegenwart belehrt Zweifler eines Besseren: Durch *Das schönste Freudenhaus von Texas* tanzen leichtbekleidete Animierdamen, und in *Einer mit Herz* zeigt Hollywood-Hasardeur Francis Ford Coppola, daß er noch immer das Zeug zum Musical-Regisseur hat. Schade nur, daß die Las-Vegas-Chose gar nicht als Musical konzipiert war.

Der Trend soll auch künftig seinen Lauf nehmen. Universal will den Broadway-Dauerrenner *A Chorus Line* zum Leinwanderfolg trimmen. Dabei wurden die Bosse allerdings ihrem Versprechen gleich wieder untreu, nur noch Streifen unterhalb der 20-Millionen-Dollar-Grenze zu produzieren: Sie veranschlagten saftige 28 Millionen. *Dittmar Wegener*

Der neue Scirocco GTS.

Der neue Scirocco GTS: Ein ganz toller Scirocco. Mit 63 kW/85 PS-Motor. Oder in der stärksten Version mit dem neuen 1,8 l, 82 kW/112 PS-Motor und sportivem Fünfganggetriebe. In Verbindung mit diesem Motor gibt es serienmäßig: 5 1/2 J x 13-Leichtmetallräder mit breiten 175/70 HR-13-Reifen.

Weiter gehört zur Serienausstattung: ein 4-Speichen-Sportlenkrad. Mittelkonsole mit Ölthermometer, Ablagekästen an den Türen. Sportsitze vorn in sportlicher schwarz/silber-Konfektionierung. Schwarze, seitliche Stoßprofilleisten. Schwarze Einfassung des Heckfensters. Schwarzer Heckspoiler. Von innen einstellbare Außenspiegel.

Und dann legt dieser Scirocco noch einen Streifen zu.

Auf den Seiten steht breit und deutlich: GTS.

Ein Sportcoupé, das natürlich außerdem alle Qualitäten des erfolgreichsten Sportcoupés Deutschlands hat: temperamentvolle Fahrleistungen, gute Straßenlage, niedriger Kraftstoffverbrauch, viel Platz. Viel Spaß.

Der Scirocco.

V·A·G

Bei Ihrem V.A.G Partner.

Gilles Hennessy: „Meinen Cognac können Sie ganz leicht von anderen unterscheiden. Mit geschlossenen Augen."

Ottos EROTISCHER Ratgeber

Hallo, PLAYBOY-Leser! Hier ist wieder Euer Otti! War es nicht schon immer der Traum eines jeden von uns, die eigene Männlichkeit in Granit zu meißeln, um sie so für die Nachwelt zu erhalten?!

Anzeige

Exclusiv

VIER KAUFHOF-REISEN FÜR INDIVIDUELLE GLOBE-TROTTER

Entfernung 30 Meter. Das Löwenrudel wird unruhig. Das Leittier springt auf und kommt näher. Entfernung 15 Meter. Die entblößten Fangzähne sind deutlich zu sehen. Entfernung sieben Meter. Abdrücken – jetzt!

Selbst für ausgebuffte Globetrotter ist der Safari-Schuß mit der Kamera immer wieder ein Augenblick der Herausforderung. Hemingway läßt grüßen.

Dazu die Abenteuer der Zivilisation: First Class Hotel, Tennis, Golf, Windsurfen, Haute Cuisine, Bar-Talk und was am Pool sonst noch so anliegt.

Urlaub exclusiv – Reisephilosophie

Kaufhof-Reisen: die schönsten Plätze

des Kaufhof. Für Leute, die gern viele neue Dinge tun und auf altbewährte nicht verzichten wollen. Mietwagen? Steht am Hotel. Tageszeitung? Liegt auf dem Tisch. Ausflug? Ist organisiert. Über 20 Leistungsextras verstehen sich bei Kaufhof-Reisen von selbst. Davon sind viele oft im Preis eingeschlossen. Ein Blick in die aktuellen Kataloge *Sonne-Schnee '82/83* und *Sonne '83* genügt.

Individualität ist der Maßstab eines jeden Kaufhof-Reiseangebots, wie man auf vier, nur für Sie durchgeführten, Topreisen hautnah erleben kann. Veranstalter: *ITS International Tourist Services, Flughafen Köln/Bonn, Postfach 98 02 20, 5000 Köln 90, gemäß deren Reisebestimmungen.*

Afrika pur Reiseziel Kenia. Zwei Wochen inmitten der faszinierenden Tierwelt und an traumhaften Küsten des Indischen Ozeans. *1. und 2. Tag:* Abends Abflug von Frankfurt, frühmorgens Ankunft in Mombasa. Aufwärm- und Abkühl-Drinks im „Hotel Nyali Beach". *3. und 4. Tag:* Mit dem Flugzeug zum Amboseli-Nationalpark. Morgendliche Pirschfahrt. Keine Angst vor großen Tieren. Unserem Afrika-Spezialisten Freddy Fehlmann, der Sie begleitet, wird nachgesagt, er kenne sie alle persönlich. Weiterflug zum „Governor's Camp" im Massai-Mara in der Nord-Serengeti. *5. Tag:* Ballonsafari mit Champagnerfeier. Per Flie-

Mit der Kamera dem Dicken auf der Spur

ger nach Nairobi, per Bus zum berühmten „Mount Kenya Safari Club". *6. Tag:* Relaxen im Club. *7. Tag:* Fotopirsch. Geselliges Zusammensein mit Giraffen und Antilopen im Samburu-Nationalpark. *8. Tag:* Pirschfahrt vor dem Frühstück. Mittagessen im „Outspan Hotel". Übernachtung (nur in Doppelzimmern möglich) im „Treetops", dem Hotel „auf Bäumen". Nachts Tierstudien am beleuchteten Wasserloch. *9. Tag:* Zurück nach Nairobi, Übernachtung im erstklassigen „Hotel Norfolk". *10. bis 15. Tag:* Flug zum Strandhotel „Diani Reef". Fünf Tage sun and fun am Indischen Ozean. Pool, Bars, Disco, Tauchschule, Suiten mit Bad, Klimaanlage, Vollpension. Windsurfen, Tennis und Minigolf sind im Preis mit drin. Highlight: Ganztägige Dhau-Fahrt mit Hochseeangeln, Besuch eines afrikanischen Dorfes, Barbecue satt und Stammestänzen. Törn zum Mtwapa Creek mit kleinem Bordprogramm – und Open-Bar. Am Abend Fischköstlichkeiten im „Tamarind", dem Seafood-Tempel Kenias. Gelegenheit zum Casino-Besuch. *16. Tag:* Mombasa–Deutschland retour.

Reisebegleiter: Starfotograf Mangold

Zwischen Bar und Berberdorf Reiseziel Südmarokko. Die Wüste lebt. Zwei Wochen auf den Spuren der Nomaden – bis zum 9 Kilometer langen Sandstrand Agadirs.

1. Tag: Start von Düsseldorf, München oder Frankfurt nach Agadir. Transfer ins Luxushotel „Sahara". Shakehands mit den Reiseleitern.

2. Tag: Landrover-Konvoi – 6 Personen in jedem Wagen – in die martialische Vergangenheit: Über die geschichtsträchtige Festungsstadt Tiznit und die ehemalige spanische Enklave Sidi Ifni nach Goulimine, dem Tor zur Sahara. Atemholen vor dem nächsten Tag.

3. Tag: Wüstenausflug nach Asrir, einer Oase in der Sahara. Wasser!

4. Tag: Nächste Etappe – von Goulimine zu den berühmten Berbern von Amtoudi. Zur Erkundung der wildromantischen Steinwüste ein lockerer Wechsel aufs geländegängigste Transportmittel in dieser Region – das Maultier. Nachtlager in Tiznit, wieder in ortstypischen Hotels mit Dusche/WC.

5. und 6. Tag: Die Roverkarawane zieht durch die phantastische Gebirgslandschaft des Anti-Atlas nach Tafraout – einem der sehenswertesten Punkte der Reise – und über Bergpässe zurück nach Agadir.

7. Tag: Inshallah! Handel und Wandel in den Basaren der Kasbah von Tiout. Falls

Fliegende Teppiche gibt's in der Kasbah

Sie noch keinen „Fliegenden Teppich" besitzen sollten, hier in Tiout ist die Gelegenheit günstig, daß Sie einen finden. *8. bis 15. Tag:* Klimawechsel. Von den gut beheizten Sandebenen zurück in die dank Klimaanlage wohltemperierten Räume des maurischen Hotelpalastes „Sahara". Alle Zimmer mit Bad, Telefon, Balkon. Zwei Minuten zur paradiesischen Gartenanlage mit Swimmingpool, 500 Meter zum Strand. Ein Tennisplatz ist reserviert. Das Niveau von Restaurants, Bar, Nightclub, Vollpension etc. steht in den fünf Sternen des Hotels.

Während dieser Woche findet eine Stadtbesichtigung Agadirs und ein Ausflug in die alte Königsstadt Marrakesch statt.

Reise zu Sonne und Mond Reiseziel Lanzarote. Die berühmte Ausnahme unter den Kanarischen Inseln. Hier dominieren die Kontraste. Einerseits bizarre Steilküsten aus erstarrter Lava, mondähnliche Vulkanlandschaften, menschenleere Schlackenwüsten. Andererseits die idyllischen Papageien-Buchten im Süden der Insel, das Tal der tausend Palmen und nicht zuletzt ein atlantisches Hoch, das ideale Bedingungen für sämtliche Wasser- und Windsportarten schafft.
Rund vier Stunden dauert der Sprung von Berlin, Düsseldorf, Frankfurt oder München zur Inselhauptstadt Arrecife.
Von dort aus geht's direkt zum Begrü-

„Taxi" auf den Montaña de Fuego

ßungscocktail ins „Sheraton Las Salinas". Die Direktion des 5-Sterne-Luxushotels gibt sich persönlich die Ehre.
Der Rest ist Windsurfen, Catamaransegeln, Tennis, Putting Golf am nahegelegenen Platz und jede Menge Komfort:
In Doppel- oder Einzelzimmern mit Bad, Balkon, Fernsehen, Radio, Minibar und Halbpension.
Inclusive einiger Quadratmeilen Atlantik unmittelbar vor der Tür. Der Horizont ist übrigens von jedem Zimmer aus deutlich zu sehen.
Wer noch mehr als Meer sehen will, nutzt das Ausflugsangebot und geht zur Abwechslung vielleicht mal unter die Erde. Denn eine kilometerlange Lavahöhle wie die Cueva de los Verdes oder die weißen Krebse in der Grotte von Jameos del Agua gibt es nur einmal auf unserem Planeten.
Und wem beim Ausflug in die „Feuerberge" der Boden unter den Füßen zu heiß wird, fühlt absolut richtig. In zwanzig Zentimeter Tiefe verbrennt man sich schon die Finger. Wer Überraschungen liebt – auf Lanzarote wird er sie finden. Und nicht vergessen.

Reisebegleiter: Windsurf-As Pudenz

Champagner und Benzin Reiseziel Grand Prix Monte Carlo. Männer, Mädchen und Motoren. Highlife. Halbwelt und die oberen Zehntausend. Dazu das sonnige stille Hinterland der französischen Riviera. Eine Woche zwischen Rennfieber und Relaxen.
1. Tag: Jet von Frankfurt nach Nizza. Fahrt zum „Hotel Hyatt Regency Nice". Zimmer mit Bad und Frühstück und viel internationalem Flair.
2. Tag: Tatortbesichtigung Monte Carlo. Erster Lokaltermin: „Hotel de Paris". Diner in einer der renommiertesten Herbergen der Welt. Zweiter Lokaltermin: Disco life im „Jimmy Z". Die Gästeliste deckt sich weitgehend mit dem internationalen Who's Who. Große Chancen also, mit einer echten Prinzessin das Tanzbein zu schwingen.
3. Tag: Ausflug nach Saint Tropez und Umgebung. Mußestunden in einer idyllischen Landschaft.
4. Tag: Zum Verdösen oder zum Blick auf die ersten Trainingsläufe in Monte Carlo. Abendessen im dreifach besternten Restaurant „Moulin de Mougins" bei Cannes. Roger Vergé kocht auf. Genießen Sie die großartige Kochkunst dieses Küchenstars. Man sieht garantiert einige Figuren aus dem „Jimmy Z" wieder.
5. Tag: Monte Carlo – Trainingsfahrten, Ausscheidungsrennen, Fahrerlager. Fach-

Rennpiste der Schönen und Reichen

gesimpel an den Boxen. Rennfahrer Klaus Ludwig, Ihr Reisebegleiter, macht die Connection zu seinen Kollegen im Formel-I-Cockpit. Monaco hin und zurück mit dem Helikopter.
6. Tag: Grand Prix von Monte Carlo 1983. Transfer nach und von Monte Carlo wiederum per Helikopter. Bevor die Startflagge gesenkt wird, sitzen Sie auf der Tribüne.
7. Tag: Rückflug von Nizza nach Frankfurt.

Reisebegleiter: Renn-Profi Ludwig

Der Kaufhof lud ein, die Profis kamen Zum Beispiel *Guido Mangold,* international renommierter Fotograf. In Kenia gibt er Tips, wie man die Schnurrbarthaare eines Löwen scharf bekommt. Oder *Philip Pudenz,* dreifacher Welt- und Europameister im Windsurfen. Auf Lanzarote demonstriert er vom 8. 5. bis 19. 5. mit Mistral-Brett und North-Segel, woher der Wind weht. Und *Klaus Ludwig,* Deutscher Rennsportmeister 1981. In Monte Carlo erklärt er den Formel-I-Zirkus.
Alle vier Reisen sind buchbar mit nachstehendem Anmeldecoupon oder direkt in jedem Kaufhof, bei Kaufhof-Reisen.
Die Gruppengröße pro Termin und Reise ist

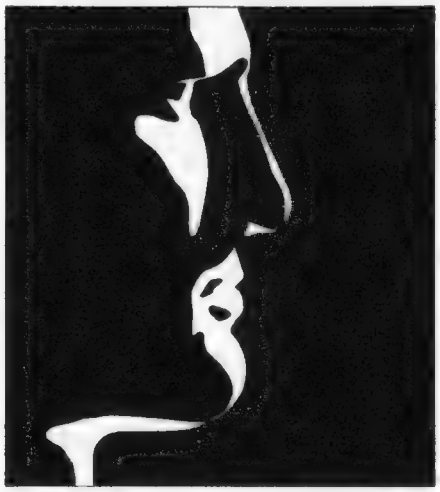
Kaufhof-Reisen: Sich verwöhnen lassen

eingeschränkt, um den reibungslosen Ablauf der Programme sicherstellen zu können. Die Bestätigung einer Anmeldung erfolgt in der Reihenfolge des Buchungseingangs. Die Reisen werden durchgeführt wie beschrieben, vorbehaltlich eventuell notwendiger Änderungen im Ablauf, über die wir unverzüglich informieren.

Euer Reiseangebot hat mich überzeugt. Ich melde mich an für
OSTAFRIKA am 29. 4. 83. von Frankfurt DZ ____ EZ ____
Reisedauer 29. 4. bis 14. 5. 83.
Reisepreis pro Person DM 7 190,–, Zuschlag EZ DM 800,–
Mindestteilnehmerzahl 15 Personen, Gruppengröße ca. 25 Personen. Reisegepäck- und Rücktrittskostenversicherung sind im Preis enthalten. Anmeldeschluß 18. Februar 1983
MAROKKO am _____ von _____/DZ ____ EZ ____
Reisetermin 1. 5., 15. 5. und 29. 5. 83., jeweils 2 Wochen
Abflugmöglichkeiten Düsseldorf, Frankfurt oder München
Reisepreis pro Person DM 2 790,–, Zuschlag EZ DM 300,–
Mindestteilnehmerzahl 18 Personen, Gruppengröße ca. 24 Personen. Reisegepäck- und Rücktrittskostenversicherung sind im Preis enthalten. Anmeldeschluß 18. Februar 1983
LANZAROTE am _____ von _____/DZ ____ EZ ____
Reisetermin 24. 4., 8. 5. und 22. 5. 83., jeweils 2 Wochen
Abflugmöglichkeiten Berlin, Düsseldorf, Frankfurt oder München
Reisepreis pro Person DM 3 190,–, Zuschlag EZ DM 600,–
Mindestteilnehmerzahl 20 Personen, Gruppengröße ca. 25 Personen. Reisegepäck- und Rücktrittskostenversicherung sind im Preis enthalten. Anmeldeschluß 18. Februar 1983
MONTE CARLO am 10. 5. 83. von Frankfurt/DZ ____ EZ ____
Reisedauer 10. 5. bis 16. 5. 83.
Reisepreis pro Person DM 3 249,–, Zuschlag EZ DM 1 000,–
Mindestteilnehmerzahl 15 Personen, Gruppengröße ca. 25 Personen. Reisegepäck- und Rücktrittskostenversicherung sind im Preis enthalten. Anmeldeschluß 18. Februar 1983
Reiseteilnehmer: 1. Name/Alter: _____, 2. Name/Alter: _____,
3. Name/Alter: _____, 4. Name/Alter: _____
Anmelder:
Name: _____ Vorname: _____
Straße: _____ Nr.: _____
PLZ/Ort: _____ Telefon: _____
Datum: _____ Unterschrift: _____
Bitte genau ausfüllen und abschicken. An ITS International Tourist Services, VIP-Reservierung, Postfach 98 02 20, 5000 Köln 90

KAUFHOF

Resex gibt dem Mann Profil



Sie wissen, wie Frischzellen im Alter wirken. Was Trockenzellen für ihre Potenz bedeuten, können Sie jetzt erfahren: Mit Resex Dragees aus der Apotheke.

Resex Dragees enthalten hochkonzentrierte Trockenzellen aus Keimdrüsen. Sie stimulieren die Hormonproduktion und stärken gezielt die männliche Potenz. Damit gibt Resex die Kraft, die ein Mann für die Liebe braucht.

Resex®

Denn Liebe muß man spüren können.

Bei körperlicher und geistiger Überbeanspruchung, Potenzschwäche und Abnahme des Sexualtriebs.
Otto A. H. Wölfer GmbH, Hamburg.

Auto Zeitung weiß was läuft.

Test & Technik
Neuheiten
Forschung
Kaufberatung
Motorrad
Meinungen

Alle 14 Tage neu!

Frech-Erotisch-Intim

3 Kataloge in einem: „Lovely Lady '83". Heiße atemberaubende Sex-Wäsche für Sie und Ihn, gezeigt an mehr als 200 der gewagtesten Variationen intimster erotischer Darstellungen, schöne Farbfotos. — Super-Katalog mit Akt-Kalender '83 noch heute anfordern gegen 10,– DM Schutzgebühr (Geldschein oder Scheck) — volle Anrechnung bei Kauf! —

Miß Tina's Sexy-Boutique
Postfach 06112 · 5657 Haan 1

BÜCHER

Starker Tobak Dr. William T. Whitby raucht leidenschaftlich Pfeife. Er trägt sie rechts, unter einer riesigen Stirn. Das läßt hoffen und ahnen. Der Kollege ist stolz auf seine Leiden(schaft)sgenossen Charles Darwin, Albert Einstein, Sigmund Freud und Herbert Wehner. Er verweist auf die Zigarrengenießer Ludwig Erhard und Winston Churchill, die 80 beziehungsweise 91 wurden. Aber was noch viel wichtiger ist: „Es wird wohl auf der ganzen Welt nicht so viel geraucht wie in Sowjet-Georgien. Und ausgerechnet dort leben die Menschen am längsten. Viele von ihnen werden über 100 Jahre alt. Eine Georgierin von 140 Jahren gab an, daß sie seit ihrer Kindheit täglich zwei Päckchen Zigaretten raucht."

Und warum der ganze Qualm ums Rauchen? Whitby hat in seinem Buch **Rauchen ohne Angst** (Info-Verlag, 12,80 Mark) „die mit Millionen Steuer- und Spendengeldern finanzierte Antiraucherkampagne" aufgespießt. Und das nicht nur, weil er herausgefunden hat, die so oft beschworene Lungenkrebs- und Herzinfarktgefahr entbehre jeder Grundlage. Der Kollege glaubt, daß mit dem einmal entfachten Feuer der Krebsfaktor Profitindustrie eingenebelt werden soll. Er sieht Licht durch die Schwaden: radioaktive Strahlen, Röntgenstrahlen, Beton- und Asbeststaub machen Lungenkrebs.

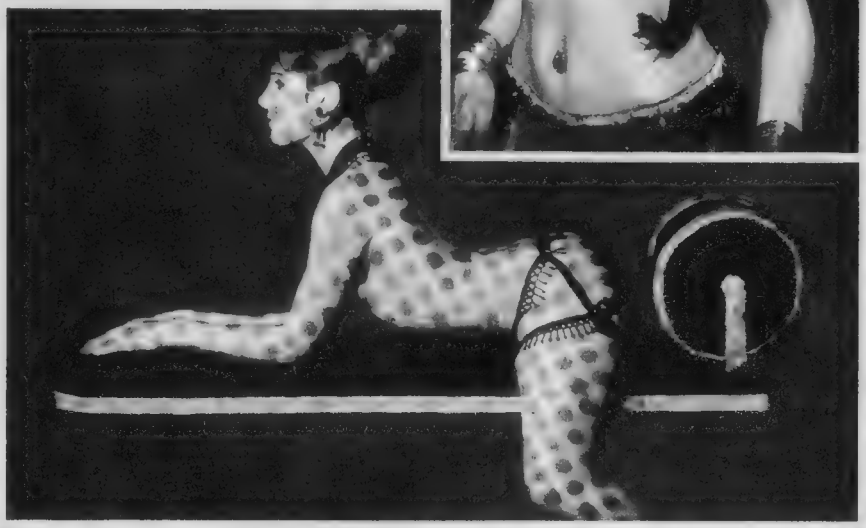
Da muß man noch einmal tief durchatmen. Sicher wird die krebsfördernde Wirkung von Zigaretten weit überschätzt. Bis zu sechs Zigaretten am Tag dürften, insbesondere wenn sie nicht in stickigen Räumen inhaliert werden, auch auf lange Sicht keine krankmachende Wirkung haben.

Für meinen australischen Kollegen jedoch ist *Rauchen ohne Angst* schon eine abgemachte Sache. Denn er behauptet, „daß es trotz jahrelanger intensiver Versuche noch niemals gelungen ist, bei einem Versuchstier Lungenkrebs zu erzeugen". Na, schön. Menschen sind keine Ratten, jedenfalls die meisten nicht. Und mit Tierversuchen kann man überhaupt nichts beweisen, weder für noch gegen einen menschlichen Krebsschädling.

Aber so darf es auch nicht verwundern, daß Kollege Whitby in seinem anregenden 223-Seiten-Buch zu einer pointierten Schlußfolgerung kommt: „Ich halte das Rauchen für unschädlich, für ungefährlich, in sehr vielen Fällen sogar für ge-

IMMER NOCH CRAZY

ZUR ERÖFFNUNG kam Jean Marais mit einem Cowboyhut auf dem Kopf und einer unbekannten Schönen im Arm und staunte nicht schlecht: Im Crazy Horse ging die erste Revue über die Bretter, die Mädchen ließen die Wäsche fallen und machten so den Saloon von Alain Bernardin zu einem Begriff. Heute, 32 Jahre später, wirken die erotischen Gehversuche aus dem Nachkriegs-Paris wie ein überkandideltes Spektakel. Dennoch haben *Die Revue-Girls vom Crazy Horse* (Bahia Verlag, 48 Mark) Show-Geschichte geschrieben. Und was viel besser ist: Sie tanzen noch immer.



Buch Tips

James Graham Ballard: **FREIFLÜGE,** Roman über einen Absturz – auch aus der Realität – in ein surrealistisches Märchen; Robinson-Verlag, 24,80 Mark

Evelyn Schwark: **PARANOIRAMA,** Sammelsurium fotografischer Idiotien aus den Archiven internationaler Presseagenturen; Eichborn-Verlag, 28 Mark

Felter/Wernitz/Wöhner: **FILMEN MIT VIDEO,** ausführliche Gebrauchsanleitung für den Umgang mit einem neuen Medium; VWI-Verlag, Herrsching, 49,90 Mark

Dieter Seibert: **TRAUMTOUREN IM TIEFSCHNEE,** alles Wissenswerte über 226 Ziele in 15 ausgewählten Brettl-Regionen; Verlag J. Berg, 49 Mark

Jürgen Lewandowski: **MASERATI – TYPEN, TECHNIK, SPORT,** die röhrenden Produkte aus Italiens berühmtester Schmiede in Wort und Bild; Motorbuch-Verlag, 58 Mark

sund, auf jeden Fall aber für genußvoll."

Ich erinnere mich noch sehr gut an meinen ersten Rauchversuch im Kuhstall des väterlichen Bauernhofs. 13 war ich damals und durchaus nicht schwächlich. Nur wenige Züge aus einer Zigarre, die ich meinem Vater entwendet hatte, hätten mich fast umgebracht. Nie im Leben war mir so nachhaltig schlecht. Warum ich das schreibe? Weil mir seither niemand mehr einreden kann, daß Tabakrauch nicht ein hochwirksamer Stoff ist. Nur die Dosis entscheidet, ob er als Gift oder gar als Arznei wirkt. *Julius Hackethal*

•

Fortsetzung folgt Wild waren die zwanziger Jahre nicht nur in Berlin. Auch in Moskau und Leningrad brodelte es. Stalin war noch nicht der große Diktator, Experimentierfreude das Motto des Tages. Eines der skurrilsten Produkte jener Zeit wurde jetzt wiederentdeckt: ein Fortsetzungsroman aus dem Jahre 1927, der damals in der Zeitschrift *Das kleine Feuer* erschien. 25 Autoren schrieben je nach Gusto ein Kapitel und ließen **Die großen Brände** (Ullstein, 34 Mark) aufflackern. Die Schriftsteller, darunter bekannte und unaussprechliche Namen wie Nowikow-Priboj, Ognjow und Soschtschenko, scherten sich kaum um den roten Faden und erfanden ständig neue Akteure, so daß die Story kreuz und quer durchs sowjetische Milieu driftet. Auf der Suche nach dem Geheimnis um die rätselhaften Brände beherrschen mal „fünf Helden proletarischer Herkunft" die Szene oder auch die attraktive Chemikerin Walentina.

Der Personalbestand des Romans sei ins Kraut geschossen, befand denn auch Herausgeber Sosulja und reicherte die Geschichte mit einem personalsparenden Computer an. Gag des literarischen Unternehmens: Verballhornung des damals noch jungen Sowjetsystems und seiner Alltagsprobleme.

56 Jahre später: So ein Jux ist auch in Deutschland möglich. Ohne politischen Hintersinn betreibt derzeit ein Ulmer Ulker, der Kleinsttheater-Chef Theodor Dentler, sein absurdes Buchprojekt. **Kein schöner Land** wird sogar 90 Autoren beschäftigen, die bis zu den Landeskunstwochen Baden-Württembergs in zwei Jahren zu Potte gekommen sein sollen. Die Hauptfiguren der Nonsens-Moritat haben Dentler und seine Schauspieler bereits entwickelt. Es ist der von-Speidl-Clan, eine Versammlung krummer Hunde, die sich in bester Courths-Mahler-Manier ineinander verbissen haben. *Utz Weber*

ESSEN&TRINKEN

Kult um Kohl Heimatverbundene norddeutsche Feinschmecker kennen nur drei Jahreszeiten: den Frühling mit zartem Spargel aus der Heide, den Sommer mit Birnen, Bohnen und Speck – und nach dem ersten Frost die Braun- beziehungsweise **Grünkohlmonate.**

1881 hieß es in den *Ansichten der Hansestadt Bremen:* „Der Braunkohl erreicht bei sorgfältiger Kultur eine Höhe von sieben Fuß und ist völlig gefroren am besten zu genießen." Trotz aller Veredelungsversuche, und das ist das Geheimnis des krausen Kohls, haftet ihm so viel Sprödes und Uriges an, daß er selbst nach mehrmaligem Kochen nicht nur immer besser schmeckt, von allen Wintergemüsen bringt er es auch auf den höchsten Vitamingehalt. Selbst dreimal aufgewärmt pumpt der köstliche Braune noch doppelt so viel Vitamin C in den Körper wie eine frische Grapefruit.

Die Zubereitung variiert von Landstrich zu Landstrich zwischen Dollart und Eider. Der Kohl selbst ist überall gleich und enthält nur 40 Kalorien auf 100 Gramm. Schon die unverzichtbare Wurst powert allerdings den Kalorienpegel um 1500 hoch. Und sie allein macht den Kohl auch noch nicht fett: Hinzu kommen durchwachsener Speck oder geräucherte Schweinebacke. Und, wie „Landhaus"-Chef Armin Scherrer von Hamburgs Elbchaussee ergänzt, unbedingt Schweine- und Gänseschmalz, Speckwürfel, ausgeschwitzte Zwiebeln und Schinkenbrühe. Gewürzt wird mit Pfeffer, Salz, wenig Senf und Zucker.

Gilt der Grünkohl zwischen Hamburg und Flensburg als Spezialität, so wurde er von Bremen bis Oldenburg zum Kult

Anzeige

Der Sympathie-Auslöser ALPHA 10 ♂

der Duftstoff-Spray mit dem Wirkstoff, dem Frauen kaum widerstehen können!

Streß, Unsicherheit, Reizüberflutung und Vereinsamung machen es Männern heute oft schwer, Begegnungen mit dem »anderen Geschlecht« wirklich ausleben zu können.

ALPHA 10

hilft Ihnen, Bande der Sympathie zu weben. Er enthält Körperduftstoffe, Pheromone genannt, die biochemische Signale ausstrahlen. Diese unbewußt empfangenen Signale stimmen Frauen positiv auf den aussendenden Partner ein.

Das bedeutet:

Sie sprühen eine geringe Menge ALPHA 10 auf Ihr Jackett, und Sie erleben die Wirkung auf Frauen in Ihrer Umgebung. Das einmalige Sprühen wirkt volle 7 bis 10 Tage. Ein Spray reicht für 20 bis 30 Anwendungen – genug also für ein halbes Jahr. **Und das zu einem Preis von 49,50 DM inklusive Porto und Verpackung.**

Probieren geht über Studieren

Testen Sie ohne Risiko Ihre persönliche Wirkung auf Frauen. Bestellen Sie mit anhängendem Coupon ALPHA 10 und genießen Sie in aller Ruhe und Ausgiebigkeit den erstaunlichen Sympathie-Auslöser. Bei Nichterfolg senden Sie ALPHA 10 spätestens nach 3 Monaten an uns zurück und Sie erhalten umgehend Ihr Geld wieder.

So wird's gemacht:

Bestell-Coupon ausfüllen, ausschneiden und zusammen mit Ihrem Scheck an uns einsenden. **Sie erhalten Ihr ALPHA 10 postwendend.**

Bestell-Coupon Nr. PL 3

Ja, ich möchte Ihren Sympathie-Auslöser probieren und bestelle hiermit

____ **ALPHA 10** Duftstoff-Kompakt-Spray zu je 49,50 DM (inklusive Porto und Verpackung).

Bei Nichterfolg schicke ich Ihnen den Spray spätestens nach 3 Monaten zurück und erhalte mein Geld wieder.

Datum/Unterschrift

Name:

Vorname:

Straße:

PLZ/Ort:

ADAM-Versand

Postfach 4028, Waldstraße 2, 7307 Aichwald

hochstilisiert: Hier heißt er Braunkohl und dient Familiensippen, Betriebsgruppen, Kegelklubs, Sekten und Säufern als Alibi für Gaumen-, Magen- und Leberorgien. Zugehörige Wurst ist die Pinkel, bestehend aus Speckstückchen, Hafergrütze, Talg und Zwiebeln, gewürzt mit weißem und schwarzem Pfeffer, Thymian und Kerbel. Das läßt sich dann goldgelb braten oder zu sämigem weißem Grützbrei kochen. Serviert wird das Ganze mit Pell-, Salz-, Brat- oder Zuckerkartoffeln, die sich ja auch nicht gerade in die Rubrik Kalorienschwächlinge einordnen lassen.

Ob nun mit oder ohne Pinkel – der Grünkohl hat schon so einiges überstanden: Kriege, napoleonische und britische Besatzung, Sturmfluten, Trockenperioden und sogar die Nouvelle Cuisine. Kein noch so vornehmes Viel-Sterne-Restaurant an Elbe und Weser kommt während der Saison an diesem Leckerbissen vorbei. Am besten aber paßt das Ur-Gericht des Nordens in zünftige Gasthäuser, wo es zur Verdauung neben Korn, Aquavit und Eiswette womöglich noch eine Kegelbahn gibt.

Wer die Grünbraunen durchprobieren will: Der PLAYBOY sagt, welche der fünf Varianten wo am besten schmeckt.

Die „Holsteiner Grünkohlplatte" für 14,50 Mark in *Wittlers Hotel* (Große-Kreuz-Straße 11, 2418 Ratzeburg, Telefon 0 45 41/32 04, sonntags Ruhetag).

Spezialität auf Wunsch: kalte Schweinebacke mit Zimt und Zucker.

Die „Grünkohlplatte" auf niedersächsisch für etwa 16,50 Mark im *Hotel zur Eiche* (Steinbecker Straße 111, 2110 Buchholz, Telefon 0 41 81/80 69, mittwochs geschlossen). Empfehlenswert: Kohlwurst.

Das „Oldenburger Grünkohlessen" für 19,50 Mark in der *Kötjenstube Sandhatten* (Auf dem Kötjen 1, 2904 Hatten, Telefon 0 44 82/8 66, Montag und Dienstag Ruhetag). Hervorragend: weiße, gekochte Pinkel.

„Kohl und Pinkel" auf bremisch für 19,50 Mark im *Worpsweder Landhaus* (Findorfer Straße 2, 2826 Worpswede, Telefon 0 47 92/12 39, dienstags geschlossen). Unbedingt essen: leicht geräucherte Pinkel im Schweinedarm!

Die „Hamburger Grünkohlplatte" für 16,50 Mark im *HSV-Bierbrunnen* (Rothenbaumchaussee 115, 2000 Hamburg 13, Telefon 0 40/4 10 41 81, Sonntag Ruhetag). Gäste wie Uwe Seeler und Günter Netzer gelten als Kenner. *Jan Albers*

•

Fischwärts ins Alte Land Seit sie in Hamburgs Nobelrestaurants nicht mehr unter sich sind, zieht es die feinen Hanseaten hinaus in die Umgebung – ins Alte Land am linken Elbufer beispielsweise, wo sie schon der Anblick eines reetgedeckten Fachwerkhauses für die halbstündige Fahrt entschädigt. Im **Herbstprinz** (2155 Jork, Telefon 0 41 62/74 03, montags geschlossen) ist schon mancher Antiquitätenhändler ins Träumen geraten: Zwischen schweren Eichenmöbeln sind altes Küchengerät, kostbare Gläser und Bilder mit sicherem Geschmack arrangiert. Hinter dem perfekten Ambiente steht Renate Pahlkes Küche nicht zurück. Mittags empfiehlt sie ihren Gästen, was Fischmarkt und Großmarkthalle gerade zu bieten haben, abends ißt man à la carte: klare Altländer Hochzeitssuppe (6,50 Mark), danach vielleicht Heilbutt in Champagnersauce oder Medaillons vom Ochsen in Calvadosrahm (jeweils um 30 Mark), als Dessert selbstverständlich die hausgemachte rote Grütze mit Vanillesauce (6,50 Mark). Zur Verdauung empfiehlt sich ein „Apfelbrannt Herbstprinz" – der Calvados des Alten Landes. *Claus Bienfait*

TRIPS

Himmel, Harsch und Firn Der dritte Tag ist der schlimmste. Wenn der Muskelkater noch nicht weg und die Kondition noch nicht da ist, wird jede Bewegung zur Qual. Da bleiben sogar die kontaktfreudig kichernden schwedischen Skihaserl an der Bar des „Le Hameau" in Méribel unberührt: Rien ne va plus, die Helden sind müde.

Ein paar schaffen nicht einmal mehr das Abendessen. Sie liegen wie aufgebahrt in ihren Appartementbetten. **Ski Neuf Vallées** heißt die kräftezehrende Disziplin – eine Art alpiner Neunkampf gegen den inneren Schweinehund, im Grenzbereich zwischen dem geordneten und dem freien Skilauf: Querfeldein-Ski mit maschineller Marscherleichterung, wilde Abfahrten und zahme Anstiege,

Tiefschnee-Freud ohne Touren-Leid. In Frankreich hat der Skisport eine neue Dimension.

Die jungen Bergführer Francis Petex und Ilse Carle haben Europas größten Skiverbund ausgetüftelt. Mit Gruppen von maximal zehn Leuten zigeunern sie jeweils eine Woche lang kreuz und quer durch Savoyen: eine grandiose Ski-Safari in der Tarantaise, rund um das mächtige Massif de La Vanoise.

Dabei werden neun – strenggenommen sogar zwölf – Täler durchstreift, zehn bekannte Skistationen berührt und rund 30 000 Höhenmeter Abfahrt bewältigt. Nach oben, bis 3280 Meter, kommt man weitgehend mit der gnädigen Hilfe von rund 100 mechanischen Aufstiegshilfen.

Im Liftverbund klaffen allerdings Lükken, die mit Muskelkraft überbrückt werden müssen – auf Saumpfaden und Ziehwegen, auf schwindelnden Quergängen und steilen Steigen, über Grate und Schroffen, die Skier auf der Schulter und das Herz mitunter in der Hose. Doch bergab verfliegen die an den Guide gerichteten Mordgedanken im Nu: beim Zöpfchenflechten auf unverspurten Hängen, von denen die gemeine mitteleuropäische Ski-Ameise nur träumen kann, wenn sie nicht bei Neuschnee sehr früh aufsteht. Mit Yeti-Nasen wittern Francis und Genossen das, was die Franzosen *poudreuse* nennen: Pulverschnee von der locker-leichten Sorte „Frau Holle", der beim Aufwirbeln Hosentaschen füllt, Atemwege verstopft und Skifahrer-Seelen erlöst.

Natürlich lernt man mit Francis und Co. auch andere Schnee- und Geländeformen kennen. Nach einer Woche Bruchharsch und Preßschnee, Sülze und

Sumpf haut einen nichts mehr von den Brettern. Da stürzt man zähneklappernd in die grausigsten Rinnen und Couloirs, hopst schweißgebadet über Wurzelstock und Stein, beherrscht den Almbauern-Gedächtnisschwung sogar im betonschweren Pappschnee und weiß beim Fichten-Slalom, daß Bäume stets Sieger bleiben.

Ski Neuf Vallées beginnt in Valmorel, einer hübschen Skistation mit dörflicher Struktur statt Schlachtschiff-Architektur, und endet 50 Kilometer weiter in Les Arcs, einem gerade noch erträglichen Beispiel der Gründer-Bauweise. Übernachtet wird in Méribel (dem Mittelpunkt der berühmten „Trois Vallées") und in Montchavin, dem kuscheligen Glanzstück der neuen „Station d'Hiver" in Savoyen. Dazwischen liegen die Alpin-Manhattans von La Plagne bis Val-Thorens, aber auch abgeschiedene Dörfer und unberührte Täler. Die Koffer reisen per Bus von Tal zu Tal, die *Neuf-Vallées*-Touristen – bis auf ganz wenige Transfers – per Ski.

Am ersten Tag ist Gruppeneinteilung. Männlein und Weiblein aller Altersgruppen stürzen sich wie Lemminge in den Testhang. Die natürliche Auslese besorgt der tückische Bruchharsch – wer halbwegs aufrecht unten ankommt, darf zu Francis in Gruppe eins. Philippe führt die mittlere, Ilse die schwächste Gruppe. „Wir wollen niemanden überfordern", erklärt Francis. „Jeder soll seinen Spaß haben. Wir passen unser Programm immer dem Wetter und den sportlichen Möglichkeiten der Teilnehmer an." Sie tun es, jede Gruppe für sich, mit einer bemerkenswerten Flexibilität.

SKI NEUF VALLÉES gibt's von der zweiten Januar- bis zur zweiten Februarwoche und von Ende Februar bis Ende März. Spezialausrüstung nicht erforderlich, Kondition kann nicht schaden, Französisch-Kenntnisse nützlich. Die Tour kostet inklusive Übernachtung mit Frühstück, Transfers, Skipässen und Führer rund 1000 Mark. Auskünfte und Buchung im Bureau des Guides de Valmorel, Maison de Valmorel, F-73260 Aigueblanche, Telefon 00 33 79/24 10 00, oder bei Alpes Réservations Valmorel, F-73260 Aigueblanche, Telefon 00 33 79/24 28 44.

Keine Tour ist wie die andere. Bei Schneestürmen oder Lawinengefahr, bei gesperrten Strecken oder abgeschalteten Liften wird eine neue Route improvisiert. Nur von einem Punkt rückt Firn-Freak Petex auch unter extremen Umständen nicht ab: Er empfindet jeden Meter planierte Piste als unerträgliche Zumutung.

Mittags treffen die Gruppen wieder aufeinander. Dann biegen sich bei fröhlichen Picknicks die Tische. Etwa im verlassenen Dorf Deux Nants, wohin der Vater von Francis Petex jede Woche Beinschinken und geräucherte Lammzunge, Käse und Wein schleppt. Oder im Vallée de Celliers, wo im Sommer die Tour de France über den Col de la Madeleine strampelt. Im Winter wird das Erlebnis der unendlich weiten Gebirgslandschaft gekrönt vom Champignon-Omelette im „Hôtel du Grand Pic" (F-73260 Aigueblanche, Telefon 00 33 79/24 03 72), von den Heidelbeeren mit frischer Sahne einmal ganz zu schweigen.

Als Höhepunkt fährt Madame Thérèse im „Bouquetin" in Champagny für 50 Franc ihr Menu Surprise auf: hausgemachte Pasteten, Poté Savoyarde (Haxen und fette Würste auf Kohl), reichlich Raclette mit Pellkartoffeln, stapelweise frische Crêpes mit Marmelade, Käse satt, Wein und Schnaps *à discrétion*.

Dazu wird immer Café Savoyarde, das heiße Teufelszeug, im Schnabeltopf herumgereicht. Das geht ins Hirn und läßt bei der nächsten Abfahrt den Käse in den Knien und die Marmelade in den Muskeln vergessen. *Herbert Kistler*

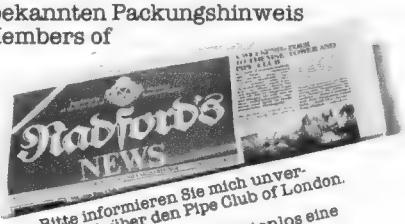
SERVICEPLAN

Made under licence of J. Brumfit & Radford Tobacco Limited., Harrow/London
Tobacco-Tradition since 1700. In Deutschland hergestellt.

Rauchzeichen.

Angenommen, Sie gehören zu jenen beherzten Pfeifenrauchern, die gern mal etwas Neues probieren, dann legen wir Ihnen für's Nächste Radford's Nut & Berry an's Herz. Es kann nämlich durchaus sein, daß man Sie dann auf das eigenartige Aroma hin anspricht. Bleiben Sie cool wie diese exquisite Mixture, einer beschwingten Kombination edler Virginias, Burleys und Orients mit der exotischen Harmonie wilder Beeren und reifer Nüsse. Benutzen Sie die Zeichensprache und verweisen Sie mit der Pfeife sachte auf den bekannten Packungshinweis „Approved by Members of the Pipe Club of London". Das erklärt eigentlich alles.

In 50 g und 100 g bzw. 200 g-Preisvorteil-Dosen erhältlich.



☐ Bitte informieren Sie mich unverbindlich über den Pipe Club of London.

☐ Bitte schicken Sie mir kostenlos eine Rauchprobe Radford's und die Pipe Smokers News.

Name

Straße

PLZ/Ort

P 1/83

Radford's Tobaccos POB 568, 8300 Landshut

BOMMERLUNDER:

AUFREGEND GUT. WÜRZIG UND REIN.

Gläser-Coupon:
Original 4 cl-Gläser für Bommerlunder und Bommerlunder mit Pflaume.
6 Gläser mit Tiefkühltablett für DM 22,50 plus 3,– DM Versandspesen gegen Einsendung eines Verrechnungsschecks frei Haus.
Herm. G. Dethleffsen
Postfach 1442/74
2390 Flensburg

Buhnen an der Westküste. Nirgends ist der Horizont weiter, ist der Himmel höher.

Bommerlunder.
Der große Klare aus dem Norden.

DER PLAYBOY BERATER

Urlaub im Senegal ist für mich das richtige in diesem Winter. Nun könnte ich mir vorstellen, daß man mit den Einheimischen gute Tauschgeschäfte machen kann. Hätten Sie ein paar Tips? – F. P., Rohrdorf.

Alles, womit Sie noch vor zwei Jahren in der DDR oder Rumänien reüssieren konnten, geht in Afrika. Die elektronischen Entwicklungen in Richtung Miniaturisierung machen es möglich: Taschenrechner, Digitaluhren, Kassettenrecorder und Transistorradios sind bequem einzuführen und gefragte Tauschobjekte. Darüber hinaus akzeptiert man auch die Sportschuhe mit den berühmten Streifen oder bedruckte T-Shirts als Zahlungsmittel, weil sie als modische Statussymbole gelten. Der Handelswert gebrauchter Produkte liegt in diesem Teil der Welt mindestens beim Doppelten des deutschen Ladenpreises.

Kaum war meine langjährige Freundin mit mir zusammengezogen, da stellte ich fest, daß sie alle Souvenirs, Fotos und Liebesbriefe ihrer früheren Freunde mitgebracht hatte. Ich billige Frauen zwar zu, daß sie sentimentaler als unsereins sind, doch was hat sie eigentlich von den Erinnerungen an die Verflossenen? – O. N., Offenbach.

Nur keine Eifersucht. Das Mädchen, das Sie lieben, ist natürlich auch das Produkt früherer Erfahrungen. Die Trophäen-Sammlung gibt Ihnen wahrscheinlich eine kompetentere Auskunft über alle Hoffnungen und Träume Ihrer Freundin als eine Bibliothek von Aufklärungsbüchern, Sex-Reports und tiefenpsychologischen Deutungen.

Als Weihnachtsmann habe ich einiges für meine Geliebte springen lassen. Da interessiert mich doch mal: Wer war denn die „kostbarste" Frau der Weltgeschichte? – H. D., Bochum.

Dieses Attribut können mehrere Damen für sich beanspruchen. Der mazedonische Eroberer Demetrios Poliorketes führte vor 2200 Jahren die Mehrwertsteuer für Seife ein, um seine Gespielin, die Hure Lamia, auszuhalten. Kleopatra ließ sich von Mark Anton die Hälfte des römisch besetzten Orients schenken – bereits zu damaligen Grundstückspreisen eine generöse Bescherung. Im Indien des 17. Jahrhunderts ließ Schah Dschahan 20 000 Arbeiter 15 Jahre lang malochen, um seiner Liebsten das Tadsch Mahal zu bauen. Jacqueline Onassis bekam von ihrem Gemahl allein in den Flitterwochen Juwelen und Häuser im Wert von 20 Millionen Dollar.

Neulich hat mich ein Mädel ganz schön hinters Licht geführt: Nachdem sie sich ausgezogen hatte, war auch ihr

Busen futsch. Was machen Sie denn, wenn Sie so hereingelegt werden? – U. R., Bielefeld.

Gar nichts.

Bitte sagen Sie mir, wo ich in elegantem Rahmen das Jahr ausklingen lassen kann. – R. K., Gummersbach.

Da gibt es eigentlich nur einen heißen Tip: den traditionellen Silvesterball in der Wiener Hofburg. An die 4000 illustre Gäste lassen sich alle Jahre wieder vom Wiener Charme verzaubern. Insider halten diese Silvester-Gala in der prächtigen K.u.K.-Kulisse für den beeindruckendsten Jahreswechsel in ganz Europa. Mit rund 350 Mark sind Sie dabei – einschließlich Übernachtung, Ball mit Gala-Diner und Neujahrs-Brunch, zu dem das weltberühmte Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker in Stereo auf Großleinwand live in die Frühstücksräume übertragen wird. Veranstalter ist das Hotel Inter-Continental Wien. Aus den geheimnisvollen Tiefen eines griffbereiten Fonds zaubert das Hotel-Management (Telefon 0 04 32 22/75 05, Apparat 114) meist noch einige der ansonsten Jahre im voraus vergriffenen Billetts.

Seit ich mit meiner neuesten Eroberung auch frühstücke, haben wir noch ein Gesprächsthema: Träume. Als ich unlängst ganz nebenbei anmerkte, daß ich meistens in Farbe träume, reagierte die Dame befremdet und meinte, das täten nur Leute, die nicht ganz richtig im Kopf seien. Was soll ich denn davon halten? – E. H., München.

Nichts. Spekulationen über Zusammenhänge zwischen Geisteskrankheit und farbigen Träumen gab es, als die Traumforschung noch in den Kinderschuhen steckte – und das ist schon wieder ein paar Jährchen her: 1953 erkundete Professor Nat Kleitman in Chicago die „Rapid Eye Movements" (REM) bei Schlafenden erstmals mit wissenschaftlichen Methoden. Mittlerweile gibt es Untersuchungen, nach denen 80 Prozent der Testpersonen, die aus einer REM-Phase geweckt werden, angeben, bunt geträumt zu haben. Die Erinnerung daran schwindet natürlich beim Aufwachen – aber mit welcher Geschwindigkeit, ist individuell unterschiedlich. Es soll aber auch Leute geben, die sich noch nie an einen Traum erinnern konnten – nicht mal in schwarzweiß!

Jetzt soll es echte Havanna-Zigarren geben, die in Deutschland hergestellt werden. Ist an der Geschichte was Wahres dran? – H. S., Kiel.

Ja. Die deutschen Kubaner heißen „La Esdura" und werden von der Cigarrenfabrik Rinn & Cloos AG (6300 Gießen, Postfach 62 20, Telefon 06 41/6 30 77) produziert. Außerhalb der Castro-Insel ist es „R&C" als einzigem gelungen, das Tabakmonopol „Cubatabaco" zur Vergabe einer Lizenz zu überreden. Ihr Vorteil: Lediglich die Rohtabake müssen verzollt werden – die Preise sind dementsprechend akzeptabel. Die „Esduras" gibt es in fünf verschiedenen Formaten – vom feinen „Mini"-Zigarillo bis zur dicken „Especiales".

Während einiger London-Trips habe ich mich immer wieder über das wahnsinnig große Angebot an Büchern über Rockmusik gefreut. Bei uns gibt es weder auf deutsch Vergleichbares, noch gibt es Läden, in denen man die englische Lektüre in nennenswerter Auswahl bekommen kann. Wissen Sie einen Weg aus dem Dilemma? – S. K., Landau.

Stecken Sie doch Ihrem Buchhändler mal folgende Adresse: Book Sales, Kölner Straße 199, 5000 Köln 90, Telefon 0 22 03/1 30 18. Dort bekommt man nicht nur Lillian Roxons berühmte „Rock Encyclopedia", die illustrierte Blondie-Biographie von Lester Bangs und das aufwendigste aller Beatles-Bücher mit dem Umschlag von Andy Warhol, sondern auch zahllose Biographien von Blues- und Jazzgrößen. Im Katalog von Book Sales ist alles akkurat aufgelistet.

Der Playboy-Berater kann leider nicht alle Anfragen veröffentlichen. Aber wir beantworten Fragen, die im PLAYBOY *behandelte Themen betreffen, wenn Sie einen frankierten Rückumschlag beifügen. Unsere Anschrift: Playboy-Berater, Playboy-Redaktion, Postfach 20 17 28, 8000 München 2.*

IST SEX DIE WICHTIGSTE SACHE DER WELT?

JEDEM DAS SEINE

Wer so fragt, fragt naiv. Wer vorgibt, eine einzige Antwort zu wissen, ist dumm. Gesellschaftliche Entwicklungen ermöglichen Orientierungen. Die Sexwelle der letzten beiden Jahrzehnte hat uns mit Sicherheit mehr Freizügigkeit gebracht. Immer mehr sexuelle Verhaltensweisen werden geduldet und akzeptiert – wie Masturbation, orale und anale Tendenzen, vor- und außerehelicher Geschlechtsverkehr, Homosexualität und so weiter.

Wie wichtig Sexualität für das Individuum ist, wieviel es braucht, erträgt oder nicht erträgt, ist zwar ausnahmslos durch gesellschaftliche Entwicklungen bedingt, jedoch für den einzelnen in unterschiedlichem Ausmaß relevant.

Dr. Klaus Pacharzina
Sexualwissenschaftler
und Autor
Hannover

GESUNDHEIT GEHT VOR

Nein. Die wichtigsten Dinge sind für mich Gesundheit, mein Mann, Familie und meine Freunde. Sex steht in jedem Fall erst an zweiter Stelle. In erster Linie bin ich mit meinem Mann befreundet. Ein Verhältnis kann nicht nur auf Sex aufgebaut werden.

Das wäre zu oberflächlich.

Lorna Luft
Schauspielerin
Los Angeles

EINSTIEGSDROGE

Ich habe es einmal probiert und komme nicht mehr davon los.

Klaus-Peter Ganz
Barkeeper im
Hotel „Holiday Inn"
Walldorf

FRISCHLUFT

Wenn man eingesperrt ist, erscheinen einem die Freiheit und das Nachdenken über die Zukunft wichtiger. Psychisch belastend und erniedrigend ist es allerdings, daß der natürliche und gesunde Sexualtrieb verboten wird. Das sollte der Gesetzgeber ändern, um den gefährlichen Aggressionsstau im Knast abzubauen.

Resozialisierung mit Sex – Olé!

Christoph Rebellius
Maurermeister
zur Zeit inhaftiert
Trier

NULL-ACHT-FUFFZEHN

Der Gedanke an Sex und Liebe ist so ziemlich das einzige, was einen Bundeswehrsoldaten noch bei der Stange hält.

Bernhard Geyer
Gefreiter
Mittenwald

NONSTOP

Sex ist für mich nicht nur die wichtigste, sondern die einzige Sache der Welt. Sex macht Spaß. Ich habe in über 600 Pornofilmen mitgespielt und auf diese Weise immer sehr gut verdient. Ich lebe rund um die Uhr vom Sex. Sex ist auch privat immer noch mein größtes Vergnügen. Viele Leute beneiden mich, weil sie gern das gleiche machen würden. Die Menschen sollten sich mehr Zeit für Sex nehmen. Zum Beispiel sollten die Leute in der Mittagspause Sex haben, anstatt die Zeit mit langweiligem Essen zu verplempern. Die Welt wäre viel besser, wenn jeder mehr Sex hätte.

Marc Stevens
alias „Mr. 23 cm"
Porno-Schauspieler
New York

PLAYBOY-UMFRAGE

14 Prozent aller Befragten halten Sex für die schönste Sache der Welt

77 Prozent haben andere Favoriten, wollen Sex aber keinesfalls missen

7 Prozent betrachten das Liebesspiel oft nur als lästige Pflichtübung

2 Prozent finden Bumsen überhaupt nicht schön

Diese Ergebnisse ermittelte das Hamburger Marktforschungsinstitut Kehrmann im Auftrag des PLAYBOY.

IRDISCH

Ohne Sex gäbe es unsere Welt nicht.

Patrick Heischrek
Sänger der
Gruppe „Die Chefs"
Hamburg

ZU HART

In meiner Filmfirma besitze ich eine Kartei von 20 000 Mädchen und Damen, die alle zum Film wollen oder eine Karriere beim Fernsehen anstreben. Ich habe Fragebogen verteilt, um zu testen, was junge Frauen von heute denken und fühlen. Zu meiner Überraschung konnte ich feststellen, daß der Sex weit hinter echter Liebe, Partnerschaft, Zärtlichkeit, Toleranz und Vertrauen rangiert.

Dem schließe ich mich voll an. Sex ist hartes Hinlegen – bei aufgeklärten Frauen nicht die wichtigste Sache der Welt.

Renate Ströbel
Film- und
Fernsehproduzentin
Tegernsee

HOPPE, HOPPE, REITER

Ich möchte die Frage umdrehen: Ist Sex nur dann gegeben, wenn ich mit meinem Penis in die Vagina dringe? Ist nicht auch das erlebter Sex, wenn ich einen Menschen oder ein Bild erregend finde? Also ohne Geschlechtsverkehr. Habe ich nicht ein sexuelles Glücksgefühl, wenn meine anderthalbjährige Tochter nackt auf meinem nackten Bauch „Hoppe, hoppe, Reiter" spielt?

Die Vielzahl von Aussagen und Fragen im Zusammenhang mit Sex, die wir tagtäglich überall erleben, sehen und denen wir begegnen, erlaubt eigentlich nur

den Schluß, zu dem die 17jährige Tochter meiner Frau leicht verlegen kam: „Sex ist nicht die wichtigste Sache der Welt. Aber frage mich nicht, was wichtiger ist."

Dirk Briefs
Diplompsychologe
Köln

TRIP, POSITIV

Wenn man unter Sex die Mechanik zweier Körper versteht, ist Sex die unwichtigste Sache der Welt. Sex hängt doch von den Menschen ab. Habe ich einen humorvollen, phantasiereichen Partner, dann macht Sex Spaß. Dann ist Sex ein Weg, einfach mal auszuflippen.

Elisabeth Volkmann
Schauspielerin
unter anderem in der *Klimbim*-Serie
München

EMANZIPATION

Vielen Menschen ist gar nicht bewußt, wie wichtig der Sex ist. Der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, sah den Geschlechtstrieb als Voraussetzung aller menschlichen Aktivitäten, ja, als Ursache menschlichen Lebens überhaupt.

Aus der Geschichte kann man lernen, daß um der sexuellen Befriedigung willen Kriege geführt und ganze Völker ausgelöscht wurden. In den absolutistischen Staatssystemen des Mittelalters ist der Sex als Macht- und Unterdrückungsinstrument mißbraucht worden.

Für viele Menschen ist heutzutage die ungezwungene Ausübung des Geschlechtsverkehrs ebenso selbstverständlich wie Essen und Trinken. Sexuell aktive Menschen sind psychisch und physisch ausgeglichener und geistig und körperlich leistungsfähiger. Andererseits sind Neurosen, Depressionen, Suizidneigung und die meisten psychosomatischen Störungen häufig auf mangelnde Entfaltungsmöglichkeiten im sexuell-zwischenmenschlichen Bereich zurückzuführen.

Für den Mann wurde viel getan, um seinen sexuellen Bedürfnissen gerecht zu werden (Sauna, Klubs, Nachtklubs et cetera). Für die Frau ist es nicht ganz so leicht, ihr jeweiliges Sexverlangen zu stillen. Spricht eine Frau offen einen Mann danach an, so wird sie meistens mißverstanden. Oder der Mann ist schockiert, von einer Frau spontan zu hören, sie möchte mit ihm schlafen.

Er sollte akzeptieren, daß so ein Verlangen nur für einmal sein kann, und sie nicht hinterher fragen, ob sie verheiratet ist, wieso, warum, wie sie heißt, ob er sie wiedersehen kann und so weiter. Dies sollte er ihr überlassen und sich gentlemanlike von ihr verabschieden.

Wolfgang Sehr
Nachtklubbesitzer
(„Clubhotel", „Broadway")
Babenhausen

KEINE FRAGE

Nein, Sex ist nicht das Wichtigste. Aber dafür das Schönste. Das ist doch auch was!

Carl Jordan
Schüler
Zuoz/Schweiz

PROST

Ist vielleicht das schönste am Champagner die Flasche? Das schönste am Champagner ist doch wohl das prickelnde Gefühl, so wie das schönste am Sex das prikkelnde Gefühl ist – die Erotik.

Michael Szybalski
Student
Kiel

ZIELBEWUSST

Ja, mit Sicherheit. Sex ist der wichtigste Teil unseres Lebens. Außer Sex gibt es keine nennenswerten Vergnügungen. Leute, die anders denken, sind verklemmt

STICHWORT: AMERIKA

In einem Land, in dem jeder nach der sozialen Hängematte strebt, eigenständiges Unternehmertum und neue Ideen eher belächelt werden, ist Leben und Arbeiten wenig verlockend. Wohl dem, der einen Mangelberuf erlernt hat, denn: Amerika, du hast es besser!

Michael Struckhoff
Jurastudent
München

Im europäischen System stehen wir doch prima da. Wir Bundesrepublikaner genießen ein hohes Maß an Freiheit, es geht uns wirtschaftlich noch immer gut, die soziale Sicherheit des einzelnen ist gewährleistet, und seitdem unserer Umwelt so langsam die nötige Aufmerksamkeit zuteil wird, schwindet auch allmählich meine Sorge um die landschaftlichen Reize Deutschlands.

Politischen Extremismus, egal ob von rechts oder links, kann eine stabile Gesellschaftsordnung verkraften und bewältigen. Das hat sich im letzten Jahrzehnt bewiesen. So wird es auch weitergehen.

Man muß sich allerdings ernste Sorgen um den Frieden in der Welt machen. Das aber ist kein Problem der Deutschen allein. Ein räumliches Weglaufen hat da natürlich auch keinen Sinn. Fazit: Die sich in „mageren Jahren" manchmal aufdrängenden No-Future-Gedanken lassen sich, da bin ich sicher, einzig und allein durch persönlichen Einsatz ausgleichen.

So gilt für mich noch immer: „Kein schöner Land in dieser Zeit . . ."

Joachim Otting
Burschenschaft
„Alemannia"
Marburg

STICHWORT: UNSTERBLICH

Von einer Kreatur wie Georg Pemler lasse ich mir doch nicht gefallen, als „erbärmliche Figur" bezeichnet zu werden, nur weil ich bei der Frage nach dem Wofür den Männern von Stalingrad Unsterblichkeit abspreche. Der verkappte Neonazi sollte seine perverse Ideologie als NPD-Mitglied und unter dem Deckmantel eines Schriftstellers doch besser in der NSDAP-AO der USA verbreiten. Er will „zu neuen Ufern" und „Kraft der ihm gegebenen Macht" eine Gesellschaftsordnung schaffen, die uns schnurstracks in neue Pogrome, neue Bücherverbrennungen, neue Kristallnächte, neue Ausländer- und Juden-KZs führen würde.

Unsterblich derjenige, der solchen hirnlosen Hitler-Fetischisten die Lampe ausbläst. Unsterblich auch derjenige, der die Landsmannschaften politisch kastriert. Wirklich unsterblich sind nämlich die anderen: Stauffenberg, Niemöller, Galen, Moltke – und Brandt, der von der Springerpresse als Vaterlandsverräter dargestellt wurde. Aber diese Tatsache wird einem Polit-Irren wie Pemler immer verborgen bleiben. Die braune Kruste ist zu dick. Und hält auch heute noch schön warm.

Lothar Struck
Mönchengladbach

Mit Freude kann ich feststellen, daß ich demnächst durch den Ministerpräsidenten von Bayern, Herrn Franz Josef Strauß, zum Unsterblichen ernannt werde. Der hatte im *Forum* gesagt: „Unsterblich wird man, wenn man die Frage beantworten kann: Warum ist es nachts kälter als draußen?"

Ich weiß es: Weil der Mond nicht nur kleiner ist als die Erde, sondern auch erheblich weiter von ihr entfernt.

Marco Marini
Ulm

Die Antwort von Strauß hätte auch lauten können: Warum ist man zu Fuß schneller als über dem Berg?

Wolfgang Zachau
Beamter
Lauffen

Willkommen, wo das Besondere zu Hause ist.
Johnnie Walker
Red Label
70 cl
40%
Der Tag geht... Johnnie Walker kommt.

und versuchen, ihre Gefühle zu verstekken. Ohne sexuelle Erlebnisse wäre das Leben nicht lebenswert.

Helen Wolff
Erotik-Boutique
„Come again"
New York

PRIVATSACHE

Nun mal der Reihe nach: Essen, Trinken, Atmen sind lebenswichtig. Lieben macht reich. Liebe, die sich mit Sex paart, noch mehr. Und wer will schon gern arm sein? Eines steht fest: Die ganze Welt, so wichtig sie sein mag, hat mit meinem Sexbedarf nichts zu tun. Der gehört mir allein.

Heidi Stroh
Schauspielerin
und
Sängerin
München

LEBENSAUFGABE

Man kann leider nicht mit allen Frauen der Welt schlafen, versuchen sollte man es aber auf alle Fälle.

Manfred Berger
Student
Hamburg

MIKROKOSMOS

Haben Sie schon von Leuten gehört, die im Krieg oder bei Naturkatastrophen fröhlich drauflosgebumst haben? Ich esse täglich in der Mensa und wohne auf 7,6413 Quadratmetern zur Miete.

Hans W. Schumacher
Student
München

VON FALL ZU FALL

Nein, auf keinen Fall. Sex ist für mich nicht wichtig. Außer, ich bin in jemanden verliebt. Dann, aber nur dann ist Sex für mich das schönste Erlebnis.

Linda Blair
Schauspielerin
Hollywood

GRUPPEN-DYNAMIK

Nicht die wichtigste Sache der Welt, aber doch für alle Gattungen, die sich sexuell fortpflanzen. Und zu denen gehört bekanntlich auch der Mensch. Ohne den Stimulus der Sexualität keine Paarung. Ohne Paarung keine Fortpflanzung. Und ohne Fortpflanzung keine Menschen.

Anders sieht die Sache aus, wenn wir uns mit dem Individuum befassen. Manche Menschen können durchaus ohne Geschlechtsverkehr auskommen und fühlen sich nicht mal frustriert, andere erleiden schwere psychische Schäden.

Auch die weitverbreitete Ansicht, daß die menschliche Sexualität eine biologische Angelegenheit sei, hat sich als falsch herausgestellt. Sexualität bildet sich beim Menschen nicht „von selbst", sondern wird bei uns – wie bei allen höheren Primaten – durch frühkindliche Erfahrungen und durch beobachtete Vorbilder erzeugt.

Menschenaffen, die nicht von ihren Müttern gehätschelt worden sind, entwikkeln als Erwachsene keine gesunden Sexualregungen – sie bleiben frigide. Junge Menschenaffen, die ihre älteren Artgenossen nicht beim Koitus beobachten können, entwickeln sich zu mürrischen Junggesellen und Junggesellinnen.

Jede Kultur, jede Gesellschaftsordnung entwickelt ihre eigene Form der Sexualität. Wichtiger als die Sexualität ist also die Gesellschaft. Erst die bestimmt die sexuelle Entwicklung des Individuums.

Prof. Dr. Ernest Borneman
Vorsitzender der österreichischen Gesellschaft für Sexualforschung
Scharten

IMMER DRUFF

Emile Zola hat in einem seiner Romane eine Szene geschildert, in der ein junges Paar in einem Bergwerk verschüttet ist und keinerlei Nahrung vorhanden ist. Auch in dieser verzweifelten Lage vollzieht das Paar den Geschlechtsverkehr. Es vergißt den Hunger.

Man kann dies auch bei Tieren beobachten. Wenn ein Rüde eine läufige Hündin entdeckt, wird er dieser folgen, um sie zu begatten, wobei er einen vollen Trog mit Futter völlig unbeachtet läßt. Das Hungergefühl erlischt, sobald die Gelegenheit zur Ausübung des Geschlechtstriebes besteht.

Wie bei allen Dingen gibt es natürlich auch Ausnahmen, die aber nicht der Natur entsprechen, wie zum Beispiel impotente Männer und frigide Frauen. Bei ihnen liegt eben ein „Webfehler" vor.

Siegfried A. Schiffner
Landgerichtsrat a. D.
Hamburg

INVESTITION

Im Hinblick auf die „Zigarette danach" ist diese Frage aus der Sicht der Tabakindustrie wohl zu bejahen.

Michael Luderer
Bankkaufmann
Marburg

ALLES PRALL

Nach genauem Studium Ihrer Zeitschrift mußte ich leider feststellen, daß diese pervers auf die Frau wirkt. Wo man hinschaut: nackte Weiber, an denen sich die Männer ergötzen können.

Die Frau wird nur nach ihren Rundungen beurteilt und gilt nur dann als toll, wenn alles prall genug ist. Die Frauen, die sich für so was hergeben, können nicht ganz dicht sein. Meist sind sie auch noch stolz auf ihre Auszeichnungen, die sie nur geilen Männern zu verdanken haben.

Und diese Frauen sind es dann, die von Emanzipation reden. Kein Wunder, daß die Frauen als das „schwache Geschlecht" bezeichnet werden.

Dorothee Schwarzer
Münster

IN ODER OUT?

Ich zitiere: Es gibt immer ein paar Sachen im Leben, die man vergessen muß, um dabei zu sein. Out – Berlin. Im ersten Augenblick war ich sprachlos über so viel Frechheit! Was denkt sich die PLAYBOY-Redaktion eigentlich dabei, Deutschlands ehemalige Hauptstadt, die heute noch Besatzungsland ist, Heimat für viele Menschen und gleichzeitig eines der wenigen Symbole der Bundesrepublik, derartig zu schmähen? Ich war erstaunt, daß so etwas in diesem sonst herausragenden Blatt zu finden ist.

Michael Domschke
geborener Berliner
z. Z. Hannover

Laßt man gut sein. Man muß doch nicht für jeden Bereich tabellarisch geordnet gesagt bekommen, was gerade angesagt ist und was nicht. Es ist ein merkwürdiger Modekult entstanden, der jedes Jahr etwas Neues gebären will und muß. Wenn ich das von weiter weg betrachte, kommt mir das wie eine Zwangshandlung vor. Ansonsten: Wer geschmäcklerisch, im besten Fall sogar wählerisch ist, kann es ja zeigen. PLAYBOY ist bestimmt nicht out.

Hermann Backhaus
Hamburg

Wir wollen die Diskussion mit unseren Lesern noch verstärken. Wenn Sie zu den Themen, die Sie und PLAYBOY *interessieren, Stellung nehmen wollen, schreiben Sie uns unter dem Stichwort „Forum".*

Würden Sie Ihren besten Freund vor der Polizei verstecken?

Diese Frage soll im PLAYBOY *diskutiert werden. Wenn Sie sich an dieser Diskussion beteiligen wollen, senden Sie bitte Ihren Beitrag unter dem Stichwort „Forum" bis 10. Januar an die Redaktion* PLAYBOY, *Postfach 20 17 28, 8000 München 2. Die interessantesten Beiträge werden monatlich auf diesen Seiten veröffentlicht.*

PLAYBOY INTERNATIONAL

WIR ÜBER UNS

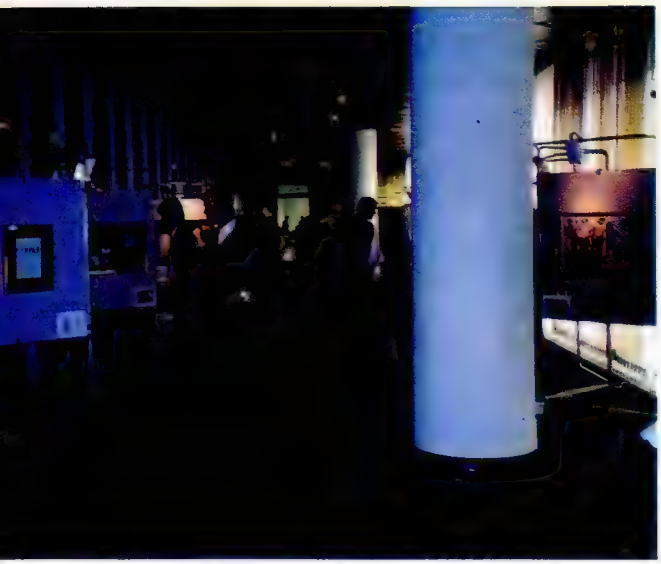
WER WIRD DENN GLEICH IN DIE LUFT GEHEN?

Die Lufthansa registrierte heftige Turbulenzen: Nachdem der PLAYBOY die schöne Frankfurter Stewardeß Gaby Annicette mit und ohne Kostüm präsentiert hatte, gingen fast alle Beteiligten in die Luft – die meisten aus Freude. Gaby wurde, im Dienst, vom Frankfurter „Bild"-Kollegen Rolf René Schneider interviewt (Foto rechts) und signierte auf einer Party des Hamburger Fotografen Jo Hammar stolz ihr Titelbild. Übermütig bastelte ein Partygast das PLAYBOY-Häschen aus Käsestückchen. Inzwischen gingen mehrere Filmangebote bei der Stewardeß ein. Zum Start bitte anschnallen, Gaby!

OTTO AM GRIFFEL

Schauplatz: der fast leere Frühstücksraum des Hotels Bachmeier in Eggenfelden (Bayern). Zeit: Sonntagvormittag, 11 Uhr. Otto Waalkes hat ein ausverkauftes Gastspiel am Ort hinter sich, ausgeschlafen und gefrühstückt. Jetzt zeichnet er: „Ottos erotischen Ratgeber" für den PLAYBOY. Während unser Mitarbeiter

brütet, kritzelt, radiert und tuscht, hat sich unser stellvertretender Chefredakteur Andreas Odenwald vor der Tür aufgebaut, um Autogrammjäger abzuwimmeln. Erst muß die Zeichnung fertig sein, der letzte Beitrag fürs Heft, auf den in München, in der Redaktion, unser Chef vom Dienst Siegfried Reichert schon händeringend wartet. Hat geklappt, alles klar.



FUCHS AM PINSEL

Die PLAYBOY-Kunstausstellung in der Münchner BMW-Galerie: Unsere Werkstatt-Präsentation von originalen Illustrationen, einen Monat für Publikum geöffnet (Foto links), war ein voller Erfolg. Foto rechts oben: Bauer-Geschäftsführer Dr. Peter Heidenreich, der die Ausstellung eröffnete, Dr. Winfried Fischer, Chef der BMW-Galerie, der Wiener Maler Professor Ernst Fuchs und BMW-Pressechef Dirk Strassl. Fuchs bemalte einen weißen BMW mit flammenden Farben (Foto unten) und signierte ihn. Eine kleine Beule in der Karosserie gehörte nicht in sein Konzept.

Die Frau, die bleibt

Journale und Filme überbieten sich: Die Frau ganz nah. Die Frau ganz nackt. Die Frau, die im Traum immer neben Ihnen liegt. Ansichts-Exemplar für jedermann ...

Träumen ist so schön. Sich Träume erfüllen aber macht die Lust am Leben aus. Die Frau zum Anfassen, die Zuhörerin, die Fragerin, die Schutzsuchende, die Streicheinde, die Tröstende, die Beifahrerin, die Lachende ... die Frau an Ihrer Seite. Es gibt sie! Die, die so gern Ihre Hemden trägt; die, die Sie so ungern auf Geschäftsreisen läßt. Sie, die Ihnen so viel zu sagen hat und sich so wenig aus anderen Männern macht. Diese Frau möchten Sie kennenlernen: die Bleibende, die Dauerhafte, die Übereinstimmende.

VIP bietet Ihnen einzigartige Partnerinnen-Chancen, denn VIP ist Europas größter Dienstleister dieser Art. Wer von den Lesern dieses Magazins den beigefügten Testbogen ausfüllt, natürlich kostenlos und unverbindlich, macht einen Schritt, der weiterbringt.

Wenn Sie sich je gefragt haben, kann ich die Frau finden, die mich mag, die mir gefällt, die zu mir hält, dann bringt Ihnen das VIP-Kuvert die entsprechende Antwort.

Wer fragt, gewinnt! Probieren Sie's aus!

VIP

VIP macht den Anfang ...

... und Sie das Happy End.

JWP

DAS ORIGINAL:
Die Exclusivsonnenbrille: der Rahmen schwarz-mattverchromt, weißverchromt oder in hochwertigem 14- und 18-Karat-Massivgold.
Besonders exclusiv: in Dual-Gold-Ausführung. Das Original: Einzelnumerierung – für den Besitzer die Gewißheit, daß es weltweit nur eine einzige Brille mit dieser Nummer gibt.
Wechselgläser: mit einem Handgriff spielend auszuwechseln. Alles im funktionellen Schutz-Safe. Jede Ausführung ist in Large- und Small-Größe zu haben.

CARRERA®
PORSCHE DESIGN

New York · Rome · Paris · Vienna · London · Tokyo · Sydney · Hongkong

PLAYBOY INTERVIEW: JOHANNES MARIO SIMMEL

Ein offenes Gespräch mit einem Schriftsteller, der sich vor allem seinem Beruf und den Frauen hingibt

Als der Mann, dessen Name seit über 20 Jahren für literarischen Erfolg steht, zum erstenmal in einem Fernsehporträt der Nation vorgestellt wurde, konnten die Zuschauer kaum fassen, was ihnen da vorgesetzt wurde. Ein von Zweifeln gequälter, scheuer, stotternder Brillenträger sollte mit jenem Autor identisch sein, der ihnen mit seinen Büchern eine Welt eröffnet hatte, in der alles erlaubt war, nur nicht das eine: auszusehen wie Johannes Mario Simmel.

Damals war der Roman „Hurra, wir leben noch" über den deutschen Wirtschaftswunderknaben Jakob Formann noch nicht erschienen. In dem kommt auch ein verpickelter und versoffener Reporter namens Klaus Mario Schreiber vor, das erste, eingestandenermaßen zutreffende Selbstporträt, das Simmel, der bis zum Exzeß Uneitle, von sich verfaßt hat. Peter Zadek ist gerade dabei, aus dem Stoff einen Film zu machen. Darin spielt ein Schauspieler die Rolle. Die Film-Pickel sind Schminke, die erotischen Eskapaden des Helden nur angedeutet.

So wird auch dieser Streifen nicht enthüllen, welche Beischlaf-Variante Simmel mit dem Begriff „chinesische Schlittenfahrt" gemeint hat, der unzählige Ratlose und sogar ein Schweizer Sexualinstitut dazu veranlaßte, beim Autor selbst nachzufragen. Simmel gibt die stets gleichbleibende Antwort, er wolle das Geheimnis ins Grab mitnehmen. PLAYBOY-*Interviewer André Müller dagegen verriet er: Es gibt gar kein Geheimnis. Der Einfall ist purer Unsinn, aus einer Laune entstanden. Was Simmel darin umschrieb, nennt er ansonsten ganz schamlos beim Namen. Er selbst tut es gerne: „Mein liebster Tod wäre ein Herzschlag beim Vögeln."*

Die geradezu exhibitionistische Offenheit des Buchrekordlers, der sich im Scherz auch mal als „lebende Schreibmaschine" bezeichnet, verblüffte den Etagenkellner der Münchner Nobelherberge „Vier Jahreszeiten", in der das Interview stattfand, so sehr, daß er den bestellten Tee einzuschenken vergaß.

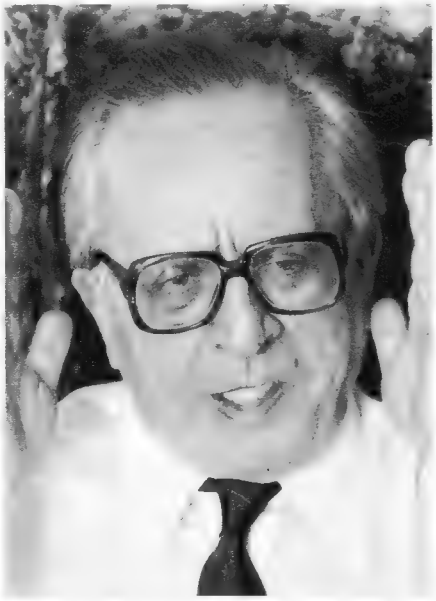
Tod und Eros, die makabre Wiener Melange, ist eine Spezialität des 1924 geborenen Österreichers. In seinem westöstlichen Agententhriller „Lieb Vaterland magst ruhig sein" treibt es die Wiener Nutte Mitzi am liebsten auf Kaisergrüften. Mit „intelligenten Ferkeleien" läßt er sich gern unterhalten. Der Sex ist, seit er durch eine Entziehungskur vom Alkohol wegkam, das fast einzige, was ihn von der Verzweiflung ablenkt, in die ihn die Gedanken an die Weltläufe stürzen. Andere Amüsements können ihm die apokalyptischen Visionen von Atomkrieg und weltweitem Ersticken am Bevölkerungsüberfluß nicht aus dem Kopf vertreiben.

Manchmal setzt er sich auf die Penthouse-Terrasse seiner luxuriösen Heimstatt in Monte Carlo und sinnt gedankenschwer in die meerblaue Ferne, während sich seine dritte Ehefrau Helena am Schminktisch langweilt. Für die High-Society der Spielhöllen, die er in seinen Romanen beschreibt, ist er der Falsche. Die einzige Party, die er regelmäßig besucht, ist die monegassische Rote-Kreuz-Gala, auf der bis vor kurzem Fürstin Gracia Wohltätigkeit übte. Am Tag des PLAYBOY-*Interviews schrieb er gerade an ihrem Nachruf. „Die Freunde sterben", sagt er, „man bleibt zurück."*

Manchmal wäre Johannes Mario Simmel, der mit „Bitte, laßt die Blumen leben" jetzt seinen 23. Roman veröffentlicht, und den PLAYBOY *in diesem Heft weltexklusiv in Auszügen als Vorabdruck bringt, auch schon gern unter der Erde. Die Kirche kann ihn nicht trösten. Aus der ist er längst ausgetreten, seit ein Geistlicher mit Vollstreckungsbefehl seinen Hotelschrank aufbrach, weil er mit der Kirchensteuer in Verzug war. Gerne hätte er, um sich nicht über alles so aufzuregen, die Gabe der Gleichgültigkeit. „Ich wäre gern dumm. Dann würden mich viele Sachen nicht so berühren." Zum Beispiel die Sache mit den Kritikern, die ihn immer noch als einen Vielschreiber verkennen, dem die Klischees lokker von der Hand gehen, mit Ausnahmen natürlich. Günther Rühle nannte ihn in der FAZ einen „demokratisch engagierten Gebrauchsschriftsteller". Das würde ihm schon genügen.*

Seinen ersten Bestseller, der ihm den Durchbruch brachte, würde er, schriebe er Kritiken, selbst verreißen. „Es muß nicht im-

„Ich gehe davon aus, daß ich ein richtiger Schriftsteller bin, der richtige Bücher schreibt, keine Unterhaltungsmaschine. Ich sehe mich in der Gegend von Fallada, Graham Greene oder Simenon."



„1945 habe ich beschlossen, so zu schreiben, wie man es von einem Menschen mit einem halbwegs anständigen Charakter erwarten kann, nämlich völkerversöhnend, das Gute unterstützend und das Schlechte bekämpfend."

FOTOS: PATRICK LA BANCA

„Wenn ich lese, daß Menschen, die schon tot waren, wieder zurückkommen, wird mir ganz übel. Der Gedanke, die ganze Scheiße könnte wieder von vorne losgehen, ist mir ein ekelhafter Gedanke."

mer Kaviar sein", 1960 erschienen, ist das ihm widerlichste Buch seines Œuvres. Tragisch zu wissen, daß es mit einer Weltauflage von fast zehn Millionen auch sein erfolgreichstes wurde, erfolgreicher als alles, was Konkurrent Heinz G. Konsalik auf dem Markt hat.

Beim Namen Konsalik fällt Johannes Mario Simmel in langes Schweigen. Dann sagt er: „Ich will in der Öffentlichkeit über Kollegen nur Gutes sagen. Oder ich sage gar nichts."

PLAYBOY: Ihr Verlag wirbt seit Jahren damit, Sie seien der meistgelesene deutsche Autor. Dasselbe behauptet Heinz G. Konsalik von sich. Einer muß lügen.

SIMMEL: Dieses Interview beginnt gleich mit einem Eklat. Ich weiß natürlich, daß es Konsalik gibt, ich weiß, daß er Bücher schreibt, viele Bücher. Aber ich habe keine einzige Zeile von ihm gelesen. Ich kenne ihn nicht. Deshalb fühle ich mich inkompetent, über ihn etwas zu sagen. Was die Auflage betrifft, scheint er sich wirklich geirrt zu haben. Meine ist schon seit Jahren weit über 55 Millionen.

PLAYBOY: Mit wieviel Romanen?

SIMMEL: Was ich gerade schreibe, ist mein 23. Roman, die Kinderbücher dazugerechnet.

PLAYBOY: In diesem Punkt übertrifft Sie Konsalik. Er hat bereits 95 Romane geschrieben, drei pro Jahr.

SIMMEL: Das ist doch technisch unmöglich.

PLAYBOY: Wenn man nichts wegwirft, streicht oder umschreibt, schafft man das schon.

SIMMEL: Aber er muß doch, was er schreibt, korrigieren. Um Gottes willen, wenn ich schreibe, ist es doch nie die endgültige Fassung. Ich schreib' es noch sechsmal um, kürze, kleb' es zusammen, wieder und wieder. Wenn ich 20 Seiten geschrieben habe, werden das im Buch vielleicht zwei sein.

PLAYBOY: Das verrät Unsicherheit. Werden Sie von Selbstzweifeln geplagt?

SIMMEL: Und wie! Er nicht? Ich bin, wenn Leute mich loben, oft überrascht, weil ich Momente habe, in denen ich nicht sehr an mich glaube. Man sollte meinen, der Erfolg macht mich sicher. Das Gegenteil ist der Fall. Ich werde von Mal zu Mal unsicherer. Die Frauen, die mit mir gelebt haben, haben immer gesagt, ich sei ein Schwarzseher. Noch bevor ein neues Buch von mir herauskommt, male ich mir schon aus, daß es durchfallen könnte.

PLAYBOY: Bei der Kritik oder den Lesern?

SIMMEL: Den Lesern.

PLAYBOY: Stehen Sie den Kritiken gleichgültig gegenüber?

SIMMEL: Die Frage lautet immer, ob schlechte Kritiken mich erbittern. Darauf sage ich, daß es mir eingedenk der vielen Mühe, die ich mir mache, und der Ernsthaftigkeit, mit der ich mein Gewerbe betreibe, natürlich weh tut, wenn mich Leute zu Unrecht verreißen, zum Beispiel, wenn sie das blöde Wort „Trivialroman" für mich verwenden. Das hatten sie mehr als ein halbes Jahrhundert vergessen, und dann ist das plötzlich wieder in Mode gekommen, da war ich gerade der am meisten gelesene Autor. Also machte man mich zum Prototyp des miesen Trivialschriftstellers, der die Leute einlullt, nannte meine Bücher Opium fürs Volk und all diesen Scheiß. Es gab Kritiker, die haben ununterbrochen behauptet, ich schildere eine heile Welt, was ich nun wirklich nicht tue. Aber das hat sich inzwischen geändert. Zuerst war ich der Illustriertenschreiber, dann der Erfolgsjäger, heute bin ich das Phänomen.

Unlängst hat mir jemand gesagt, ich sei eine Kultfigur. Damit war gemeint, daß die Anrotzerei mit Überschriften wie ES STINKT ZUM SIMMEL und so weiter in den letzten drei Jahren aufgehört hat. Ich gehe davon aus, daß ich ein richtiger Schriftsteller bin, der richtige Bücher schreibt, keine Unterhaltungsmaschine. Ich sehe mich, das ist jetzt hochfahrend genug, in der Gegend von Fallada, Graham Greene oder Simenon.

PLAYBOY: Trotzdem käme niemand auf die Idee, Sie für den Nobelpreis zu nominieren.

SIMMEL: Nein, obwohl Heinrich Böll, der den Nobelpreis bekommen hat, in *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* mit den gleichen Mitteln arbeitet, wie ich sie verwende. Da sehe ich keinen Unterschied mehr. Ich habe mir in den letzten 20 Jahren bestimmt hundertmal vorgenommen, du mußt etwas mehr Selbstsicherheit und etwas mehr Chuzpe haben im Umgang mit Verlegern, Journalisten und Interviewern. Es gibt, besonders bei den Angelsachsen, unzählige, die mich weit übertreffen, aber es gibt auch eine ganze Reihe von Leuten, die tief unter mir stehen.

Es gibt so viele, die auf anspruchsvoll tun, sich mit Bedeutung vollstopfen, und man versteht kein Wort. Die bekommen die herrlichsten Kritiken und werden gelobt, weil sie die Welt, die so unverständlich ist, auch noch unverständlich beschreiben. Ich meine gewisse Autoren bei Suhrkamp, ich will keine Namen nennen.

Wenn es mir um meine Zeit nicht zu schade wäre, könnten wir einmal das Experiment versuchen, daß ich mich tarne als einer, der aus einem Tiroler Bergdorf auftaucht, sich aber wegen einer Hasenscharte nicht zeigen kann, und ein Buch schreibt, bei dem die Leute von Suhrkamp kopfstehen und das den Preis der deutschen Industrie kriegt.

PLAYBOY: Das würden Sie sich zutrauen?

SIMMEL: Aber ich bitte Sie, selbstverständlich! In einer Kritik über das allererste Buch, das von mir veröffentlicht wurde, eine Novellensammlung, hat man meinen Stil mit Hemingways *Der alte Mann und das Meer* verglichen. Damals habe ich gesagt, die Form ist wichtiger als der Inhalt. Aber daran sehen Sie, daß ich es könnte.

PLAYBOY: Was ist heute das Ziel Ihres Schreibens?

SIMMEL: Schaun Sie, ich hatte 1945 einen glücklichen Moment. Die Pest der Nazis war vorbei. Wir saßen in den Trümmern von Wien und hatten alle das Gefühl, hier und jetzt beginnt eine neue Zeit, wir werden eine neue Welt aufbauen, und zwar eine bessere. Das war, wenn ich zurückblicke, die schönste Zeit meines Lebens. Damals hab ich beschlossen, so zu schreiben, wie man es von einem Menschen mit einem halbwegs anständigen Charakter erwarten kann, nämlich völkerversöhnend, dem Frieden dienend, das Gute unterstützend und das Schlechte bekämpfend.

PLAYBOY: Wissen Sie immer so genau, was gut und was schlecht ist?

SIMMEL: Damals wußte ich das. Aber ich betreibe ja keine Schwarzweißmalerei. Meine Figuren sind sehr differenziert, und ich erkläre auch immer, warum einer böse oder gut ist.

PLAYBOY: Andererseits sagen Sie selbst, daß Sie ganz bewußt vereinfachen in Ihren Büchern.

SIMMEL: Ja, natürlich, damit mich mehr Leute verstehen.

PLAYBOY: Glauben Sie, man kann den Menschen mit Vereinfachungen ein kompliziertes Denken beibringen, das nötig ist, um zum Beispiel faschistische Strukturen rechtzeitig erkennen zu können?

SIMMEL: Das war mein Traum. Wir hatten damals den Traum von einer gerechten und schöneren Welt. Es geht ja nicht nur um die Verhinderung des Faschismus, es geht um die Verhinderung jeder Gewaltherrschaft. Als ich sehr jung war, habe ich gedacht, natürlich werde ich etwas Positives erreichen, und zwar dann, wenn ich den Leuten nicht mit dem Hintern ins Gesicht springe und sie erschrecke, sondern wenn ich eine Geschichte finde, die außerdem noch die Elemente des Reißers in sich hat, und diese Geschichte mit dem Thema, das mein Anliegen ist, so sehr verschachtle, daß die Leute das eine nicht ohne das andere lesen können. Nun sind wir bei der tausendmal erwähnten Verpackung.

PLAYBOY: Muß man die nicht als Trick bezeichnen?

SIMMEL: Meinetwegen, aber dann ist es

International anerkannt.
Eine der exclusivsten Cigaretten der Welt.

One of the most distinguished tobacco houses in the world **dunhill**

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,0 mg Nikotin und 14 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

ein Trick, der meiner Ansicht nach legitim ist. Ich habe für elitäre Literatur nicht viel übrig. Ich glaube, wenn Bücher so teuer sind und die Zeiten so schwer und es so viel Schlimmes gibt in der Welt an Unrecht, Diktatur, Kriegsgefahr und weltweiter Angst, dann hat ein Autor die Verpflichtung, Bücher zu schreiben, die den Leuten Mut machen oder ihnen etwas erklären. Ich will Informationen geben, und das habe ich in reichlichem Maße getan, ob es wie in *Alle Menschen werden Brüder* über das Aufkommen der NPD war oder wie in *Niemand ist eine Insel* über die Lage der behinderten Kinder oder wie in *Der Stoff, aus dem die Träume sind* über die Methoden, mit denen eine Illustrierte die Massen beeinflußt.

PLAYBOY: Welche Meinung haben Sie von den Menschen?

SIMMEL: Ich glaube, daß der Mensch im Urzustand gut ist.

PLAYBOY: Gut schon, aber offensichtlich zu dumm, um die Sachverhalte, um die es Ihnen geht, ohne die Beigabe von Sex and Crime begreifen zu können.

SIMMEL: Nicht zu dumm, sondern überarbeitet. Ich weiß doch, daß die meisten Menschen ein Buch sehr schnell aus der Hand legen, wenn sie davon nicht gefesselt sind. Da es mein Ziel ist, komplizierte Sachverhalte möglichst vielen Leuten zur Kenntnis zu bringen, habe ich mir den, wie Sie es nennen, Trick mit der zweiten Handlung zugelegt.

PLAYBOY: Haben Sie eine Abneigung gegen Intellektuelle?

SIMMEL: Ich habe Vorbehalte gegen einen bestimmten Typ von Intellektuellen. Ich meine gewisse Modephilosophen, Leute mit versnobten Kulturansprüchen, die abstruse Theorien aufstellen und von sich sehr überzeugt sind. Ich bin überhaupt nicht von mir überzeugt. Ich habe gegen Intellektuelle auch einzuwenden, daß viele von ihnen feig sind, wenn es darum geht, einem Kollegen beizustehen, dem Unrecht geschieht. Ich habe lange in Verlagen gearbeitet und viele Male erlebt, daß jemandem gekündigt wird, der vorher jedermanns Freund war, aber plötzlich will niemand etwas mit ihm zu tun haben, als hätte er Typhus. Wenn in einer Fabrik einem Arbeiter Unrecht geschieht, dann erklären sich die Arbeiter mit ihm solidarisch, und wenn das nichts nützt, kommt es zum Streik.

PLAYBOY: Aber doch nur, weil das durch Betriebsräte und Gewerkschaften so organisiert ist. Mutig wäre derjenige, der sich ohne organisatorische Rückendekkung solidarisch verhielte. Unter Hitler war von der Solidarität der Arbeiter, wenn es darum ging, einen jüdischen Kollegen zu schützen, wenig zu spüren.

SIMMEL: Davon wollen wir nicht reden. Damals konnten weder Arbeiter noch Intellektuelle viel tun.

PLAYBOY: Haben Sie eine Vorliebe für die sogenannten kleinen Leute?

SIMMEL: Ja, die habe ich, und ich habe einen Abscheu gegen Ideologien, die ich für alles Übel dieser Welt verantwortlich mache und die ja von Intellektuellen gemacht sind.

PLAYBOY: Diese Ideologien würden folgenlos bleiben, wenn es nicht das Heer der Mitläufer gäbe, die sie in die Praxis umsetzen.

SIMMEL: Aber die wird es immer geben. Nach Auskunft eines von mir sehr verehrten Mediziners und Freundes können Sie davon ausgehen, daß 75 Prozent der Menschen schwachsinnig sind, die restlichen 25 Prozent sind mäßig begabt. Wenn einer jetzt hergeht und in einer ungeheuren Hybris, weil er die Welt verändern will, eine Ideologie entwickelt, die in die Hände jener 25 Prozent kommt, die sie dann auf die schwachsinnigen 75 Prozent loslassen, muß ein Unglück geschehen.

PLAYBOY: Spricht daraus nicht eine gewisse Menschenverachtung?

SIMMEL: Nein, wieso? Wenn einer blöd zur Welt kommt, kann er doch nichts dafür. Jeder von uns hat genetisch einen gewissen Begabungsfundus. Ich kann mich zu einer gewissen Höhe erziehen, aber wenn es genetisch nicht reicht, dann bleib' ich halt unten.

PLAYBOY: Sind diese 75 Prozent nicht zwangsläufig jene, die Sie mit Ihren Büchern erreichen wollen?

SIMMEL: Nein, ich schreibe für alle Menschen. Ich kann nur versuchen, mit Worten zu ihnen zu sprechen, die sie verstehen, und ihnen sagen, so geht es nicht, schaut einmal her, was passieren kann, in der Hoffnung, daß sie vielleicht anfangen zu denken. Aus dem großen Posteinlauf, den ich bekomme, geht hervor, daß es mir oft gelungen ist, Menschen nachdenklich zu machen. Mir haben auch alte Nazis geschrieben, die nach der Lektüre meines Buches über das Aufflammen der NPD gesagt haben, so etwas wie unter Hitler ist einmal passiert, aber so etwas darf nie wieder passieren.

Es hat auch andere, weniger erfreuliche Reaktionen gegeben. Die Anrufe nachts um vier waren noch harmlos, aber es kamen Drohbriefe, in denen stand, wir werden kommen und dich kaltmachen, die Kameraden der 5. Kompanie. Nach meinem ersten großen Erfolg, *Es muß nicht immer Kaviar sein,* in dem ich auch gegen die Nazis geschrieben habe, ist es passiert, daß mich bei einer Weihnachtsfeier ein falscher Freund einigen Herren vorstellte, die mir, so hieß es, etwas zu sagen hätten. Plötzlich entpuppten sich diese Herren als überzeugte Nazis. Da gab es dann eine wilde Flucht vom Hofbräuhaus durch ein Klofenster zu meinem Wagen.

PLAYBOY: Können Sie schießen?

SIMMEL: Nein, aber ich würde es gern können für den Fall, daß ich mich wehren müßte. Auf der andere Seite bin ich auch froh, es nicht gelernt zu haben. Ich bin nie Soldat gewesen. Ich habe Chemie studiert und bin, da man während des Krieges dringend Chemiker brauchte, von der Staats-, Lehr- und Versuchsanstalt weg als Chemoingenieur in einen Rüstungsbetrieb gesteckt worden. Das hat mich gerettet. Nach Kriegsende war ich Dolmetscher bei der amerikanischen Militärregierung in Wien, später Kulturredakteur. 1950 bin ich nach Deutschland zur *Quick* gegangen. Dort habe ich für Geld fast alles geschrieben.

Ich wurde sehr früh hineinkatapultiert in diese Welt des Schreibens, und ich bin bis heute nicht wieder aufgetaucht. Ich bin immer noch unter Wasser. Eigentlich bin ich nie wirklich zu mir gekommen. Ich weiß gar nicht, was das bedeutet, sich selbst erkennen. Heißt es, daß man in den Spiegel schaut und sagt, aha, so ein Mensch bist du?

PLAYBOY: Es heißt: die eigenen Abgründe erforschen ohne Angst davor, auf was man da kommen könnte.

SIMMEL: Abgründe habe ich sicher. Abgründe haben auch meine Figuren. Das sind ja nicht lauter Sonnyboys und intakte Menschen. Ich hab ganz schön kaputte Typen und eine Menge Schurken in meinen Büchern.

PLAYBOY: Haben Sie auch an sich selbst etwas entdeckt, das Sie als böse bezeichnen würden?

SIMMEL: Ich habe festgestellt, daß es Situationen gibt, in denen ich mich diktatorisch aufführe, so daß ausgerechnet bei mir, der ich geglaubt habe, frei zu sein von solchen Dingen, Eigenschaften zutage treten, die auch den Faschismus auszeichnen. Ich habe zum Beispiel in meinem privaten Leben Menschen verletzt, denen gegenüber ich in der stärkeren Position war. Es ist bestimmt kein Vergnügen, mit mir zusammenzuleben. Das sage ich auch gleich allen Frauen, um sie abzuschrecken. Trotzdem hat meine erste Ehe 17 Jahre gehalten.

PLAYBOY: Die erste? Sie meinen die zweite.

SIMMEL: Sie haben recht. Es ist komisch, ich verdränge die erste Ehe, weil sie offenbar in meinem Leben keine Rolle gespielt hat. Ich war sehr jung, als ich das erstemal geheiratet habe, es ist schrecklich, aber ich weiß nicht einmal, wann. Die Ehe dauerte, glaub' ich, zwei oder drei Jahre. Ich war gerade als Drehbuchautor von Willi Forst entdeckt worden,

Der neueste Enkel des «Gänseklein»*

PARKER

Für unseren neuen ARROW garantieren wir weltweit und auf seine Lebensdauer. ARROW gibt es im Fachgeschäft als Füllhalter, Kugelschreiber, Druckbleistift und Tintenkugelschreiber – aus Massiv-Edelstahl, mattschwarz und Walzgold, 12 kt. – von DM 35,– bis 188,–. Unverbindlich empfohlene Preise, verbindliche Garantie.

Parker Pen GmbH. Baden-Baden.

---

* Unser neuer ARROW ist etwas kürzer als sein Großvater; dafür ist die Garantie länger – siehe oben.

NEU. SIERRA. VON FORD. WAS

„Jetzt geht's rund", werden viele sagen, wenn sie sich den neuen Sierra ansehen. Erfahren Sie aber erst einmal die neue ausgeglichene Form des niedrigen Verbrauchs. Der neue 5-Türer spart an allen Enden. Sein flacher Bug stößt bei der Luft kaum auf Widerstand. Auch der Neigungswinkel der Frontscheibe läßt wenig Neigung zu hohem Verbrauch aufkommen. Eine gute Aerodynamik verbessert eben auch spürbar die Fahrleistungen.

Zu Wirtschaftlichkeit und Leistung: In allen Motoren, vom 1.6-l-OHC-Motor mit 55 kW (75 PS) bis zum 2.3-l-V6-Motor mit 84 kW (114 PS) arbeitet eine kontaktlose Transistorzündung unnötigen Treibstoffkosten zuverlässig entgegen.

Außerdem gibt es einen von Hause aus sparsamen Diesel mit serienmäßigem 5-Gang-Getriebe. Vergleichswerte für den 1.6-l-Motor bei konstant 90 km/h 6,3 l, bei konstant 120 km/h 8,1 l und im Stadtverkehr 10,1 l Superbenzin (nach DIN 70030). Soviel übers Sparen.

Absolut nicht gespart wurde serienmäßig am Komfort. Der gesamte Innenraum ist zweckmäßig und wohnlich. Und der Fahrer genießt ein Cockpit, das ihn förmlich umgibt, mit vielen guten Ideen für Bedienung und Kontrolle.

Ebensowenig wurde am Fahrwerk gespart: Rundum Einzelradaufhängung. Vorn McPherson-Federbeine, Querlenker, Querstabilisator. Hinten Schrauben-

6 Jahre Garantie gegen Durchrosten der Karosserie. Bei allen Ford-Pkw. ○ Langzeit-Auspuffsystem aus hochwertigen Werkstoffen. ○ Finanzierung günstig durch Ford Credit Bank. ○ Leasing als interessante Alternative zum Kauf. ○ Ford Garantie-Schutzbrief: Schutz auch im 2. und 3. Jahr auf die wichtigsten Aggregate. Bis 100.000 km Gesamtfahrleistung. Für wenig Geld.

Ford Sierra GL. Intensiv-Metallic-Lackierung, Außenspiegel Beifahrerseite Sonderausstattung.

AUTOFAHREN ALLES SEIN KANN.

federn, Doppelgelenk-Schräglenker. „Problemlose Fahreigenschaften und gutes Handling", auto, motor und sport (Heft 16/82).

Sie können probefahren: das Grundmodell, die L-, GL- und Ghia-Ausführung. Alle auch als Turnier. Der Preis? „Nicht zuviel für den besten Ford, den es je gab", lobt auto, motor und sport (Heft 16/82). Mehr bei Ihrem Ford-Händler.

LINIE. LOGIK. LEISTUNG.

SIERRA

außerdem Österreichs jüngster Kulturredakteur, da dachte ich, jetzt heiratest du auch noch eine schöne Frau, blödsinnigerweise. Sie hieß Christa. Sie ist nach der Scheidung gestorben. Es spricht nicht für mich, aber ich weiß auch da nicht das Datum.

PLAYBOY: War es nicht einmal zu Beginn echte Liebe?

SIMMEL: Mein Gott, was heißt Liebe? Körperlich ist vielleicht schon etwas gewesen, aber geistig überhaupt nicht.

PLAYBOY: Was ist Ihnen wichtiger, Sex oder die Liebe, die über die rein körperliche Begierde hinausgeht?

SIMMEL: Das schwankt bei mir furchtbar. Es gibt Perioden, in denen mich der Intellekt oder Gespräche mehr faszinieren, und dann gibt es wieder Zeiten, in denen mich das Bett mehr interessiert. In meinem Leben ist es mit Frauen sehr turbulent zugegangen. Ich bin nicht das, was die Presse manchmal aus mir gemacht hat. Eine Zeitlang war es schick, einen Bericht über mich mit dem Satz zu beginnen, er sieht aus wie ein biederer Buchhalter. Ich weiß nicht, ob ich so aussehe, aber ich bin bestimmt nie einer gewesen.

PLAYBOY: Mit wieviel Frauen haben Sie in Ihrem Leben geschlafen?

SIMMEL: Ich hab's nicht gezählt. Ich glaube, es ist ein guter Durchschnitt, was man halt mit 58 Jahren so hinter sich bringt.

PLAYBOY: Wie kommen Sie denn an so viele Mädchen heran?

SIMMEL: Hören Sie, ich habe einen Beruf, da kann ich mich deppert vögeln. Wenn ein Buch von mir verfilmt wird, dann rufen die Mädchen scharenweise hier an, damit ich ihnen eine Rolle verschaffe. Der neueste Trick ist, daß sie mit Babystimme, so als wären sie gerade 16 geworden, Grüße von Mutti bestellen. Da frage ich dann, was für eine Mutti? Darauf sagen sie, ja erinnern Sie sich denn nicht mehr, vor 30 Jahren in Wien, meine Mutti sagt, sie wird Sie ihr Leben lang nicht vergessen, das gibt mir den Mut, bei Ihnen anzurufen, in Ihrem Film sind doch vier Hausdamen, denen die Röcke heruntergerissen werden, ich wäre so glücklich, mich bei Ihnen vorstellen zu dürfen.

Es ist auch schon vorgekommen, daß ich auf dem Filmgelände von einer weinenden Komparsin gebeten wurde, mich für sie einzusetzen. Die war ganz verzweifelt, weil sie umsonst gewartet hatte, ein hübsches Mädchen. Da bin ich zum Aufnahmeleiter gegangen und hab gesagt, geh, tu mir einen Gefallen, es ist doch schon scheißegal, wer die Rolle spielt, und da er wußte, warum ich ihn bitte, hat er der Kleinen eine Dreitagerolle gegeben, für die sie sogar ein Abendkleid mitbringen mußte, so daß sie auch noch eine Kleiderzulage gekriegt hat. Darauf ist sie mir um den Hals gefallen und hat gefragt, wie sie mir danken könne. Da hab ich gesagt, komm halt mit, und dann passierte es gleich auf dem Parkplatz.

PLAYBOY: Kann es nicht sein, daß sie mit Danken etwas anderes gemeint hat?

SIMMEL: Ach, haben Sie eine Ahnung! Sie wissen doch, wie leicht es ist, jede hübsche Frau umzulegen, auch ohne Film. Ich war sogar noch so taktlos, sie nicht nach Hause zu bringen, weil ich so müd' war. Ich hab gesagt, sie soll die Straßenbahn nehmen. Da hat sie noch einmal danke gesagt, ist ausgestiegen, und ich bin mit dem Auto in mein Hotel gefahren.

PLAYBOY: Was machen Sie, wenn Sie der Trieb überkommt, und nicht gerade eine Komparsin parat ist?

SIMMEL: Es gibt ja genügend Huren in der guten Gesellschaft. Ich hatte nie Schwierigkeiten, mich zu versorgen. Man muß nicht unbedingt in einen Puff gehen, obwohl ich zu berufsmäßigen Nutten eine durchaus kumpelhafte Beziehung habe. Das kommt daher, daß ich lange Zeit einen verwandten Beruf ausgeübt habe. Ich habe 15 Jahre meines Lebens, als ich Journalist war, wie eine Hure gehandelt, denn ich habe wahnsinnig viel auf Bestellung geschrieben. Das hat bei den Lesern großen Anklang gefunden. Aber wie viele Liter Whisky ich brauchte, um das zu schaffen, können Sie sich nicht vorstellen.

PLAYBOY: Warum haben Sie sich für so etwas hergegeben?

SIMMEL: Aus finanziellen Gründen. Ich habe schon immer viel Geld gebraucht, weil ich über meine Verhältnisse lebte. Ich habe Frauen Geschenke gemacht wie ein Verrückter, Schmuck, Pelze, Autos, nicht um sie für mich zu gewinnen, dazu war ich faszinierend genug auch ohne Geschenke. Ich hatte einfach Spaß daran, sie zu beschenken, obwohl ich rückblickend sagen muß, ich bin in diesem Punkt nicht bei Verstand gewesen. Ich habe Tag und Nacht schreiben müssen, um mir das leisten zu können, habe riesige Zigarren geraucht und schwarzen Kaffee getrunken, bis mein Herzklopfen so stark war, daß ich mich nur noch mit Whisky beruhigen konnte. Merkwürdigerweise ist mir bei diesem Konsum nie schlecht geworden.

Ich konnte, wenn ich um vier Uhr ins Bett ging, am nächsten Morgen um neun wieder am Schreibtisch sitzen. Ich war ein fröhlicher Trinker. Man merkte nichts, wenn ich getrunken hatte. Ich war äußerlich völlig intakt. Ich konnte mich, obwohl ich bis oben hin voll war, in den Wagen setzen und von München hinauf nach Hamburg fahren. Also sagte ich mir, solange du schreiben kannst, mußt du keine Entziehungskur machen. So naiv war ich damals.

PLAYBOY: Was war das Endstadium Ihrer Trunksucht?

SIMMEL: Ich bin nicht zum Delirium gekommen, aber an einen Punkt, an dem ich merkte, es geht nicht weiter. Es war wie ein Herzinfarkt oder ein epileptischer Anfall. Mich überfiel das kalte Grauen. Ich fuhr nach Wien, weil ich wußte, daß dort gute Ärzte waren, und wie der Zufall es wollte, hatte ich das Glück, einen alten Schulfreund zu treffen, der zugleich Arzt war. Der hat mir das Leben gerettet. Ich machte eine einwöchige Schlafkur und unterzog mich anschließend einer Psychotherapie, die etwa ein Jahr dauerte. Das war vor 20 Jahren. Seither habe ich keinen Tropfen getrunken.

PLAYBOY: Und auch nie die Versuchung gespürt, mit dem Alkohol wieder anzufangen?

SIMMEL: Nein, das nicht. Aber die Gefahr ist immer vorhanden. Wenn ich zum Beispiel Nachrichten sehe, und die Bedrohung, in die diese Welt taumelt, dann bin ich nahe daran, daß ich wieder eine Flasche aufmache. Manchmal wünsche ich mir, ich wäre so dumm, nicht zu sehen, was auf uns zukommt. Aber so dämlich kann ich nicht sein, daß ich sage, wir gehen paradiesischen Zeiten entgegen. Ich bin zutiefst pessimistisch. Aber ich suggeriere mir mit aller Gewalt, daß wir doch noch eine Chance haben, davonzukommen. Was mich am Leben hält, ist die Hoffnung.

PLAYBOY: Welche Möglichkeit haben Sie, um sich von den Gedanken, die Sie bedrücken, wenigstens für eine gewisse Zeit abzulenken?

SIMMEL: Die Sexualität, das Schreiben, nicht mehr das Trinken. Dazu habe ich einen zu klaren Kopf. Als ich noch trank, habe ich gesagt, hoffentlich kommt kein neuer Krieg, solange ich lebe, denn dann gäbe es keinen Whisky. Heute ist es mir Wurscht.

PLAYBOY: Sind Sie schon einmal in einem Bordell gewesen?

SIMMEL: Aber natürlich. Ich habe mehrere Wochen in einem Hamburger Puff gewohnt. Ich schrieb damals an meinem Roman *Bis zur bitteren Neige,* der in einem Bordell spielt.

PLAYBOY: Was war der exotischste Ort, an dem Sie es jemals getrieben haben?

SIMMEL: Moment, da muß ich nachdenken. Also der Rücksitz im Auto ist bürgerlich, über den Kofferraum gelegt, ist auch nichts Besonderes. Der verrückteste Ort war, als ich in Rio an der Copacabana gevögelt habe. Da läuft eine Schnellstraße direkt am Meer entlang,

Je näher – je lieber!

Diebels Alt. Das Premium-Alt aus der Privatbrauerei Diebels in Issum. Eine große Altbier-Spezialität aus dem Herzen des Altbier-Stammlandes – dem Niederrhein.

Diebels Alt

Das freundliche Alt

Privatbrauerei Diebels, Issum 1983

die Avenida Atlântica. Dort sind wir unmittelbar am Rand der Fahrbahn gelegen. Einen Meter von meinem Kopf entfernt sausten die Autos vorbei. Das war in den fünfziger Jahren. Das Mädchen hatte mir die Stadt und den Urwald gezeigt. Eigentlich wollten wir es in meinem Hotelzimmer machen, aber der Drang war so groß, daß es schon auf dem Weg ins Hotel passiert ist.

PLAYBOY: Wären Sie heute noch genauso feurig?

SIMMEL: Daran hat sich überhaupt nichts geändert. Das Bett ist zwar bequemer, aber wenn es sich gerade ergibt, mache ich es auch am Stachus in München. Was den Sex betrifft, bin ich vollkommen normal, obwohl ich ansonsten ein Mensch bin, der alles andere als normal ist. Sie würden mich beleidigen, wenn Sie mich als normal bezeichnen. Woody Allen ist gegen mich, was Neurosen betrifft, absolut harmlos. Trotzdem hatte ich mit Frauen nie Schwierigkeiten, und ich muß sagen, es sind noch alle mit mir zufrieden gewesen. Ich habe Anerkennungsschreiben aus der Provinz, wenn Sie verstehen, was ich meine.

PLAYBOY: Könnte Ihnen der Sex das Schreiben ersetzen?

SIMMEL: Nein. Sicher ist er die angenehmere Beschäftigung, aber die größere Rolle in meinem Leben spielt schon das Schreiben.

PLAYBOY: Weil Sie damit Ihr Geld verdienen?

SIMMEL: Nicht nur deshalb. Natürlich könnte ich vom Vögeln nicht leben, außer als Gigolo. Aber dazu hätte ich die Geduld nicht. Da müßte ich zum Beispiel mit der Frau einkaufen gehen und, wenn sie das 30. Kleid anprobiert, immer noch charmant sein und sagen, Liebling, ich glaube, Grün steht dir besser. Da könnte ich es mir nicht leisten, zu sagen, Alte, leck mich am Arsch, ich will jetzt lieber was Gutes lesen. Ich wäre sehr unfrei. Deshalb habe ich viele Päderasten als Freunde, die ich darum bitte, mit meiner jeweiligen Frau einkaufen zu gehen. Die sitzen stundenlang da, unglaublich geduldig. Das bewundere ich.

PLAYBOY: Müßten Sie als Gigolo nicht attraktiver aussehen? Sie sind doch bei Gott keine Schönheit.

SIMMEL: Bestimmt nicht. Aber komischerweise hat mir mein Aussehen bei Frauen noch nie geschadet. Ich muß wohl auch ein interessanter und liebenswerter Mensch sein. Das hat mein Äußeres aufgewogen. Ich hatte schon in der Schule die üblichen großen Lieben wie alle anderen Jungen, obwohl ich zu dieser Zeit auch noch furchtbare Akne hatte. Ich habe Schälkuren gemacht, wurde bestrahlt, aber es ist immer nur kurzzeitig weggegangen. Heute habe ich nur noch eine sehr grobporige Haut, aber keine Pickel. Darf dieses Interview auch ein bißchen ordinär sein?

PLAYBOY: Nichts dagegen.

SIMMEL: Dann möchte ich Ihnen erzählen, was eine Freundin, die mir lange sehr nahe stand, gesagt hat, als sie gefragt wurde, ob es ihr denn nichts ausmache, daß ich so viele Pickel habe. Sie sagte, am Pimmel hat er doch keine. Wenn Sie das schreiben könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Für mich waren die Pickel viel weniger schlimm als mein Stottern. Wenn ich sehr überlastet und aufgeregt bin, stottere ich noch heute. Eine Zeitlang habe ich mir als Alibi eingeredet, mein Geist sei schon immer so weit voraus, daß mein Sprechen nicht nachkommt. Aber das stimmt nicht. Die Ursachen müssen woanders liegen.

PLAYBOY: Wann hat es angefangen?

SIMMEL: In der Pubertät, genau wie die Akne. Ich glaube, es hatte mit den Zeitläufen zu tun. Es entstand aus der Angst vor diesem ganzen Nazi-Gesindel. Ich habe diese verfluchte Scheiße von Anfang an bewußt miterlebt, denn ich komme aus einer politisch sehr engagierten Familie. Da wurde dauernd über diese Dinge gesprochen. Mein Großvater hat mit August Bebel die ersten Gewerkschaften gegründet. Mein Vater war aktiver Sozialdemokrat. Ich kann mich erinnern, daß in unserem Bekanntenkreis der Clown Hitler von verschiedenen Leuten nachgemacht wurde und daß ich darüber oft lachen mußte. Diese Leute sind dann alle in Konzentrationslagern umgekommen.

Mein Vater stand auf den Listen der Nazis ganz oben. Deshalb mußte er emigrieren. Er ist bei Kriegsende in England gestorben. Meine Mutter, die mit mir und meiner Schwester in Wien blieb, wurde mehrmals von der Gestapo zum Verhör vorgeladen, weil man uns quälen wollte. Diese ständige Unsicherheit hat bestimmt in meiner Entwicklung eine Rolle gespielt. Die Angst ist geblieben. Ein Arzt würde es vielleicht als chronische Verstimmtheit bezeichnen. Mein Freund Helmut Qualtinger hat gesagt, ihm sei immer schlecht. Das trifft auch auf mich zu, und zwar dann, wenn ich merke, daß der Wunschtraum meiner Jugend, etwas zu schreiben, das auf der einen Seite dadurch, daß ich auch Kompromisse mache, einen breiten Erfolg hat und auf der anderen Seite etwas zum Guten verändert, eine Illusion war.

Ich habe Momente voll von Kleinmut und absoluter Verzagtheit, in denen ich mich frage, welche Wirkung erziele ich eigentlich mit meinen guten Ratschlägen, Vorschlägen und Informationen? Dann klammere ich mich verzweifelt an meinen Glauben, vielleicht doch etwas bewirken zu können, aber im Grunde weiß ich, man ändert gar nichts.

PLAYBOY: Warum versuchen Sie nicht, Ihre Ängste einmal ganz kompromißlos niederzuschreiben, wenn Sie mit den Kompromissen ohnehin nichts erreichen?

SIMMEL: Wen interessiert das? Ich habe trotz allem immer noch das Gefühl, ich hätte den Leuten was mitzuteilen, das wichtiger ist als mein Scheißleben und meine Scheißsorgen. Wem nützt das Geseiere und Gejammer eines Mannes, der mit seinen Schwierigkeiten nicht fertig wird?

PLAYBOY: Könnten Sie es sich überhaupt leisten, etwas zu schreiben, das nicht unbedingt ein finanzieller Erfolg wird?

SIMMEL: Es wäre nicht einfach. Ich bin ein Gefangener meiner Bindungen und Verpflichtungen. Aber ich habe mir ja, was meine Themen betrifft, schon eine gewisse Freiheit erschreiben können. Ich muß nicht, wie in meiner Illustriertenzeit, alles schreiben, was mir vorgesetzt wird. Ich muß mich nicht prostituieren wie eine Hure, die mit jedem ins Bett geht. Ich muß nicht lügen. Ich habe heute genug Geld, mir meine Stoffe aussuchen zu können. Das ist für jemanden wie mich, der in seinem Leben derartig viel an zusammengestoppelten, auf Erfolg getrimmten Sachen hat schreiben müssen, schon eine Menge. Ich habe heute, um das dumme Wort zu gebrauchen, eine Lesergemeinde, die mir, solange ich nicht ausflippe, treu bleibt, auch wenn ich ein heikles Thema behandle.

PLAYBOY: Aber ausflippen, wie Sie sagen, dürfen Sie nicht.

SIMMEL: Das ist richtig.

PLAYBOY: Weil Sie damit Ihren Wohlstand riskieren würden?

SIMMEL: Ich könnte sehr leicht herunter von meinem Lebensstandard. Ich will nicht sagen, daß ich ungern so lebe. Aber wenn ich es fertigbrächte, ein Buch zu schreiben wie Hemingways *Wem die Stunde schlägt,* würde ich auch in der Bahnhofsmission übernachten.

PLAYBOY: Wie wollen Sie dahinterkommen, ob Sie es können, wenn Sie nicht die Freiheit haben, es zu versuchen?

SIMMEL: Ich glaube nicht, daß Armut die Voraussetzung ist, um ein Meisterwerk schreiben zu können.

PLAYBOY: Armut nicht, aber Freiheit. Haben Sie noch nie die Sehnsucht verspürt, aus Ihrem Leben, so wie es jetzt ist, ganz einfach auszusteigen?

SIMMEL: Doch, oft. Jeder Mensch hat diese Sehnsucht. Darüber habe ich in meinem neuen Buch *Bitte, laßt die Blumen leben* sehr viel geschrieben. Das ist die Geschichte eines erfolgreichen Rechtsanwalts, der durch eine Flugzeugkatastrophe die Chance erhält, seinem leer gewordenen Leben an der Seite einer bö-

Wega Video Modul, Wega Color 3073

DER WERT EINES KONZEPTS ZEIGT SICH IN SEINER VIELSEITIGKEIT.

Wega Video Modul offenbart eine neue Dimension der Unterhaltung. Durch die Trennung der Komponenten Recorder und Tuner/Timer ergeben sich faszinierende Einsatzmöglichkeiten.

Denn einerseits ist die Funktionseinheit der beiden Bausteine eine Heim-Video-Anlage, die in Ausstattung und Bildqualität kaum zu überbieten ist. Andererseits ist der Recorder R-50 ungewöhnlich klein und leicht, also prädestiniert für den mobilen Einsatz.

Daß Sie sich bei all dem auf einen außerordentlich hohen Qualitätsstandard bei Aufnahme und Wiedergabe verlassen können, ist beim Beta-System selbstverständlich.

Ihr Fachhändler zeigt Ihnen weitere gute Seiten von Video Modul.

WEGA

Wega Elektronik,
Köhlstraße 10, 5000 Köln 30

sen, schönen Frau und zugleich seiner auf eiskalter Skrupellosigkeit aufgebauten Karriere, die er nicht mehr erträgt, zu entfliehen und in eine ganz neue Welt einzusteigen, in der er es zusammen mit einer Frau, die er liebt, fertigbringt, die mörderische Traurigkeit, die alles ergriffen hat, die krankmachende Angst, in der wir leben, zu überwinden. Dieser Mann ist der typische Aussteiger, und wie alle meine Bücher hat auch dieses Buch etwas mit mir zu tun. Ich will nicht in einen Trott verfallen, auch nicht in den glücklichen Trott eines Erfolgsschriftstellers. Denn natürlich ist der Erfolg eine gefährliche Sache. Man kann der sehr einsame Gefangene seiner Karriere werden.

PLAYBOY: Sie haben, wie in der *Bild-Zeitung* zu lesen war, vor zwölf Jahren einen Selbstmordversuch unternommen. War das der Versuch auszusteigen?

SIMMEL: Nein, das war der Versuch, Schluß zu machen. Ich bin auf der Autobahn München–Salzburg zu Fuß im Nebel auf die Fahrbahn gegangen, um mich totfahren zu lassen, aber es kam kein Auto. Es hatte sich damals körperlich und seelisch einiges angesammelt. Mir ist plötzlich alles so sinnlos und so schal vorgekommen, daß ich einen Ekel vor mir selber gekriegt hab. Ich mußte dringend ein Buch fertigstellen, außerdem ist meine zweite Ehe in die Brüche gegangen. Ich befand mich in einer Lage, aus der ich mich einfach nicht mehr heraussah.

Ich bin sowieso ein zu tiefsten Depressionen neigender Mensch. Ich lebe oft gern, aber ich wäre manchmal genauso gern tot, wenn ich nur sicher sein könnte, daß es nach dem Tod wirklich aus ist. Der Tod, den ich mir wünsche, ist ein naturwissenschaftlicher Tod. Ich hoffe, ich habe keine unsterbliche Seele. Ich möchte, daß mein Körper zerfällt und seine Reste dem Aufbau der Pflanzen und Kräuter dienen, und daß die Gase aus meinem Körper zum Himmel aufsteigen und als Regen wieder zur Erde fallen. Wenn ich lese, daß Menschen, die schon tot waren, wieder zurückkommen und von einer engen Röhre und dem herrlichen Land dahinter erzählen, wird mir ganz übel. Der Gedanke, die ganze Scheiße könnte wieder von vorn losgehen, ist mir ein ekelhafter Gedanke.

PLAYBOY: Wer so spricht, muß Atheist sein.

SIMMEL: Ich bezeichne mich gern als frommen Heiden. Ich sehe nicht ein, warum ich für einen Gott zahlen soll, der seine Leute in den schönsten Klöstern dick und fett werden läßt. Die fressen und saufen auf meine Kosten, aber helfen mir nicht, wenn ich sie brauche. Ich bin aus der Kirche ausgetreten, aber das bedeutet nicht, daß ich ganz ohne Glauben auskomme.

PLAYBOY: Haben Sie Kinder?

SIMMEL: Ich habe eine Stieftochter, aber keine eigenen Kinder. Es ist mit mir wie mit Erich Kästner. Ich habe Kinderbücher geschrieben. Ich liebe Kinder. Aber ich hatte nie den Wunsch, selbst welche zu haben.

PLAYBOY: Warum nicht?

SIMMEL: Ich habe in der Zeit, als ich bei der *Quick* war, sehr viel getrunken. Ich hatte Angst, wenn ich Kinder bekäme, wären die wahrscheinlich geschädigt, schlimmstenfalls Idioten. Aber das ist nicht der einzige Grund. Es steckt auch eine Portion Egoismus dahinter. Die Vorstellung, ein kreischendes Baby zu haben, das sich anpischt und ankackt und mich nicht schlafen läßt, ist mir ganz unerträglich. Dazu bin ich viel zu nervös. Ich mag Kinder erst in dem Alter, in dem man sich mit ihnen halbwegs intelligent unterhalten kann. Ich habe mir meine Freundinnen immer danach ausgesucht, ob sie Kinder hatten, mit denen ich auch schon reden konnte.

PLAYBOY: Welche Funktion hatten die Frauen, mit denen Sie nicht nur geschlafen, sondern die Sie auch geheiratet haben?

SIMMEL: Ich muß in meinem Beruf jemanden haben, der mich organisiert. Ich rede jetzt überhaupt nicht von Sex oder Liebe. Die Frauen, mit denen ich lebe, sind insofern beteiligt an meinen Büchern, als sie mir die Muße verschaffen, die ich brauche, um schreiben zu können. Ich weiß, ich bekomme mein Fressen. Mein Bett ist gemacht. Ich muß mich um nichts kümmern, außer um meine Arbeit.

PLAYBOY: Auf den Büchern steht aber dann nur Ihr Name. Den Anteil, den Ihre Frau hat, sieht niemand.

SIMMEL: Das ist richtig. Sie hat nichts davon. Sie hat das Geld, und sie darf sich Frau Simmel nennen. Ich gebe zu, wenn ich mich mit meiner Frau als eine Einheit betrachte, die Bücher herstellt, hat sie den mieseren Teil, ganz ohne Frage.

PLAYBOY: So gesehen, können Sie sicher verstehen, warum Alice Schwarzer Sturm läuft gegen Ehen, die darauf aufgebaut sind, daß die Frau den dienenden Teil hat.

SIMMEL: Ich habe für Frau Schwarzer durchaus Verständnis. Gerade weil ich in meinem Leben oft mit Frauen zusammengewesen bin, die nicht gearbeitet haben, was dazu geführt hat, daß sie eifersüchtig waren auf meine Arbeit, bin ich der Ansicht, daß Frauen selbst etwas tun und sich für Dinge, für die es sich lohnt, interessieren sollten. Meine Einstellung zur Frauenbewegung ist eine sehr positive. Nur dort, wo man sagt, Schwanz ab, wir brauchen keine Männer, da muß ich lachen. Ich habe mein Leben lang die Gesellschaft von Frauen bevorzugt, nicht nur zum Vögeln. Es hat aber auch Momente gegeben, in denen ich gesagt hab, die Frauen gehören alle verbrannt, weil sie mich nervös gemacht haben. Das waren Momente, in denen eine gewisse Frauenverachtung da war.

Ich habe sehr viele blöde Frauen getroffen, viel mehr blöde Frauen als blöde Männer. Natürlich gab es Ausnahmen. Ich habe das Glück und die Ehre, Marlene Dietrich zu kennen, die doch eine Jahrhundertfigur ist. Sie hat meine Bücher gelesen und gesagt, den Mann, der so schreibt, möchte sie kennenlernen. Das ist eine Frau, die ist so weise geworden, wie es sonst nur wenige Männer werden. Sie sagte zu mir, ich solle mir über schlechte Kritiken nicht so viele Gedanken machen, ich sei ein guter Schriftsteller, ein großer Schriftsteller. Wir führen in regelmäßigen Abständen stundenlange Gespräche am Telefon. Die richten mich immer unglaublich auf, wenn es mir mies geht.

PLAYBOY: Ist es ein Problem für Sie, älter zu werden?

SIMMEL: Ich bin ja schon mittendrin. Ich habe Angst vor Krankheit, aber keine Angst vor dem Älterwerden.

PLAYBOY: Auch nicht, wenn Sie dabei Ihre Potenz verlieren?

SIMMEL: Nein, denn ich habe die Hoffnung, daß ich dann andere Sachen als immer nur den Schwanz im Kopf haben werde, also daß ich mich für Dinge interessiere, die mich ein bißchen gescheiter machen. Ich habe nicht die Befürchtung, daß ich, wenn es im Bett einmal nicht mehr funktioniert, todtraurig werde. Ich weiß zwar, daß das für viele Männer ein großes Problem ist, aber da es jedem passiert, muß man sich damit abfinden können.

Es gibt ein Buch von Romain Gary, das heißt *Über diese Grenze hinaus gilt Ihr Ticket nicht mehr,* das ist eines meiner Lieblingsbücher. Darin unterhalten sich zwei nette ältere Herren, bei denen es mit der Sexualität immer schwieriger wird und die sich, je weniger es geht, immer jüngere Mädchen nehmen, weil sie von den erwachsenen Frauen nur noch ausgelacht werden. Da sagt der eine: Ich weiß nicht, was mit den jungen Mädchen los ist, ihre Löcher werden immer größer. Darauf erwidert der andere: Du irrst dich, mein Freund, unsere Schwänze werden immer kleiner.

Wenn Sie lesen wollen, was Johannes Mario Simmel in seinem neuen Roman „Bitte, laßt die Blumen leben" schreibt, brauchen Sie nur umzublättern.

Aachen
Allo Pach ·
Heiliger & Kleutgens
Aalen
Rheinelektra
Achern
Elektrohaus Ketterer ·
Rheinelektra
Ahaus
Timmermann + Dieker
Albstadt
Haas & Alber
Alfeld
Alfred Eggers
Alsfeld
Max Ahlbrandt & Söhne
Altenglan
Rheinelektra
Alzey
Rheinelektra
Ansbach
Radio Busch
Arnsberg
Piwinski
Augsburg
Uni-Markt · Karstadt
Aurich
Radio Redenius
Backnang
Radio Buergel
Bad Dürkheim
Werner Müller
Bad Hersfeld
Hifi Studio Bruck
Bad Homburg
Braesch u. Hermsdoerfer ·
Funk-Plumpe
Bad Kissingen
Joachim Kuchler
Bad Salzuflen
Ing. Albert Priesent
Bad Segeberg
Radio Baer
Bad Wildungen
Fernseh Wendorff
Bad Zwischenahn
Gerhard Plüschke
Baden-Baden
Radio Freytag
Balingen
Wilhelm Kraut
Bamberg
Schiffauer
Bammental
Rheinelektra
Beckum
Voss
Bensheim
Radio Mueller
Berg. Gladbach
Radio Kuhlmann
Berlin
Bendel · Baesecke ·
Clavis Ferns.-Video-HiFi ·
Boxen Gross ·
Irma Haschke ·
Harry Hettig ·
Karstadt ·
Kewo ·
Hendrick Liefeld ·
Radio Lehwald ·
Radio Rading ·
Radio Rowit ·
Radio Ruecker ·
Radio Sattler ·
Kurt Sandmann ·
Sinus HiFi ·
Gerhard Schumann ·
Stereo-Phil Elektroh.
Biberach
Aug. Sourisseau
Biedenkopf
Albert Pfeil
Bielefeld
Ing. Albert Priesent ·
Radio Waldecker
Bietigheim
Oswald Schmid

Bingen
Rheinelektra
Bischofsheim
Rheinelektra
Blomberg
Radio Raithel
Bochum
Ernst Brinkmann · Flasche ·
Manfred Voelker
Bonn
Akustik Koch · Dieter
Linzbach · Radio Abt
Borken
Borkener FS-Dienst
Braunschweig
Oskar Ferner · Karstadt ·
Fernsehen Pleithmann ·
Robling u. Novak · Spectrum
Bremen
Kurt Barlage · HiFi-Centrale ·
Karstadt · Preusse Elektro-
haus · Radio Ernsting
Bretten
Radio Freytag
Bruchsal
HiFi Center Joest ·
Rheinelektra
Bühl
Rheinelektra
Burghausen
Elek.-Kreutzpointner
Buxtehude
Elektro Luehning
Celle
Karstadt
Cloppenburg
Gisbert Witte
Coburg
Holzberger & Koch
Coesfeld
Fernseh-Pier
Crailsheim
Radio Hojkowski ·
Rheinelektra
Cuxhaven
Georg Bening
Dänschendorf
Elektro-Friedrich
Darmstadt
HiFi-Express · Ludger Kuhl ·
Rheinelektra
Deggendorf
Karstadt
Delmenhorst
Guenter John ·
Elektro Kosten
Detmold
Werner Fehring ·
Klaus Guesse
Diez/Lahn
Radio Lotz
Dinslaken
Gaertner
Donaueschingen
Martin Heitzmann
Dorsten
M. Liebehenz u. W. Schmitz
Dortmund
Ernst Brinkmann · Karstadt ·
Lingenhoff
Dülmen
Karl Schulte-Hullern
Düren
Radio-Biens
Düsseldorf
Radio Boehm ·
Radio Brandenburger ·
Funkhaus Evertz · Kuerten ·
Hans Puls
Duisburg
Balik ·
Benzenberg & Knippers ·
Radio Klaus Schossau
Echterdingen
Radio Beck
Eckernförde
Symnick
Ehingen

Elmar Pfeiffer TV
Eichenau
Bavaria HiFi-Mobel
Eislingen
Elektro-Haug
Elmshorn
Radio Doerr
Ellwangen
Rheinelektra
Emmendingen
Max Flösch
Emsdetten
Radio Kollmann
Ensdorf
Rheinelektra
Erding
Froeschl
Essen
Bethlehem · Benzenberg &
Knippers · HiFi-Studio
Giesbert · Karstadt ·
Keller & Hoffmann ·
Dieter Nienke
Ettlingen
Kaufhaus Schneider
Euskirchen
Gatzen & Decker
Fellbach
Radio Bauer
Frankenthal
Reinhold Baumann ·
Friedrich Krausser ·
Rheinelektra
Frankfurt
Radio Diehl · Teleradio
Freiburg
Radio Bastian ·
Fernseh Koch
Freilassing
Elektro-Falkenberg
Freising
Fernseh Feldt
Freudenstadt
Fernseh Haug
Friedrichshafen
Alexander Hajnek · Scherer
Fürth
Ammon & Schnatzky
Fulda
Elektro-Backes
Gaggenau
Rheinelektra
Garmisch-Partenkirchen
Radio-Fernseh-Huter
Geislingen
Alb-Elektrizitätswerke
Gelsenkirchen
Ing. Marten · Radio Richter
Germering
Radio Popp
Gilsenberg
A. Nordmann
Göppingen
Co op · Rheinelektra ·
Stolz u. Jansen
Göttingen
Caspari
Goslar
Karstadt
Gräfelfing
Pro TV + HiFi Markt
Grefrath
Ton-Bildstudio Fernbach
Greven
Fernseh Schroeder
Groß-Gerau
Rheinelektra
Groß-Rohrheim
Rheinelektra
Grünstadt
Radio Adolf Fuerst
Günzburg
Hans Dieter Schwarz
Gummersbach
Fritz Simons
Gunzenhausen
Rheinelektra
Hagen

Fernseh Berlet ·
Werner Garthe
Hamburg
Ernst Brinkmann · Deka ·
Fernseh Ahrens ·
Hamburger HiFi-Center ·
HiFi-Galerie Rhein. Boehme ·
HiFi-Video Alstertal ·
Karstadt ·
Joh. H. Lichtenfeld · Otto
Marquardt · Ulrich Matzen
Radio Mellek · Radio TV
Sonnenberg · Schroeder
Electronic · Sellhorn
Hameln
Radio Suhr
Hamm
H. + F. Rinsche
Hannover
Ernst Brinkmann · Fernseh-
Cordey · Karstadt · Lixfeld
Hann.-Münden
W. Tauer
Hattingen
Elektro Hoerster
Heidelberg
Egon Gefaeller ·
Rheinelektra
Heidenheim
Wolfgang Makowsky ·
Rheinelektra
Heilbronn
Hermann Flachsmann
Helmstedt
Dipl.-Ing. Stamer
Hennef
Radio Liessem
Herbrechtingen
Helmut Bertz
Herne
Radio Bertlich
Heubach
Abele
Heuchelheim
Eickenroth
Heusenstamm
Guenter Weidl
Hildesheim
Funk Koch/Goebel
Hoevelhof
Josef Kersting
Hoexter
Schidlack
Holzminden
Neuland Ernst Brinkmann
Horn, Bad Meinberg
Radio Ostmann
Ibbenbüren
Radio Rethmann
Idar-Oberstein
Rheinelektra
Ingolstadt
Dreyer & Schnetzer ·
Media Elektro-Kuechen
Iserlohn
Erben
Itzehoe
Videomarkt
Kaiserslautern
Radio Frohnhoefer
Kamen
Karl Brumberg
Karlsfeld
Gerald Matting
Karlsruhe
Radio Freytag · Mann-
Mobilia · Rheinelektra
Kassel
Matthias Bachert · Radio
Pitsch · Fernseh Stranz ·
Heini Weber
Kehl
Rheinelektra
Kempten
Allg. Elektrohaus
Kevelaer
Funkhaus Gerats
Kiel

E. Brinkmann · Ziemann
Kirchen-Brühlhof
Radio Wünning
Kirchheim
Find Expert Audio. Video
Köln
Radio Ceka Ferns.-u. Rundf.
Radio Graf · Saturn Elec. ·
Radio Wilden ·
Radio Gebr. Zabel
Krefeld
Radio Kox
Lage
Fritz Selse
Lahn
Karstadt · Rheinelektra
Landau
HiFi-Studio Glasner ·
Rheinelektra · Karl Roth
Landsberg
Radio Otremba
Landshut
Media Markt
Landstuhl
Rheinelektra
Lauterbach
Max Ahlbrandt & Söhne
Leer
Hoppe
Lemgo
Fernsehhaus Baschlebe
Leonberg
Ute Wirtz
Leutkirch
Radio Keil
Leverkusen
Helmut Pfleger ·
Johann Winzen
Limburg
Karstadt
Lingen
Bernh. van Lengenrich
Lippstadt
Lippstaedter Lampenhaus
Ludwigsburg
Radio Musikhaus Barth ·
Talmon Gros · Karstadt
Ludwigshafen
Phora-Wessendorf ·
Rheinelektra
Lübeck
Adolf Lehmensiek ·
W. Warter
Mainz
Radio Bauer · Rheinelektra
Mannheim
Phora-Wessendorf ·
Rheinelektra · Horst
Schneider · Elektro Teutsch
Marburg
J. Siebert
Marsberg
Rudolf Gerlach
Meerbusch
HiFi-Video-Studio Engstler ·
Fernseh-Weiher
Memmingen
Graf & Frisch
Meschede
Emil Menne
Möckmühl
Elektro Schlaegel
Mönchengladbach
Radio Steinmann
Mülheim
Jehle · Karstadt
München
Radio Baumueller · Elektro
Radio Egger · Fernseh Feldt ·
Radio Froehlich · J. Froeschl ·
Karstadt · Radio Ernst
Lindberg · Media Markt ·
Wilfried Mueller · Reithofer
Elektro RDF · Radio RIM ·
Peter Weinert
Münster
Radio Walter Dunstheimer ·
Radio Hueffer · Nicolic ·

Radio Schilling
Munster
Radio Busch
Neu-Isenburg
Radio Reibert
Neumünster
E. Brinkmann
Neuötting
Rupert Krapf
Neustadt
Rheinelektra
Nierstein
Rheinelektra
Nördlingen
Hans Georg Mueller ·
Rheinelektra
Norderstedt
Radio Paul Sellhorn
Nordhorn
Radio Horstmann
Northeim
Erich Teichert
Nürnberg
Karstadt · Max Renninger
Oberkochen
Elektro Oberkochen
Oberndorf
Radio Flaig
Öhringen
Walter Schmidt
Offenburg
HiFi Kaiser · Telemagazin ·
Radio Fernseh Elek. Anlagen
Oldenburg
Rundfunk-Dammaschke ·
Ripken & Ripken ·
Radio Ursin
Osnabrück
Gebr. Rohlfing
Paderborn
Elektrohaus Beverungen ·
Fernseh Service Micus
Passau
Radio Deuringer
Peine
Catholy · Menz
Pforzheim
Radio Freytag ·
Fernsehhaus Sonnet
Pirmasens
Radio Bruckner
Ransbach
Solbach Ferns. GmbH
Rastatt
Radio Wetzel
Ravensburg
Radio Voelker
Recklinghausen
Benzenberg & Knippers ·
Fels am Viehtor ·
Heinrich Fels · Karstadt
Regensburg
Herbert Zimmermann
Rendsburg
Radio Kienass
Rheinberg
G.A. Komossa
Rietberg
Radio Biermann
Rosenheim
Karstadt · Hans Kowalsky ·
Radio Stern
Rüsselsheim
Rheinelektra
Saarbrücken
Karstadt
Salzgitter
Radio Hamster
St. Augustin
Elektrohaus Wiehlpuetz
St. Ingbert
Elektro Huber
Siegen
Funkhaus Schwunk
Sigmaringen
Fuerstl. Hohenzoll. ·
K. Meyer
Simmern

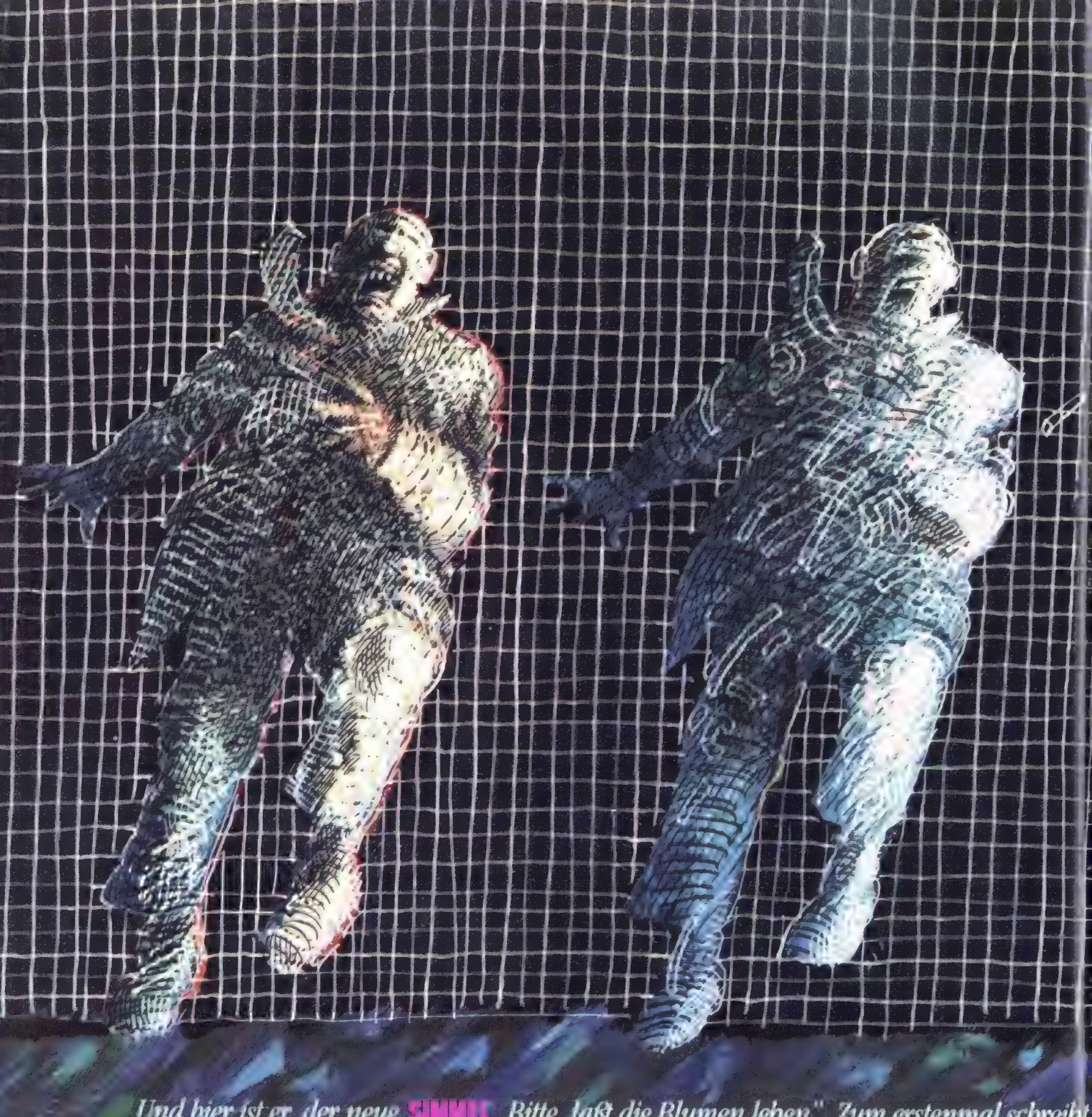
Rheinelektra
Sindelfingen
Elektro Elsaesser
Singen
Zimmermann u. Kuenz
Sinsheim
Rheinelektra
Soest
Ulrich Pfeffer
Spaichingen
Funk Daeuble
Spenge
Radio Koch
Sulzbach
Radio Diehl
Schmallenberg
Wilhelm Foerster
Schorndorf
Moessner
Schwäbisch-Gmünd
Nubert Elektronik ·
Tele Elektric
Schweinfurt
Radio Beuschlein
Schwelm
Radio Becker
Stadt Allendorf
Fernseh Zweigelt
Straubing
Novakust-Radio-Fernsehen
Stuttgart
Radio Musikhaus Barth ·
Juergen Kreft
Tönning
Radio Marx
Traunreut
Radio Dutge
Trier
Elektro Erdmann ·
HiFi Kohr-Roensch
Tübingen
Elektro Mayer
Tuttlingen
Sanitaer Klaiber
Ulm
Ing. Hartmann & Kirste
Unna
Opheiden-Fernseh
Velbert
Sennerich
Verden
Graeber Electronic
Vilshofen
Philipp Menth
Waldshut
Radio Siebler
Warendorf
Alfred Heine
Wesel
Alt-Rainer Goertz
Westerland
H.B. Jensen
Wiedenbrück
Radio Boekelmann
Wiesbaden
Audio HiFi Handels. ·
Fischer & Springer · Mann-
Mobilia · Radio Knoes ·
Rheinelektra
Wiesloch
Radio Heinzmann
Wilhelmshaven
Radio Fresse
Witten
Karl Kempf
Wolfenbüttel
Gebr. Siedentopf
Wolfsburg
Radio Beckmann
Worms
HiFi Pavillon · Rheinelektra
Würzburg
Radio Wels
Wuppertal
Ing. Rudolf Franzen ·
Radio Ginsberg
Xanten
Radio Franken

DER WERT EINES KONZEPTES ZEIGT SICH BEIM FACHHANDEL.

Wega Video und Color-TV finden Sie beim Fachhandel. Denn bei Wega legt man neben vorbildlicher Technik und zeitlos schönem Design besonderen Wert auf fachkundige Beratung sowie den reibungslosen Service auf lange Sicht. Das heißt aber nicht, daß es beschwerlich ist, Wega kennenzulernen. Auf der einen Seite schicken wir Ihnen gerne einen neuen Wega-Katalog für Video und Color-TV. Auf der anderen Seite können Sie dem obigen Händlerverzeichnis leicht entnehmen, daß Wega zwar nicht überall, jedoch überall in der Nähe ist. Dafür ist gesorgt.

WEGA

Wega Elektronik,
Köhlstraße 10, 5000 Köln 30



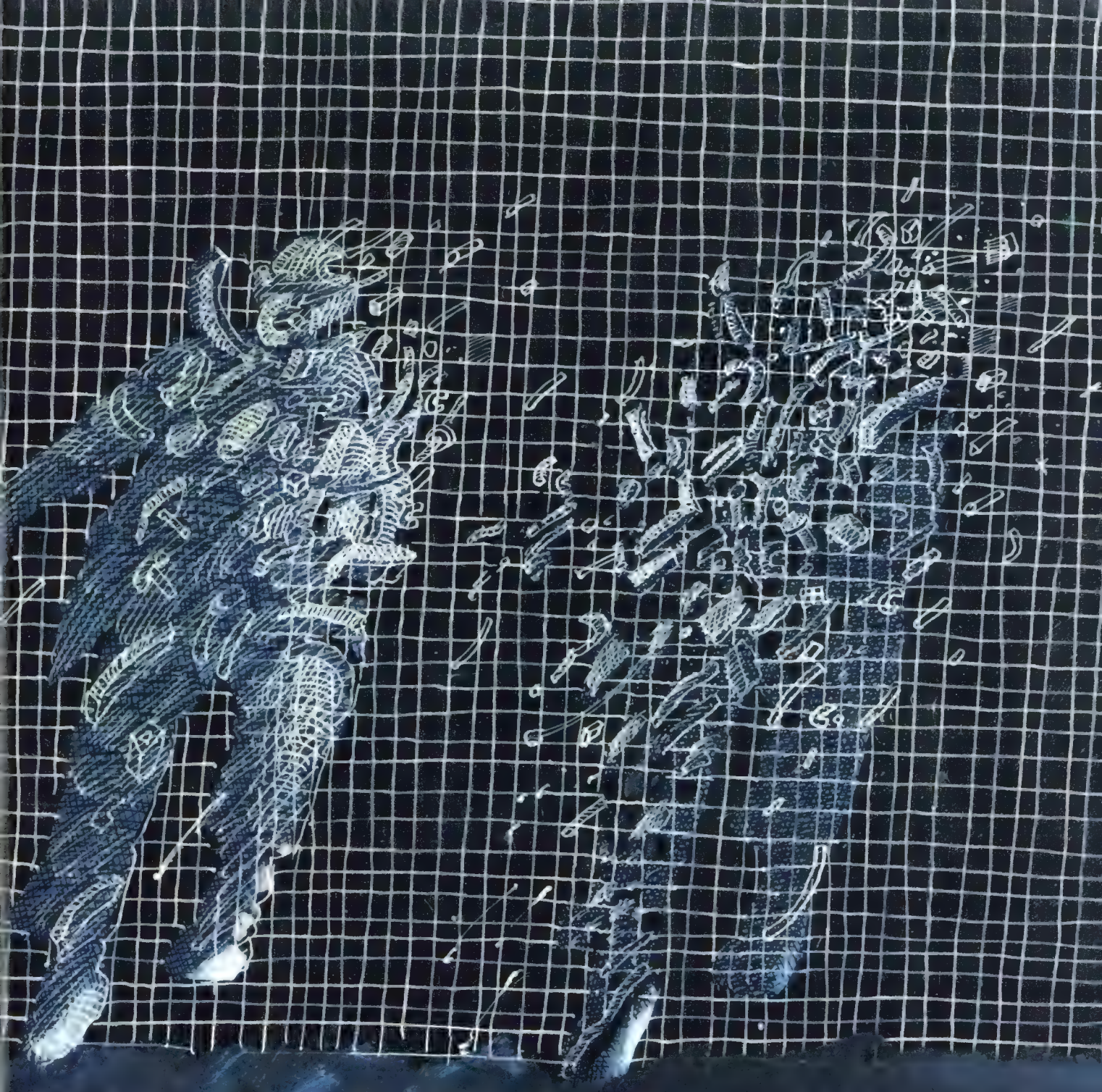
Und hier ist er, der neue SIMMEL „Bitte, laßt die Blumen leben". Zum erstenmal schreibt

EIN ECHTER MANN LEBT ZWEIMAL

„DU MUSST SOFORT nach Wien kommen", sagte Daniel.

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Nicht am Telefon", sagte er. „Ich muß dich unter allen Umständen sprechen. So schnell wie möglich. Ich habe mich schon erkundigt. Es geht noch eine Maschine von Paris nach Wien, heute abend. EURO AIR. Um Viertel vor elf. Jetzt ist es halb acht. Du hast also Zeit genug. Sobald du in Wien gelandet bist, komm in meine



r über sich selbst — über einen Mann, der versucht, seiner Vergangenheit zu entrinnen

Kanzlei. Ich arbeite die Nacht durch."
„Und wenn die Maschine ausgebucht ist?" fragte ich.
„Dann nimm ein kleines Charterflugzeug! So eines gibt es immer. Ich sage dir, es ist unbedingt nötig, daß ich dich so schnell wie möglich spreche, unbedingt, verstehst du, Charles?"
„Ja, ich verstehe", sagte ich und öffnete schon die Knöpfe meines Smokinghemdes. Durch die hohen, offenen Fenster des Arbeitszimmers drang süß und schwer der Duft blühender Sträucher aus dem Jardin du Ranelagh, dem Park gegenüber. Wir wohnten in einem kleinen Palais an der Allée Pilatre de Rozier im 16. Arrondissement. Mein Arbeitszimmer lag im ersten Stock. Die Sonne stand tief im Westen und tauchte alles in gleißendes, goldenes Licht.
Daniel, das war der Wiener Rechtsanwalt Dr. Daniel Mann. Nach so vielen Jahren

ILLUSTRATIONI: BORISLAV BAJTINAC

der Zusammenarbeit vertraute ich ihm blind – wie er mir. Etwas sehr Schwerwiegendes war geschehen, wenn er so sprach. Es mußte einen gemeinsamen Klienten betreffen. Wir hatten einige sehr wichtige.

„Ich würde ja zum Flughafen fahren und dich abholen", sagte er. „Aber ich kann hier nicht weg. Zuviel Arbeit. Und dann muß ich auf zwei Anrufe warten."

„Schon gut", sagte ich. „Ich komme. Mit Linie oder Charter. Ich rufe dich aus Orly noch an."

„Danke", sagte er. „Nimm ein Taxi zu mir in die Stadt."

Er hatte seine Kanzlei in einem alten Haus am Graben im I. Bezirk. Ich war zweimal dort gewesen.

„Ja, Daniel", sagte ich.

„Kommt dir sehr ungelegen, was?"

„Na ja, wir waren eingeladen. Beim englischen Botschafter."

„Das tut mir leid, Charles, aber du mußt nach Wien."

„Alles klar", sagte ich. „Du hörst bald von mir. Ciao, Daniel."

Ich legte den Hörer auf. In unserer Straße war es still. Dann rief ich den EURO-AIR Schalter in Orly an. Sie hatten noch Platz in der Maschine, die um 22 Uhr 45 flog.

„Aber es ist ein Platz in der zweiten Klasse. Die erste ist ausgebucht, Maître", sagte eine Mädchenstimme. Notare und Anwälte werden in Frankreich Maître genannt.

„Das macht nichts, Mademoiselle."

„Und sind Sie bitte eine Stunde vor Abflug hier, Maître."

„Ich bin pünktlich", sagte ich und hängte wieder ein. Dann nahm ich mein weißes Smokingjackett, das über einem Stuhl hing, und ging in das Ankleidezimmer. Spiegel verdeckten alle Wände des fensterlosen achteckigen Raums. Hinter den Spiegeln befanden sich große Schränke und die Türen zu den zwei Badezimmern. Neben dem Badezimmer meiner Frau gab es noch einen Schminkraum. Die Tür stand offen. Yvonne saß vor dem mit Lichtstrahlen gesäumten Schminktisch, der überquoll von Tuben, Tiegel, Dosen, Fläschchen und Kämmen.

Yvonne trug einen dünnen Kittel. Sie bereitete sich seit Stunden auf die Einladung vor. Zuerst war ein Friseur dagewesen und eine Maniküre. Die beiden kamen immer ins Haus.

Meine Frau klebte gerade lange Wimpern ans rechte Augenlid, was ihre ganze Aufmerksamkeit erforderte. Sie sah und hörte mich kommen, aber sie konnte nicht sprechen. Ich sagte: „Tut mir leid, ich muß sofort nach Wien. Daniel hat angerufen. Es ist äußerst dringend."

Fünf Sekunden Stille. Dann hatte sie sich gefaßt. „Das ist doch nicht dein Ernst!"

„Doch", sagte ich. „Tut mir leid. Ich muß nach Wien. Sofort."

Am rechten Lid klebten jetzt die langen künstlichen Wimpern, das linke wirkte dagegen nackt. Es sah sehr komisch aus.

„Und unsere Einladung?"

Ich zog das Smokinghemd aus und öffnete die Hose. „Ich werde anrufen und dem Botschafter alles erklären. Du mußt allein hingehen, Yvonne."

„Ich gehe nicht allein hin, und das weißt du!"

„Herrgott, ich muß nach Wien, Yvonne, bitte! Es ist sehr wichtig, sonst hätte Daniel nicht angerufen."

„Ich gehe nicht allein. Wie sieht das aus? Alle Weiber kommen mit ihren Männern, und ich komme allein. Du glaubst doch selbst nicht, daß ich allein hingehe."

Nein, das glaubte ich selbst nicht. Trotz aller zur Schau getragenen Souveränität war Yvonne in Gesellschaft immer unsicher geblieben. Sie liebte Partys, Galas und offizielle Einladungen zu Cocktails oder Abendessen über alles; große Gesellschaften, das war ihr Leben – aber nur an meiner Seite. Nicht unbedingt in ihrer unmittelbaren Nähe. Aber ich mußte dabeisein. Sie hatte Angst, wenn ich sie nicht begleitete, das wußte ich. Wie seltsam war das doch für eine Frau, der die Society (und sie konnte nicht versnobt genug sein) alles bedeutete. So sehr sie mich mit den Jahren auch verabscheute – dafür, für ihr wirkliches Leben, brauchte sie mich noch immer und mehr denn je.

Ich stand nun in Unterhose und Socken da, wählte neue Wäsche und einen leichten, blauen Anzug. Ich wußte, was nun kommen würde. Bei aller Abneigung tat sie mir leid.

„Du Lump", sagte meine Frau Yvonne.

Ich machte, daß ich in meinen blauen Anzug kam.

„Du mußt gar nicht nach Wien. Du willst nur zu irgendeiner Hure. Hast du dir schon lange überlegt. Weil ich mich so auf heute abend gefreut habe. Mußtest du mir natürlich kaputtmachen, die Freude. Lump, mieser!"

Ich antwortete nicht.

Gerade noch rechtzeitig sah ich, wie sie einen schweren Cremetiegel vom Schminktisch hob und nach mir schleuderte. Ich bückte mich blitzschnell. Das Wurfgeschoß traf den großen Wandspiegel hinter mir und zertrümmerte ihn in Kopfhöhe. Hätte ich mich nicht gebückt, der Tiegel wäre gegen meine Schläfe geprallt. Yvonne warf oft Gegenstände nach mir, wenn sie sehr wütend war. Ich mußte achtgeben. Ich gab acht, obwohl ich nach all diesen Jahren dem Ende sehr nahe war. Hätte sie mich getroffen, wäre das Elend vielleicht vorbei gewesen.

„Sag etwas!" schrie sie. Die künstlichen Wimpern auf dem rechten Lid waren verrutscht, zum Teil hingen sie frei in der Luft. Yvonne weinte. Tusche, Lidschatten und Schminke flossen in das Make-up auf den Wangen, die Farben mischten sich, Yvonne sah aus wie ein Clown. Ich war nur zehn Jahre älter als sie, aber sie wirkte nach einem gelungenen Lifting um vieles jünger. Sie war eine Schönheit – allerdings nicht im Augenblick. Sie hatte immer noch den schlanken Körper, der mich einst so erregt hatte, die langen Beine, die festen Brüste, die weiße Haut. Ihr Haar war bläulichschwarz und glänzte wie ihre bläulichschwarzen Augen. Mancher Mann drehte sich nach ihr um auf der Straße. Mancher Mann betrachtete sie gierig, o ja. Nur ich nicht mehr, nein, ich nicht mehr.

„Den halben Tag bereite ich mich vor auf diesen Abend – und dann kommst du und sagst, du mußt nach Wien! Absichtlich, absichtlich tust du das!" Jetzt weinte sie heftig.

Ich öffnete eine andere Spiegeltür, nahm einen Koffer heraus und suchte ein paar Sachen zusammen, die ich nach Wien mitnehmen wollte.

„Hast die Sprache verloren, ja?" schrie Yvonne. „Kannst nicht mehr reden mit mir, wie?" Ihr Kittel rutschte von den Schultern. Nackt, nur mit einem kleinen lachsfarbenen Höschen und hochhackigen Pantoffeln bekleidet, stand sie im Ankleideraum. Keuchend ging ihr Atem. Die Brüste hoben und senkten sich hastig. „Antworte mir!"

„Was soll ich antworten?"

„Daß du es absichtlich getan hast! Wieder einmal! Um mich zu quälen."

Ich antwortete nicht. Ich legte Hemden in den Koffer, Socken, Unterwäsche, einen Anzug. Wie gut kannte ich das alles, wie lange schon. Sollte sie doch weinen, schreien, mich verfluchen. Sollte sie doch.

Außer sich ging sie zu ihrem Schminktisch. „Du . . . du . . .! Wie ich dich hasse! Nun hast du es wieder einmal erreicht! Aber Gott ist gerecht! Er läßt so etwas nicht zu!" Sie knickte auf einem Pantoffel um, schleuderte ihn vom Fuß und schrie: „Das alles wird sich an dir rächen! Rächen, ja! Verreck doch, du Hund! Und bald!"

Sie schleuderte auch den zweiten Pantoffel fort und rannte aus dem Schminkraum durch das Bad ins Schlafzimmer. Die Tür fiel hinter ihr zu. Ich bin meiner Frau Yvonne nie wieder begegnet.

•

„Soll ich Sie zum Flughafen fahren, Maître?" fragte Emile.

Wir standen auf dem Kiesweg des Gartens vor unserem Palais. Mein Wagen parkte da. Emile Rachet, der Concierge, hatte den Koffer heruntergetragen. Der Hausmeister war ein fleißiger und ge-

schickter Mann, der einfach alles konnte. Die Arbeit, die er nicht schaffte, gab es nicht. Seit 18 Jahren lebte er in der Mansardenwohnung über dem Garagenhaus hinten im Garten – seit ich in der Allée Pilatre de Rozier lebte.

„Nein", sagte ich müde. Der Streit mit meiner Frau war mir nähergegangen, als ich wahrhaben wollte. „Ich habe doch ein Taxi gerufen, Emile. Vielen Dank."

Ich hatte mich auch telefonisch beim britischen Botschafter entschuldigt: Ich müsse dringend nach Wien, und Yvonne fühle sich nicht wohl, die Hitze. Er war von besonderer Liebenswürdigkeit gewesen und hatte meiner Frau schnelle Besserung und mir einen guten Flug gewünscht.

„Dauert immer eine Weile um die Zeit, bis ein Taxi hierher durchkommt", sagte Emile.

„Ja, viel Abendverkehr", sagte ich und sah hinüber zu dem Park mit seinen vielen blühenden Sträuchern und Blumen. Es war noch immer sehr warm.

Emile sah mich an. „Es tut mir so leid."

„Was?"

„Ach, Monsieur". Er seufzte. „Madame hat eine laute Stimme. Die Köchin hat sie gehört. Und das Mädchen und der Diener auch. Sie haben es mir erzählt."

„Schon gut", sagte ich. „Schon gut, Emile."

„Nichts ist gut", sagte er leise. „Wie lange bleiben Sie in Wien, Monsieur?"

„Ich weiß nicht. Wahrscheinlich bin ich morgen abend wieder da. Warum?" Ich mußte an einen Satz denken, den der Philosoph Ernst Bloch geschrieben hat: „Wenigstens einen kleinen Ausblick auf etwas Beruhigendes, Erfreuliches braucht der Mensch." Das muß er einfach haben, sonst kann er nicht leben.

„Ich habe schon herrliche Tomaten und ganz besonders schönen Salat, Monsieur", verkündete Emile, „auch Radieschen und Gurken. Wenn Monsieur zurückkommt, gibt es Salat Niçoise. In Ordnung?"

„Fein", sagte ich. Ausblick durch eine „mindestens halb geöffnete Tür", schrieb Bloch, aber um mich waren alle Türen geschlossen, seit langer, langer Zeit.

„Ich rede mit der Köchin", sagte Emile. Dann erschrak er. „Sie weinen, Monsieur!"

„Unsinn", sagte ich. „Mir ist nur eine Mücke ins Auge gekommen." Ich wischte beide Augen mit einem Taschentuch trocken.

„Diese Mücken, ja", sagte Emile verloren.

Vor dem Parktor hielt ein Taxi, der Fahrer stieg aus. Emile nahm den Koffer und trug ihn zum Wagen. Ich gab ihm die Hand. Er schüttelte sie fest, während er seinen Strohhut abnahm.

„Sie sind sehr unglücklich, Monsieur", sagte Emile leise, als ich in den heißen Fond stieg, und schloß den Schlag.

Hoffnungslosigkeit war das Unhaltbarste, das ganz und gar den menschlichen Bedürfnissen Unerträgliche . . .

Der Fahrer kroch hinter das Steuer. „Wohin, 'sieur?"

„Orly", sagte ich. „Flughafen."

Er fuhr an. Ich wurde in den Sitz zurückgedrückt und blickte mich um. Emile stand auf der Straße, den Strohhut an die Brust gepreßt. Ich habe Emile nie wiedergesehen.

•

Die blonde Stewardeß brachte den Whisky, den ich bestellt hatte, und ich nahm das Glas und sagte: „Danke, Monique."

Ich flog oft in EURO-AIR-Maschinen und kannte die Vornamen vieler Stewardessen. Mit einigen hatte ich etwas gehabt, mit der hübschen Monique zum Beispiel, die nicht ahnen konnte, daß sie in knapp zwei Stunden sterben mußte.

„Gern geschehen, Maître", sagte Monique und lächelte mir zu.

Damals, in jener Nacht, hieß ich noch Charles Duhamel. Herzkrank, Angina pectoris, unter Langzeitbehandlung mit Nitropräparaten. Vor dem Abflug hatte ich zur Sicherheit die Kapsel eines schnell wirkenden Nitromittels geschluckt, denn ich wollte keinesfalls in 10 000 Metern Höhe einen Anfall bekommen. Vor jedem Start nahm ich solch eine Kapsel. Noch nie hatte ich beim Fliegen einen Anfall bekommen.

Ich bin ein häßlicher Mensch.

Meine Nase ist viel zu groß und zudem schief, das Kinn tritt zurück, die Stirn ist zu hoch. Ich bin sehr groß und darum stand, ging und saß ich stets leicht gebückt, so daß der Eindruck entstehen konnte, ich hätte einen Buckel. Gleich Shakespeares König Richard III. war ich „zu Possenspielen nicht gemacht, noch um zu buhlen vor verliebten Spiegeln". Ich wußte, wie ich aussah – wie verwachsen, mit einem kurz gestutzten Vollbart und langem, nach hinten gekämmtem Haar. „Entstellt" kam ich mir vor, wie König Richard, „verwahrlost, vor der Zeit gesandt in diese Welt des Atmens".

Allerdings hatte ich niemals die geringste Schwierigkeit gehabt, Frauen zu bekommen, die ich gerade haben wollte. Ich war ein Mann, auf den sie alle, alle flogen. Sie mußten etwas spüren, die Frauen.

Mit Monique war es einmal in einer Kabine der Herrentoilette des Flughafens Orly geschehen. Ich hatte zuvor am EURO-AIR-Schalter nur leise zu ihr gesagt: „Ich will dich haben." Das hatte genügt. Hinterher war zuerst sie, dann ich aus der Kabine getreten. Wir hatten bis dahin kein Wort miteinander gesprochen. Wenn Monique mich seither sah, schien sie erfreut und blieb vollkommen natürlich.

Ähnliches geschah häufig. Diese Art, eine Frau zu nehmen, regte mich sehr auf. Sie regte auch die Frauen sehr auf. Niemals hatte ich eine Ohrfeige bekommen, nur zweimal war die Frau stumm fortgegangen. Aber all die anderen . . . Ich hatte es getan mit ihnen nachts in den Korridoren von Eisenbahnwaggons, in Hausfluren, in Autos, in Wäschekammern und Badezimmern fremder Wohnungen, wo ich zu Gast geladen war, im Kino, auf dem Vorderdeck einer Yacht, einmal in einer mit Menschen vollgestopften Metro. Besonders erregte es mich – und die Frauen –, wenn jemand kommen konnte und entdecken, was wir taten. Ich gestehe, daß mir diese Abenteuer seit Jahren die angenehmsten waren.

Während ich die letzten Zeilen noch einmal lese, erschrecke ich, denn es ist die reine Wahrheit, die ich da niedergeschrieben habe. So stand es damals um mich. Das war alles, was ich an Beziehungen zu Frauen, was ich an Liebe hatte. Und dabei fühlte ich mich noch wohl. Nein, das stimmt nicht. Ich fühlte mich nicht wohl dabei. Ich fühlte mich nie wohl. Oft dachte ich an Selbstmord. Aber dazu war ich zu feige.

■

Du hast gewiß schon von dem Mann gehört, der nur schnell mal um die Ecke ging, weil er Zigaretten kaufen wollte.

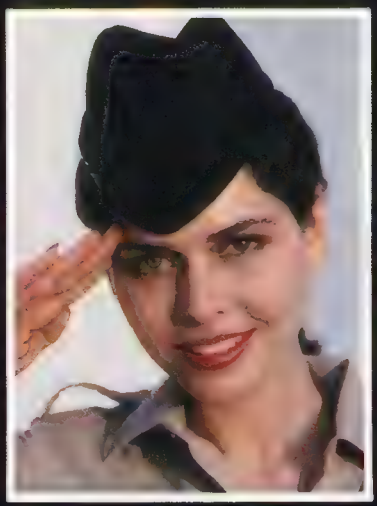
Er ging aus dem Haus – und kam niemals wieder.

Solche Männer – und Frauen – gibt es in Amerika jährlich zu Zehntausenden, und auch in Europa sind es viele Tausende. Diese Menschen steigen aus. Sie haben ihr altes Leben satt. Sie sehnen sich nach einem neuen, das sie augenblicklich beginnen können, in der nächsten Minute, sobald sie um die Ecke sind. Es gibt Statistiken über die Aussteiger. Einer Auskunft des Bundeskriminalamtes in Wiesbaden zufolge verschwanden in der Bundesrepublik 1980 genau 3509 Männer und 1735 Frauen. Das sind 14 Menschen pro Tag. 51 Prozent wurden innerhalb von drei Tagen wiederentdeckt. Die restlichen jedoch – immerhin 2570 Männer und Frauen – tauchten nie wieder auf, und so muß man annehmen, daß es ihnen wirklich gelungen ist, ein neues Leben zu beginnen.

Für mich war dieses Aussteigen aus meiner herkömmlichen Existenz zur fixen Idee geworden. Ich konnte nicht anders, ich mußte ständig an sie denken, an die Um-die-Ecke-Geher, an die Zigarettenholer. Auch in jener schönen Sommernacht, auf dem Flug von Paris nach Wien in einer Boeing 727 der EURO AIR, dachte ich an sie, das Whiskyglas in der Hand,

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 138)

HIER GRÜSST YAEL



Die 19jährige Yaël Yela ist Wehrpflichtige der Armee Israels. Wie alle Mädchen ihres Landes lernt sie grüßen, marschieren und schießen. Und manchmal bleibt Zeit, davon zu träumen, eine Frau zu sein

Mit 18 bist du dran: Dann holt dich für zwei Jahre das Militär. 45 Tage lang dauert die Grundausbildung. Auf engstem Raum bist du zusammengepfercht mit den anderen Mädchen im Camp. Du lernst zu kämpfen. Doch den Krieg siehst du nie.

Du findest dich wieder in der Schreibstube, als Kammerbulle (weibl.), oder du schmierst Nippel im Fuhrpark ab. Wenn du Glück hast, kommandiert dich ein Vorgesetzter (männl.) z.b.V. ab. Dein Pech, wenn seine Frau dahinterkommt

Der Militärdienst verändert dein Leben vollkommen. Die meisten Mädchen kommen aus einem sittenstrengen Elternhaus. Erst in der Kaserne lernen sie, was es bedeutet, eine Frau in einer Welt von Männern zu sein. Kein Wunder, daß nach zwei Jahren Wehrdienst viele von uns auch die Jungfräulichkeit auf dem Feld der Ehre gelassen haben

FOTOS MARIANNE HAAS

Nach der Grundausbildung bist du bei den „Chen". So heißt die weibliche Truppe in der israelischen Armee. Chen ist althebräisch und bedeutet „gut" und „weiblich" zugleich. Und wir sind stolz auf unseren Namen.

Da sind die Dienstpläne in allen Armeen der Welt gleich: Mach's dem Feind besonders schwer, reinig' täglich dein Gewehr. Und dann endlich Dienstschluß. Endlich Zeit zum Träumen: Noch 34 Tage – dann hat Reserve Ruh

Es müssen von Gott verlassene Wahnsinnige sein, die einmal im Jahr die Rallye Paris – Dakar fahren

Streckenbericht von

HERBERT VÖLKER

DIE PISTE DES TEUFELS

Ein Wintertag für junge Helden. Die Place de la Concorde ist abgesperrt, ich steh' mittendrin mit meinem tapfersten Anorak und dem Blick von Sidi-bel-Abbès. Rundherum tausend Menschen, und keiner sieht aus, als sei er noch betrunken, was sein gutes Recht wäre, das neue Jahr ist erst acht Stunden alt. Erhabene Formulierungen drängen aus den Lautsprechern. *Herausforderung* ist sehr beliebt, *Vorstoß an die Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit,* das mag ich auch sehr, *die letzten Abenteurer unserer Zeit.* DIE SICH SELBST BESIEGEN, was immer das heißen mag.

Ich bin in solchen Momenten immer sehr gerührt und beschließe eine vaterländische Tat. Ich werde ein goldgelbes Stück Wüste in Besitz nehmen, es gnadenlos kolonialisieren und ihm die österreichische Fahne in die spröde Scholle bohren. Einen Gouverneur werde ich vorerst nicht berufen, aber meinen Beifahrer, einen Deutschen, werde ich zum geschäftsführenden Vizegouverneur erheben, eine verspielte politische Geste.

Der Konvoi fängt zu kriechen an, quillt über die Champs-Élysées, das Menschenspalier reißt bis zum Triumphbogen nirgendwo ab, Blumen und Kußhände, die guten Leute fuchteln mit Kuchenstücken und Rotweinflaschen, als würden wir nach Falkland schiffen oder Algerien zurückerobern, das alte Hupen-Stakkato wird weitergereicht: Al-gé-rie-fran-çaise. Es ist völlig ausgeschlossen, mit trockenem Maul die Dinge zu sehen, wie sie wirk-

ILLUSTRATION STUDIO SIGN/ERICH MAAS

lich sind: Da fahren ein paar Dutzend Profis und ein paar hundert Wichser völlig freiwillig von Paris nach Dakar, und zwar nicht in der Direttissima und auf den besten verfügbaren Straßen (schlecht genug), sondern auf 10 000 Kilometern mitten durch die Scheiße. Die Profis haben wenigstens einen guten Grund, sie tun ihren Job – aber die anderen? Die investieren ein paar (oder auch viele) Tausender, um sich ihre Geilheit aufs Fahren und aufs Geschundenwerden und aufs Angsthaben abzugewöhnen, und die vielen Menschen rundherum finden das riesig.

Man könnte ins Nachdenken kommen, ob den Leuten vielleicht der Krieg ein bißchen abgeht, und ob sie jetzt ihre kleinen Kriege brauchen, zum Mitmachen oder zum Zuschauen, aber wer will jetzt schon nachdenken, ich schließe mich der herrschenden Meinung an: So tolle Burschen wie wir sind selten geworden.

Diese *Wir-reißen-alles-nieder*-Stimmung hält mühelos an. Auch am Land steht Volk an den Straßen und winkt und jubelt, wir ziehen eindeutig in einen gewonnenen Krieg.

Zwei Tage lang krebst der Haufen durch Frankreich, um Stimmung zu machen, das heißt Breitenwirkung für die Sponsoren. Dazu gehören auch zwei Sonderprüfungen auf irgendwelchem Militärgelände, viele Zuschauer und viele Kameras. Die dümmsten Fahrer erkennt man daran, daß sie sich durch die *ambiance* aufputschen lassen und ihre Geräte gnadenlos durch die Botanik prügeln.

Höchste Zeit, daß wir aufs Schiff kommen. Das Verladen dauert 20 Stunden. Wer sein Vehikel irgendwo im Bauch der „Tipasa" deponiert hat, kann noch an Land gehen. Alle Kneipen von Sète haben die ganze Nacht offen. Man könnte sich zum letztenmal ordentlich vollrinnen lassen und am Schiff in aller Ruhe den Rausch ausschlafen, aber ich hab keinen gesehen, der's getan hat, lauter Pfadfinder. Ich ja auch. Habe ordentliches Training hinter mir, esse Müsli und trinke Karottensaft, und in einer kalten Dezembernacht hab ich den Schlafsack genommen und im Garten übernachtet, voll Mitleid für die Bürger auf ihren öden Matratzen. Paris–Dakar macht einfach einen besseren Menschen aus dir, vorher und mittendrin sowieso, und nachher dauert's auch eine Weile, bis du wieder ordentlich fressen und saufen kannst.

Am Schiff sehen wir, mit welchen Leuten wir es zu tun haben. Ungefähr 600 Männer, 50 Frauen. Fast 90 Prozent Franzosen, was natürlich zuviel ist. Die Leute sind auf enttäuschende Weise normal, Ausnahmen sind sehr selten. Einer glaubt, er ist ein Zebra. Sein Overall, sein Helm, seine Handschuhe, sein Motorrad, alles ist durchgehend schwarzweiß gestreift, und zwar so, daß die Streifen von den Schenkeln und vom Hintern des Fahrers nahtlos aufs Motorrad übergehen. Wenn man ihn fragt, warum er das macht, sagt er: Ich bin ein Zebra.

Der Mann, dem das schönste und kapriziöseste Hotel von Paris gehört (Oscar Wilde hat dort seine letzten Worte deponiert: „Ich sterbe über meine Verhältnisse"), dieser Mann finanziert einen Riesen-Lkw, in dem hinten ein Wohnzimmer mit Plüsch und Art-deco-Schnokes eingerichtet ist. Der Hotelier plant Champagnerfeste in der Wüste. Er trägt schon auf dem Schiff seinen Kampfanzug in verschiedenen Ockertönen, weil Ocker die einzige Farbe für die Wüste ist. Mokassins aus dünnem Rauhleder, die Hose aus dünnem Rauhleder, ein Fransen-Gilet aus dünnem Rauhleder, darunter das Hemdchen aus hauchdünnem Rauhleder, weit aufgeknöpft bis zu einem Riesen-Amulett, an dem alles glitzert und funkelt. Wer so gerüstet ist, hat nichts zu fürchten, überdies kann er sich ja jederzeit in seinem Champagner ertränken.

Ansonst, wie gesagt, wenig Bescheuerte, zumindest äußerlich. Man kann in einen Menschen nicht reinsehen, der zu Silvester einen frischen Slip und ein frisches T-Shirt anzieht, sich in den Leder-Overall preßt, die Stiefel schnallt, seine Braut küßt und Tschüs sagt, bis in drei Wochen – und dann wird er dieselbe Unterhose anhaben. In Motorradfahrer kann ich überhaupt nicht reinsehen, ich kann sie nur feiern. Damit habe ich auf der Place de la Concorde begonnen, am Schiff habe ich einen Tag lang Zeit, um sie anzustarren, und in den nächsten Tagen werde ich sie immer mehr verehren.

Mit einem Auto bist du eigentlich feig und bequem, das beginnt schon bei den Unterhosen, ich kann mitnehmen, soviel ich will, ich weiß ja noch nicht, wie eklig frische Wäsche werden kann, wenn der ganze Körper schon unter einem Panzer steckt und somit eine galaktische Art von Reinheit erhält. Eine frische Unterhose bringt das ganze System zum Einsturz, aber das versteht nur einer, der sich im Timbuktu waschen wollte.

Die „Tipasa" läßt uns in Algier an Land, die ansonst lähmenden Formalitäten sind gestrichen. Ganz Algier ist für uns abgeriegelt, in einem einzigen riesigen Konvoi werden wir durch die Stadt geschleust, das Volk scheint uns zu lieben. Hinter der Stadt werden wir einzeln losgelassen und müssen noch knapp 500 Kilometer nach Süden fahren, auf Asphalt. Es ist tief in der Nacht, als der Asphalt endet und wir wie Dattelkerne in den Sand gespuckt werden. Exakt dort ist das erste Lager, *bivouac* sagen die Franzosen.

Das *bivouac* ist so luxuriös, wie du es selbst gestaltest. Reinhard Klein und ich sind zweifellos *upper class*. Wir haben einen österreichischen Puch 280 GE, in Deutschland würde er Mercedes heißen, und führen alles mit, was gut und teuer ist. Etwa in dieser Reihenfolge: Zur Rettung unserer wertvollen Hälse haben wir einen Überrollkäfig aus armdicken Rohren, verspreizt nach allen Seiten. Ein Überschlag wird uns nicht ernstlich gefährden können, sofern unsere fünfstrahligen Gurte genügend strammgezogen sind, um uns nicht aus den hautengen Schalensitzen rutschen zu lassen.

Statt der hinteren Sitze haben wir einen riesigen Zusatztank, so daß wir insgesamt 280 Liter Sprit mitführen können. Vorgeschrieben ist eine Reichweite von 800 Kilometern, erst dann wird wieder Tankmöglichkeit garantiert. Wenn du so ein großes Auto im Sand wirklich mit vollem Pedal fährst, mußt du mit 30 Liter pro 100 Kilometer rechnen, also ist unser Riesentank keine Übertreibung. Kanister und Gummibehälter sind ausnahmslos verboten, weil in den vergangenen Jahren ein paar Kollegen explodiert sind. Ihre ausgebrannten Wracks liegen jetzt als Navigationshilfen herum.

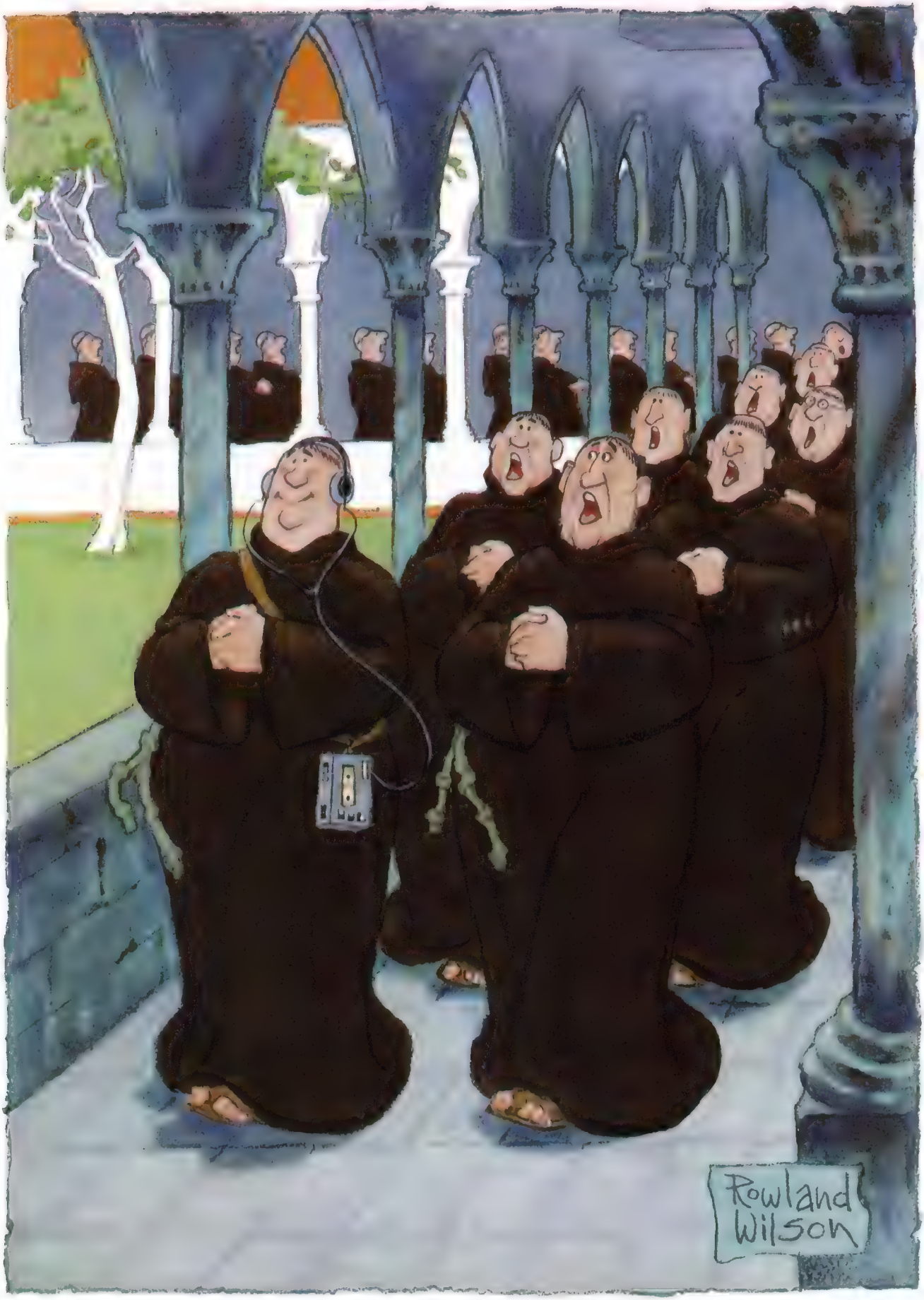
Im Laderaum sind vier große Leichtmetallkisten festgeschraubt für Ersatzteile, Werkzeug, Proviant, Zelt und Kleinzeug. Darüber sind Wasserkanister und Schlafsäcke verstaut und befestigt, darüber noch spannt sich ein Gepäcknetz für Allfälliges. Alles ist allfällig, stellt sich später raus. An den Seitenwänden sind zwei Reserverefen, ein monströser Wagenheber, Schaufeln und zwei Sandleitern aus Leichtmetall festgezurrt oder angeschraubt.

Das Auto gehört zu den besten und sichersten des ganzen Feldes, nicht zu den schnellsten, weil wir einen normalen Motor drin haben, oder fast normal: Eine neue Mercedes-Nockenwelle bringt mehr Drehmoment von unten raus.

Ein solches Auto, mit Vierradantrieb, Geländeübersetzung, sperrbaren Differentialen vorn und hinten, Unterbodenschutz und massiven Stoßfängern ist in unserer Ausführung rund 70 000 Mark wert. Weitere Kosten eines bescheidenen Paris–Dakar-Einsatzes, gerechnet für zwei Personen: 8000 Mark Nenngebühr, 4000 Mark für Transporte (Schiff nach Algier, Auto-Rückführung von Dakar nach Le Havre, Personen-Rückflug von Dakar nach Paris, Versicherung), 4000 Mark Sprit, 2000 Mark für Diverses, davon allein 300 Mark für die Überquerung des Niger mittels eines sehr bedarfsorientierten Fährschiffs, 2000 Mark für Spesen in Europa. Macht 20 000 Mark ohne Reserve für Komplikationen.

Dazu kommt noch der Wertverlust des Autos, für den man 20 000 Mark einsetzen sollte, falls man ein zärtlicher und

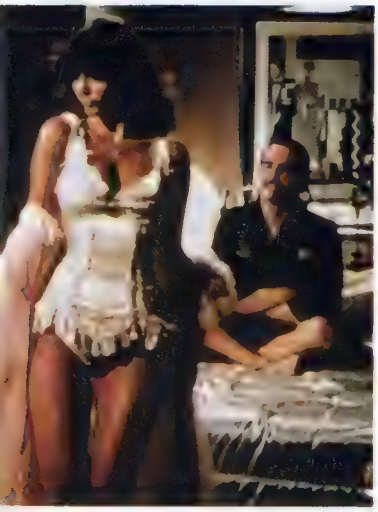
(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 117)


Rowland
Wilson

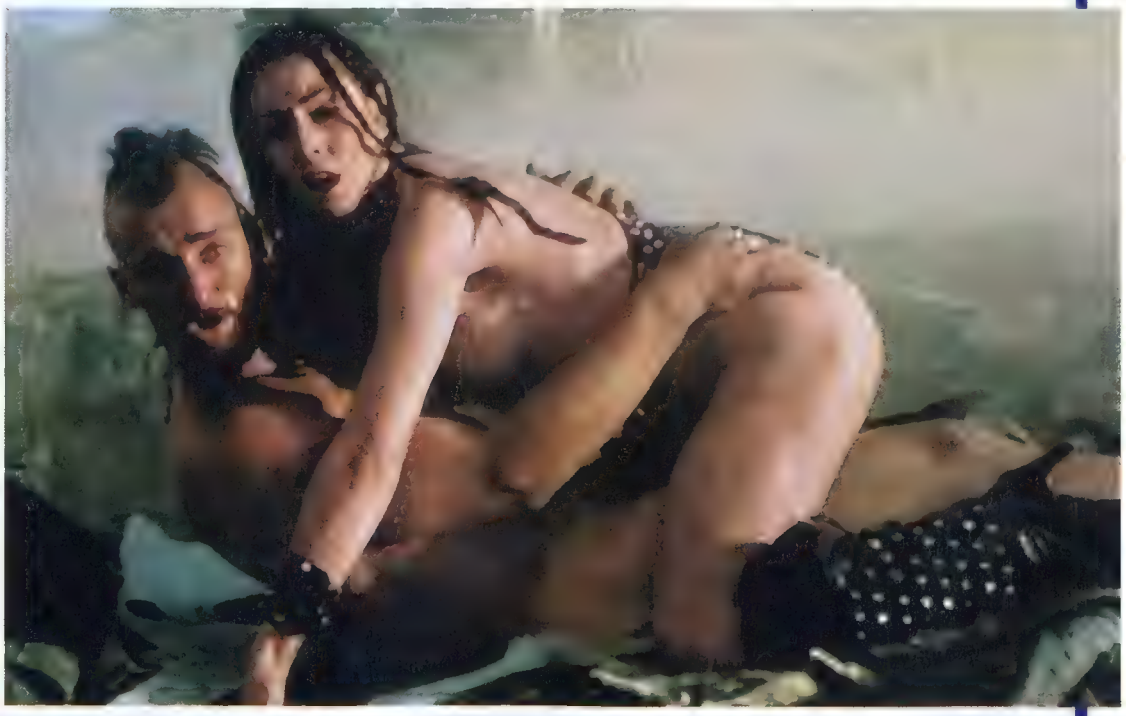
SEX IM KINO '82

Von Mäusen und Machos: Warum es auf der Leinwand wieder aufregend ist

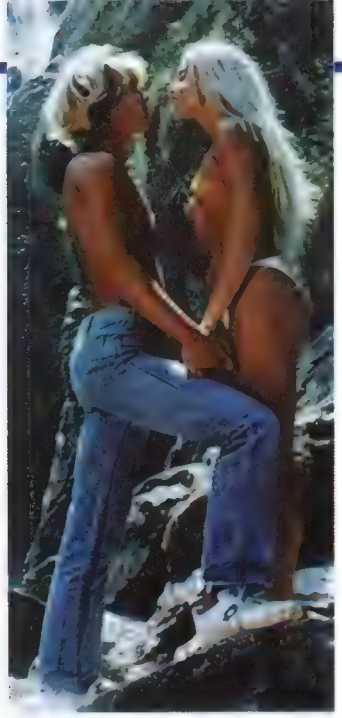
Bei seinem Film **RETTE DEINE HAUT, KILLER** (oben) hat Alain Delon zum erstenmal Regie geführt. Als Partnerin holte er sich die ebenso unbekannte wie ansehnliche Anne Parillaud. Ihr wird schon jetzt eine internationale Karriere vorausgesagt; denn wie Brooke Shields (unten links mit Martin Hewitt in **ENDLOSE LIEBE**) gehört sie zu den neuen Kindfrauen, die im Kino ihren erwachsenen Kolleginnen immer schärfere Konkurrenz machen. Beispielsweise der grünäugigen Italienerin Ornella Muti (unten), die in Italien als die aufregendste Schauspielerin des Jahres gilt und deren Laszivität vor allem Marco Ferreris letztem Film **GANZ NORMAL VERRÜCKT** seine Sinnlichkeit gegeben hat. Eher komisch und wie ein Kontrastprogramm wirkt dagegen die gewaltige Domenica Niehoff (links) in dem Ausstattungsschinken **MESSALINA 2. TEIL, POPPEA – DIE HURE VON ROM**, der die Zustände unter Kaiser Nero ausbeutet.



Mehr symbolisch als sinnlich: Katharina Thalbach und Hanns Zischler (oben) hat Regisseur Thomas Brasch in seinem Film **DOMINO** zu einem Ornament der Einsamkeit angeordnet, die selbst nach einigen Liebesnächten zwischen den beiden herrscht. Handfestere Szenen hat Burt Reynolds mit seiner Freundin Rachel Ward (links), die ihm als Angehörige eines Callgirl-Rings in dem Film **SHARKY UND SEINE PROFIS** auf- und verfällt. Eher turnerisch als erotisch sieht Klaus Maria Brandauers Umgang mit seiner Partnerin Karin Boyd in Istvan Szabos **MEPHISTO** aus. Den Slip legt er niemals ab (links unten). Solche eher naiven als lasziven Szenen sind es gewiß nicht gewesen, die der Verfilmung des Klaus-Mann-Schlüsselromans über Gustaf Gründgens zum „Oscar" verholfen haben. Ein Selbstgänger: **MAD MAX II** hat wegen des Erfolgs seines Vorgängers Reklame nicht nötig. Sein Thema ist die reine Brutalität, die auch zwischen den Geschlechtern tobt. Vergewaltigungsszenen und Sex mitten in futuristischen Kampfszenen (unten) gehören zu den hochgemotzten optischen Reizen des Films, den manche Kritiker für surrealistisch halten.

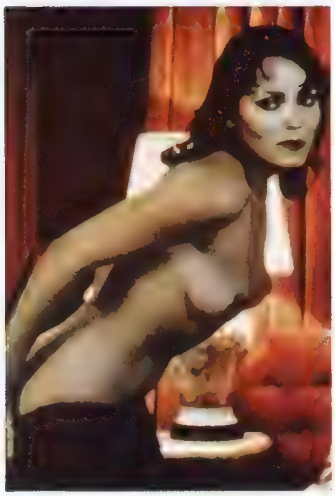


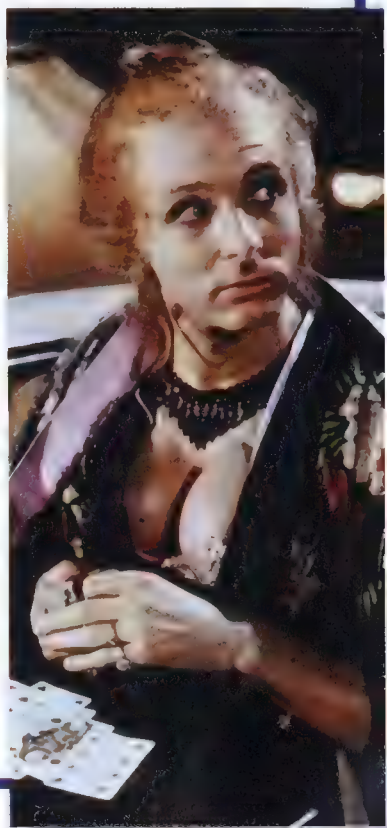
Der muskulöse, mehrfache Mister Universum Arnold Schwarzenegger hat Pfunde abtrainiert, um **CONAN, DER BARBAR** (oben links) zu spielen: einen attraktiven Mann der Tat aus den Urzeiten der Geschichte, der mit der gleichen Leichtigkeit mordet, metzelt oder Orgien veranstaltet (oben Mitte). Und Regisseur Paul Schrader schöpfte tief in den menschlichen Vorstellungen, hinter jeder Form der Sexualität könne sich das Animalische unserer Abstammung verborgen halten, als er **KATZENMENSCHEN** (Mitte rechts) drehte. Nastassja Kinskis interessanteste Rolle dieser Kinosaison: ein Mädchen, das sich vor seinem ersten Liebesakt fürchten muß, weil es sich dabei unweigerlich in einen blutrünstigen schwarzen Panther verwandelt. Den Hohn auf Glauben und Aberglauben lieferte indessen Werner Schroeter mit seiner Verfilmung von Oskar Panizzas blasphemischem **LIEBESKONZIL** (oben rechts), in dem die dreifaltige himmlische Gesellschaft dem irdisch-lüsternen Gefolge zur Strafe die Syphilis schickt. Kristina van Eyck zog sich dafür erstmals auf der Leinwand aus. Darin hat Sylvia Kristel (Mitte links mit Nicholas Ray) als Hauptdarstellerin in der Neuauflage von **LADY CHATTERLEYS LIEBHABER** ebensoviel Übung wie die Stripperinnen in dem amerikanischen High-School-Klamauk **PORKY'S**, die's vornehmlich für Minderjährige tun (rechts).

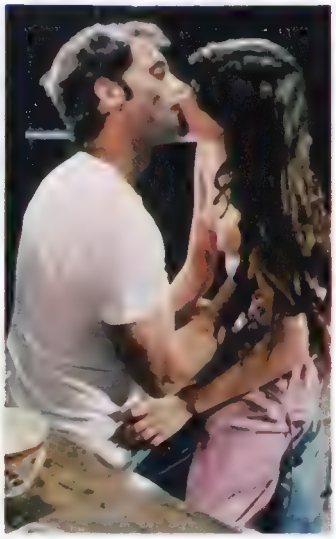


SEX IM KINO '82

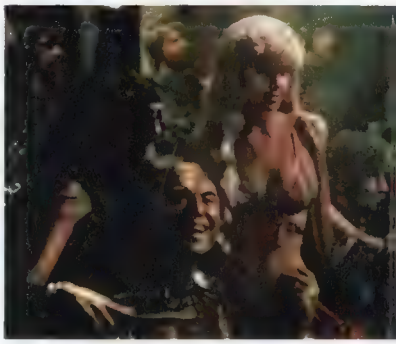
Sex and Crime sind untrennbar, wenn der Privatdetektiv Mike Hammer in der amerikanischen Verfilmung von Mickey Spillanes erstem Roman **ICH, DER RICHTER** in ein Komplott gerät, an dem sowohl die Mafia als auch die CIA beteiligt sind und an dem sich massenhaft Frauen beteiligen (Mitte links), die sich sekundenschnell entblößen. In dem Film **DIE TRAUMINSEL** werden Sabrina Siani und Fabio Meyer (links) nach dem Vorbild der *Blauen Lagune* auf eine einsame Insel verschlagen und spielen Klischeeszenen einer erwachenden Liebe. Barbara Bach (Mitte) setzt in **DER SUPERTYP** ganz klassische Mittel ein, um ihren widerborstigen Partner Adriano Celentano ins Bett zu bekommen. Und besonders einfach macht es sich die italienische Komödie **ALFREDS UNHEIMLICHE BEGEGNUNG MIT DER REIZWÄSCHE** (unten links), in der ein Fabrikant Designer für Dessous wird, um nackte Mädchen um sich scharen zu können. Desgleichen wäre in deutschen Filmen undenkbar. Meist um Literatur bemüht, gestatten die allenfalls wie Franz Seitz' **DOKTOR FAUSTUS** nach Thomas Mann einen Blick in Dekolletés (unten rechts, mit André Heller).





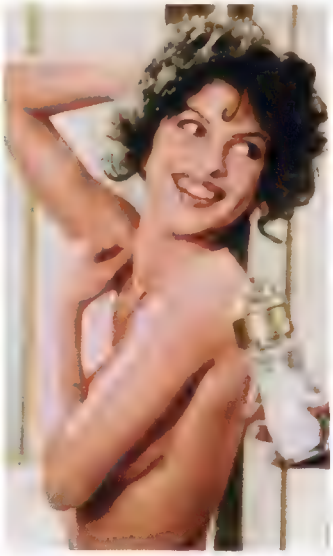


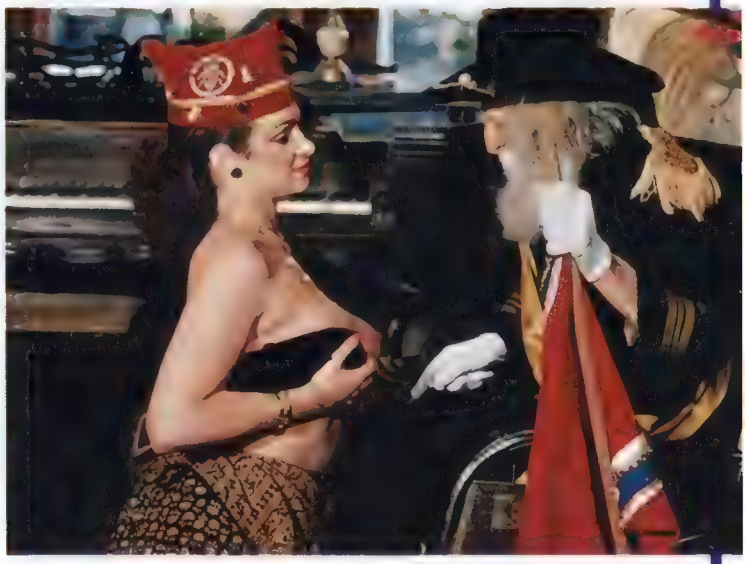
Désirée Nosbusch ist die deutsche Antwort auf Amerikas Brooke Shields. In dem Film *Nach Mitternacht* zog sie sich bereits aus, aber mit ihrer Rolle in **DER FAN** (oben) machte sie Skandal: Nach dem Liebesakt nämlich zerteilte sie ihren Liebhaber mit einem Elektromesser in Stücke, um ihn nach und nach zu verspeisen. Subtilere Schocks versetzte dem Zuschauer der französische Film **AUSGERECHNET IHR STIEFVATER** (oben rechts), in dem die minderjährige Ariele Besse systematisch dran geht, Patrick Dewaere in ihr jungfräuliches Bett zu bekommen. Natürlich gelingt ihr das. Leichter haben es die Mädchen aus instinktbeherrschter Vorzeit: In dem Film **TALON** (rechts) sind Orgien an der Tagesordnung, und in dem französischen Film **AM ANFANG WAR DAS FEUER** ist die Darstellerin Rae Dawn Chang (ganz unten links) das Heißeste unter der Sonne. In der Parodie **TOTE TRAGEN KEINE KAROS** spielen Steve Martin und Rachel Ward (Mitte links) eine Parodie auf Sexszenen der dreißiger Jahre. Fassbinders letzter Film **QUERELLE** lebt ganz von der erotischen Ausstrahlung des Hauptdarstellers Brad Davis (unten rechts).



SEX IM KINO '82

Ein Jahr lang hat die Hemingway-Enkelin Mariel ihre Beine trainiert, ehe sie in **PERSONAL BEST** die Hauptrolle übernahm: die einer Leichtathletin, die sich in eine Mannschaftskameradin verliebt (oben rechts). Prominent wie die kleine Hemingway ist im amerikanischen Showbusineß auch Dolly Parton (oben), die mit Burt Reynolds die Hauptrolle in der Musical-Komödie **DAS SCHÖNSTE FREUDENHAUS IN TEXAS** übernahm. Im europäischen Film hat sich die Engländerin Clio Goldsmith (Mitte) einen Namen gemacht: Nacktszenen wie bei der Komödie **EIN PIKANTES GESCHENK** hat sie inzwischen nicht mehr nötig. Aufwand statt Stars treiben andere Filme: In der Zukunftsvision **BLADE RUNNER** sind menschliche Strippe rinnen von strippenden Automaten (unten) nicht mehr zu unterscheiden. Und in den Pornofilmen der deutschen Herstellerin Beate Uhse ist es – wie in **LOVE DREAMS** (ganz rechts) – ohnehin nicht mehr wichtig, wessen Busen gerade ins Bild ragt.





Die langlebigste Filmserie der Geschichte des deutschen Kinos ist hin. Den *Schulmädchen-Report* gibt es ab sofort nicht mehr. Rund 30 Millionen Bundesbürger, so schätzt Produzent Wolf Hartwig aus München, haben seit 1970 die 13 Folgen aus der vorgeblichen Intimsphäre unserer Teenies gesehen. Drei „Goldene Leinwände" (für je drei Millionen Besucher) und einen vermutlich siebenstelligen Kontostand haben sie Hartwig eingebracht. Nun ist das Publikum für die Unterwäsche-Schau, in der Sex stets als Stöhnen auf der Tonspur stattfand und Erotik eine Frage der schummrigen Lichtverhältnisse gewesen ist, abgewandert. Es sitzt in den Pornokinos der Bahnhofsviertel und konsumiert die scharfe Ware aus dem Verleih der Beate Uhse und ihrer geschäftstüchtigen Kollegen. Die Darstellung von Sex hat sich im Kino der letzten zwei Jahre gewandelt.

Nudititäten allein reichen bei weitem nicht mehr aus. Wenn

die Zuschauer schon puren Sex verlangen, dann als eine rapide Abfolge von Nummern, in denen auch die Großaufnahmen kommunizierender Geschlechtsteile zu sehen sind und die Geräusche über ein 4-Kanal-Dolbysystem dem Zuschauer direkte akustische Teilhabe suggerieren. Der neuerdings hohe technische Standard hat die Pornos schon beinahe so etwas wie hoffähig gemacht. Und Produzent Wolf Hartwig, der wissen wollte, wo sein Publikum geblieben ist, erlebte in einem der Blue Movies eine andächtig schwelgende Minderheit: „Die sitzen da drin wie in einem Familienkino, ernst, gesammelt. Junge Leute sind das nicht, eher solche, die etwas versäumt zu haben glauben."

Es steht außer Frage, daß in den Kinos heute jede Form von Sex gezeigt werden kann, wenn dabei nicht Kinder im Spiel sind. Die Zensoren sind müde geworden angesichts der steigenden Zahl von immer neuen Pornos, die in ihren Kinos heute geschätzte 40 Millionen Mark pro Jahr einspielen – zehn Prozent aller Kinoumsätze überhaupt. Nicht zu vergessen das Geschäft mit der Pornokassette, das gleich an der Kinokasse stattfindet: Längst ist den Zuschauern bekannt, daß diese Heimausgabe der Kinofilme meist noch durch einige besonders scharfe Stellen angereichert ist, die man dem einzelnen nur für den individuellen Verbrauch zumuten mag. So war fürs Kino aus dem italienischen Langweiler *Caligula* auf Wunsch der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) die Würze herausgeschnitten worden, in der Kassette zum Film aber wieder drin. Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften hat's herausgefunden und das Ding indiziert.

Daß die Schulmädchen ihre Möpse nicht mehr über die Leinwand tanzen lassen und auch die „drei Schwedinnen" zu Hause bleiben, hat jedoch auch andere Gründe: Einmal ist selbst im herkömmlichen Film Sex schärfer geworden. Daß dies einer durchaus richtigen Einschätzung der Bedürfnislage der Nation entspricht, zeigten rein deutsche Filme wie Robert van Ackerens *Deutschland privat* als auch Frank Ripplohs Schwulen-Komödie *Taxi zum Klo.* Van Ackerens Film reiht (in seinem zweiten Teil) die selbstgedrehten 8-Millimeter-Zeugnisse über die Sexpraktiken deutscher Normalbürger aneinander (eine der komischsten Szenen: Wenn einer, der sich beim Koitus filmt, diesen unterbrechen muß, um eine neue Kassette in seine Kamera einzulegen, um erst dann mit seiner Aktivität fortzufahren). Und Ripplohs *Taxi zum Klo,* in dem es wirklich nur um Schwule geht, erreichte mühelos rund 300 000 deutsche Zuschauer, die sich an der vielschwänzigen Materie weniger störten als beispielsweise der Verwaltungsrat der Filmförderungsanstalt. Er befand erst nach einer Separatvorführung, der Film sei nicht spekulativ und reißerisch gemacht.

Zum anderen haben auch amerikanische und italienische Produzenten erkannt, welche Chance sie bei Minderjährigen und bei Voyeuren haben, wenn sie die Lovestorys noch halb kindlicher Jugendlicher auf der Leinwand bloßstellen. Am besten scheint dieses Rezept zu funktionieren, wenn man dabei die diffusen Vorstellungen der Kids vom Sex als Romantik und den ersten Geschlechtsverkehr als unvermeidliche Fügung des Schicksals ausgibt. Dies und die Exotik der Schauplätze machen den wichtigsten Unterschied zu den hausbackenen Schulmädchenfilmen aus. Filme wie *Das blaue Paradies* (mit Phoebe Cates) oder *Die Trauminsel* (mit Sabrina Siani) sind nach dem stets gleichen Strickmuster gemacht: Ein möglichst junges Pärchen wird durch dramatische Umstände, für die sich Flugzeugabstürze oder Schiffsuntergänge anbieten, in eine außerordentlich tropische und abgelegene Gegend verschlagen, richtet sich ein wie Robinson, besteht diverse Abenteuer und endet – ganz im Sinne einer konservativen Familienpolitik – als verantwortungsbewußtes Elternpaar. Aus der minderjährigen Amerikanerin Phoebe Cates ist mit dem *Blauen Paradies* ein Kinostar geworden, der Po-Wunder Brooke Shields schon beinahe den Rang abläuft. Die leistete ihren Beitrag zu diesem Filmtrend in *Endlose Liebe,* einer nach Chicago verlegten „Romeo und Julia"-Tragödie, die der große italienische Theaterregisseur Franco Zeffirelli für die US-Firma Universal in Szene gesetzt hat. Zeffirellis *Endlose Liebe* unterscheidet sich bei gleicher Absicht von den Insel- und Paradies-Filmen dadurch, daß er sie mit möglichst vielen „realistischen" Details befrachtet hat. Bei den Dreharbeiten führte das zu einer so romantischen und sinnlichen Atmosphäre, daß Zeffirelli Brooke Shields vor der Kamera erst zu einem orgasmusähnlichen Gesichtsausdruck brachte, als er sie fest in ihren großen Zeh kniff.

Diese Pubertär-Sex-Storys im internationalen Filmgeschäft haben eine nostalgische Entsprechung: *Porky's* oder *Die letzte amerikanische Jungfrau* oder *Eis am Stil* sind Schwänke, in denen all die komischen Schwierigkeiten geschildert werden, die überwunden werden sein wollen, bis es endlich mal klappt – gleichsam ein Altenprogramm zur Auffrischung der Erinnerung an damals und zum Trost dafür, daß es heute bei aller Aufgeklärtheit auch nicht anders läuft. In diesem Genre harmloser Entwicklungsgeschichten, die sich im Rahmen jugendlicher Meuten abspielen und mit dem „Erwachen" der Protagonisten enden, gehört auch der Erstlingsfilm des amerikanischen Drehbuchautors Robert Towne („Chinatown") *Personal Best,* für den die ohnehin schon athletische Mariel Hemingway ein Jahr lang Muskeln an ihre langen Beine trainierte, um eine Hürdenläuferin des US-Leichtathletik-Teams mimen zu können. Die verliebt sich in eine lesbische Sprinterin (Patrice Donelly), ehe sie ein männlicher Weitspringer bekehrt.

Dies alles sind Filme über Unerfahrene, Unschuldige, die eine erste sexuelle Neugierde – zumindest im Kino – für die Erfahrenen beiderlei Geschlechts verfügbar macht. Den erotischen oder sexuellen Reiz macht der Erfahrungsunterschied aus, der zwischen den Film-Protagonisten und den Zuschauern besteht, und der an immer noch gültige Tabus unserer Gesellschaft rührt. Ein klassisches Thema.

Neuerdings überrascht die internationale Filmproduktion aber durch eine Welle von Geschichten, die nachgerade panische Angst vor der Sexualität widerspiegeln. Vor allem vor der weiblichen. Analog zur Aufmerksamkeit für eine naiv-verfügbare, frühe Sexualität von jugendlichen Mädchen, spiegeln die Filme dieser Saison eine beinahe abergläubische Furcht vor der Macht von erwachsenen Frauen über Männer. Wenn sich in dem Musikfilm *The Wall* von Pink Floyd alltägliche Gegenstände in der Phantasie von Hauptdarsteller Bob Geldof nach und nach in überwältigend bedrohliche Vaginen transformieren, dann ist dies noch eine vage Bebilderung des Trends. Viel deutlicher noch lebt der Film *Katzenmenschen* mit Nastassja Kinski und Malcolm McDowell von dieser Ur-Furcht, Sexualität wecke im Menschen nicht nur „niedrige Instinkte", sondern sie verwandle ihn in ein reißendes, unkontrollierbares Raubtier, das selbst vor Mord am Liebespartner nicht zurückschreckt. Da verkünden schon die ersten Filmmeter das Ende aller Rationalität in der Liebe: Ein Panther besteigt eine Jungfrau und kreiert so eine neue Rasse von Menschen, die sich im Augenblick sexueller Lust in reißende Katzen zurückverwandeln. Und gerade die Tatsache, daß die Kinski im entscheidenden Augenblick den erlösenden Inzest mit ihrem Bruder Paul (McDowell) verweigert, macht die Unberechenbarkeit der Frauen noch eindeutiger. In dem aufwendigen amerikanischen Spektakel *Conan, der Barbar,* in dem der österreichische Mister Universum Arnold Schwarzenegger die Hauptrolle spielt, verwandelt sich eine Frau während des Beischlafs mit dem Helden unversehens in eine mörderisch angriffslustige Wölfin. Frauen ist im neuen Hollywood-Film nicht zu trauen.

In dem Film *Ich, der Richter* – Krimileser

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 157)

SCHNELLES GLÜCK IN NEVADA

So ist das im Paradies der Spieler. Du verlierst deine Frau und gewinnst dafür ein Mädchen

Erzählung von
JOHN UPDIKE

Armer Culp. Sarah wollte ihren Geliebten unbedingt gleich nach der Scheidung heiraten, sie konnte keinen Tag mehr warten, weil die Hotelzimmer für die Flitterwochen in Honolulu sechs Wochen im voraus bestellt waren. Und so hatte sich Culp, in kleinen Dingen so gefällig wie in großen, bereit erklärt, die Töchter in Reno abzuholen und mit ihnen nach Denver zurückzufahren. Er richtete es so ein, daß er geschäftlich in San Francisco zu tun hatte, und mietete sich dort einen Wagen. Am Telefon machte sich Sarah über seinen Plan lustig – warum nahm er kein Flugzeug? Aber haushälterisch wie Culp nun mal war, hoffte er, mit seinen Kindern wenigstens eine schöne Autofahrt machen zu können, wenn das Familienleben schon zerstört war. Bis sie nach Denver gezogen waren, wo ihre Ehe endgültig in die Brüche ging, hatten sie in New Jersey gewohnt, und die Mädchen waren deshalb wenig im Westen herumgekommen. Er traf nachmittags

ILLUSTRATION: LEON TADRICK

gegen fünf Uhr in Reno ein, die Stadt wirkte freundlicher, als er erwartet hatte. Er fuhr zu der von Sarah angegebenen Adresse, einer mit Schindeln gedeckten Pension, die hinter einem Motel lag, dessen Reklameschild ein riesiger leuchtender Dominostein war. Halb fürchtete er sich vor dem Schmerz, Sarah wiederzusehen, halb sehnte er ihn herbei: Sarah, die geschieden war, frei von ihm und im Begriff, in eine neue Ehe aufzubrechen.

Aber sie war schon aufgebrochen, bevor er ankam. Seine beiden Töchter saßen neben dem leeren Empfangsschalter auf einem altersschwachen Ledersofa – wie Patienten in einem Wartezimmer.

Die elfjährige Polly sprang auf, um ihn zu begrüßen: „Mami ist fort. Sie hat geglaubt, du kommst viel früher."

Laura, 16 Jahre alt, erhob sich verlegen und träge vom Sofa und erklärte, während sie sich das Kleid über dem Gesäß glattstrich: „Sie war mit Jim zusammen. Er ist richtig sauer geworden, weil du nicht gekommen bist."

„Ich wußte nicht, daß sie es so eilig hatte", sagte Culp entschuldigend. „Ich habe einen kleinen Umweg am Tahoe-See vorbei gemacht."

„Oh, Dad", sagte Laura. „Du und deine Ausflüge."

„Habt ihr euch denn Sorgen gemacht?"

„Nein."

Eine kleine Frau, die ihn an einen Vogel erinnerte, kam aus einem Nebenraum gehumpelt. „Sie waren sehr artig, Mr. Culp. Haben nur dagesessen und wollten nicht mal ein Brötchen haben, dabei hätte ich es ihnen umsonst gemacht. Laura hat immer wieder zu der Kleinen gesagt: ‚Sei nicht kindisch, Daddy läßt uns schon nicht sitzen.' Ich bin Betsy Morgan, wir haben schon voneinander gehört."

Sarah hatte sie in ihren Briefen erwähnt: Morgan, die Pensionswirtin, die bezeugen half, daß Sarah sich lang genug in Reno aufgehalten hatte, um hier rechtmäßig geschieden werden zu können. Culp sah sich mit Mrs. Morgans Augen: Hahnrei, Angeklagter und Abgelegter.

„Ist alles glattgegangen?" fragte er, weil ihm im Augenblick nichts anderes einfiel.

Die Frage kam ihm töricht vor, aber nicht so Mrs. Morgan. „Hat nur elf Minuten gedauert, lief wie geschmiert. Es gibt auch Richter, die lassen nur aus Spaß die Frau ein Weilchen zappeln. Aber Ihre Sarah hat da so ihre Art."

„Ja, das hatte sie. Ich meine, hat sie. Habt ihr die Koffer gepackt?" fragte er dann die Mädchen.

„Ich hätte Ihnen ja das Zimmer noch eine Nacht gelassen, aber da kam gestern eine Dame aus Connecticut, die hat es gleich für die nächsten sechs Wochen gemietet."

„Schon gut. Wir werden ja irgendwas finden, wo es einen Swimmingpool gibt."

„Ich werde die zwei vermissen, ehrlich", sagte die Pensionswirtin und umarmte die Mädchen. Die beiden hatten ein wenig zur Familie gehört, und Mrs. Morgan stiegen die Tränen in die Augen; doch als Polly an die Reihe kam, geherzt zu werden, platzte sie heraus: „Daddy, wir durften in dem Pool vom Hotel Domino schwimmen. Aber auf einmal sind ganz viele Mexikaner gekommen und haben ihn als Toilette benutzt!"

Sie fuhren aber nicht zum „Domino", sondern suchten ein andres Motel. Laura und er sahen zu, wie Polly schwamm.

„Willst du nicht auch ins Wasser, Laura?" fragte Culp.

„Nein. Bei Ma mußten wir so viel schwimmen, daß mir schon das Ohr weh getan hat."

Culp stellte sich Sarah vor, wie sie am Rand eines Swimmingpools im Liegestuhl lag, in dem Bikini mit den purpurnen Tulpen, den einen glatten, wasserfeuchten Arm hochgereckt, um die Augen abzuschirmen. Bei anderen Frauen fielen Culp die Beine oder die Brüste auf; Sarahs Schönheit lag vor allem in ihren Armen, Arme, sanft gerundet und kraftvoll. Arme, die nie alterten, die Linien ihrer Mädchenzeit bewahrten und ohne das geringste Schwabbeln oberhalb des Ellenbogens blieben, obwohl Sarah an ihrem nächsten Geburtstag 40 werden würde. So hatte Sarah überhaupt ihr Verlangen nach einer Scheidung motiviert: Sie konnte es nicht ertragen, an seiner Seite 40 zu werden. Als ob man dann eine Rückreise anträte, die nicht mehr unterbrochen werden durfte.

„Außerdem, wenn du's genau wissen willst, Dad", erklärte Laura, „ich habe meine Tage."

Mit unbeholfenem Entzücken schleuderte sich Polly von dem klappernden Sprungbrett ins Wasser, tauchte, durch die Tangsträhnen ihrer Haare grinsend, wieder auf und kletterte aus dem Becken heraus. Sie patschte zitternd und voller Eifer zu ihm hin. „Gehn wir mal zu den Spielautomaten?" Die Gänsehaut hatte die weißen Härchen an ihren Schenkeln zu einem gespenstischen Heiligenschein aufgerichtet. „Gehn wir? Ja? Das macht Spaß."

„*Zwing* ihn nicht, Polly. Daddy ist müde und nicht in Stimmung." erklärte Laura mütterlich ihrer kleinen Schwester.

„Wer sagt denn das? Auf geht's. Vielleicht komme ich nie mehr nach Reno", protestierte Culp.

Die Stadt erinnerte ihn an New Jersey – die niedrige Horizontlinie vor dem rauchfarbenen Abendhimmel, die Fenster mit Vorhängen und Blumentöpfen. Es gab sogar Kirchen, womit er nicht gerechnet hatte, und einen Fluß, wenn auch nicht so breit wie der Passaic. Das Gerichtsgebäude von Reno, Mekka für so viele, die sich schnell scheiden lassen wollten, wirkte eher bescheiden. Nur das Stadtzentrum war anders, grell und schrill wie die Hauptbudengasse eines Jahrmarkts.

Polly führte ihn zu Türen, durch die sie noch nicht durfte, und gab ihm Fünfcentstücke, mit denen er drinnen für sie spielen sollte. Sie liebte die Spielautomaten, liebte sie wegen ihrer knalligen Farben und ihres nimmermüden Leuchtens und ihres plötzlichen Ergusses, klappernd, aufblinkend, wenn hier und dort jemand im dunklen Spielsaal Glück gehabt hatte.

Culp fütterte den Schlitz der Glücksautomaten mit Münzen, zog an den Hebeln und wurde ein paarmal belohnt, als Münzen in die Mulde ausgespuckt wurden, die andere Hände bereits für seinen Zugriff geglättet hatten. So lernte auch Culp die Apparate lieben, und er und Polly bildeten ein fröhliches Paar, das sich von Spielhalle zu Spielhalle weiterarbeitete, wobei die Kleine das runde Gesicht an die Fensterscheibe preßte, um zu sehen, wie er spielte und die Zeichen und Zahlen ihren Walzer tanzten.

Ein Spielcasino war zum Bürgersteig hin weit geöffnet; dort stand ein riesiger Automat, der Silberdollars schluckte. Polly sagte: „An dem hat Mami mal 20 Dollar gewonnen."

Culp fragte Laura, die den beiden in verächtlichem Schweigen gefolgt war: „War Jim die ganze Zeit bei euch?"

„Nein, er ist erst letzte Woche gekommen." Sie versuchte, im Gesicht ihres Vaters zu lesen, was er wirklich wissen wollte, und fügte dann hinzu: „Er hat im ‚Domino' gewohnt."

Polly kam näher, um zuzuhören. Culp fragte sie: „Hast du Jim gemocht?"

Ihre Augen rissen sich nur mit Mühe von Visionen mechanischen Entzückens los. „Er war so ernst. Er hat gesagt, die Automaten sind ein Betrug, und er würde keinen Cent in sie hineinstecken."

Laura sagte: „Meiner Ansicht nach war er ein richtiges Ekel, Dad."

„Du sollst das nicht mir zuliebe sagen."

„Er *war* aber eins. Das hab ich Mam auch gesagt."

„Das hättest du nicht tun sollen. Denk daran – es ist ihr Leben, nicht deines."

In dem grellen Licht sahen die beiden Mädchen bedrückt und überfordert aus. Culp steckte einen Silberdollar in den großen Automaten und stellte sich dabei vor, daß etwas von Sarah hier hängengeblieben war und daß sie vielleicht durch diese elektrische Spielleidenschaft zu ihm sprechen würde. Aber der Automat war unnatürlich groß, und seine Maschinerie bewegte sich nur träge: eine Pflaume, ein Balken, ein Stern – kein Gewinn.

Als er sich umdrehte, ärgerte er sich darüber, daß Polly und Laura, die noch

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 121)

„Sie wollten Stäbchen?“

Beim PLAYBOY-Geburtstag: Moderator Max Schautzer präsentiert Cieta Stöwe

DA BIN ICH

ALLE LESER WARTEN SCHON AUF CIETA

Erinnern Sie sich? Zum 10. Geburtstag wählte PLAYBOY *seine Jubiläums-Playmate, Cieta Stöwe aus Hamburg. Da ist sie!*

Tatenlos auf eine Lehrstelle warten wollte Cieta nicht. Nach der mittleren Reife suchte sie sich Jobs zur Überbrückung: mal im Reisebüro, mal in der Boutique, mal in der Kneipe. Die 21jährige sucht weiter den idealen Beruf und träumt insgeheim vom Leben auf dem Lande. Natur liebt sie auch an sich selbst. Sie mag sich nicht hinter Schminke verstecken

Reisen möchte Cieta noch viel. Aber nicht nur optische Eindrücke sammeln. Deshalb lernt sie jetzt Englisch und Französisch. Das wird sie brauchen – bei ihrer Suche nach „aufgeschlossenen Menschen“

Cieta hält sich mit Schwimmen und Laufen in Form. Und tanzen kann sie die ganze Nacht. Doch Disco muß nicht immer sein. Zu Hause hört sie Chopin und Tschaikowsky oder sieht sich alte Filme im Fernsehen an. Und wenn sie nicht gerade im Theater ist, trifft sich Cieta am liebsten mit Freunden: „Die sollten auch mal kritisch sein, aber vor allem offen"

FOTOS: OTTO R. WEISSER

MISS JANUAR

PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS

Carla Störne

MISS JANUAR
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS

ZUR PERSON:

NAME: Lita Möwe

OBERWEITE: 84 TAILLE: 62 HÜFTE: 84

GRÖSSE: 1,73 GEBURTSDATUM: 8.10.1961

GEBURTSORT: Hamburg

BERUF: Hab leider noch keinen

DER IDEALE MANN: Ist mir noch nicht begegnet

WAS MICH ANMACHT: Der Po von Rod Stewart

WAS NICHT: Dicke Männer

HOBBYS: Tennisspielen, Chopin hören und dabei träumen, in die Oper gehen

LIEBLINGSSCHAUSPIELER: Michel Piccoli, Helmut Berger

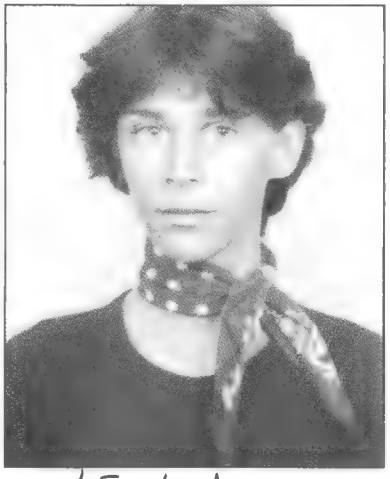
LIEBLINGSMUSIKER: Frank Zappa, Rod Stewart, David Bowie

WARUM ICH PLAYMATE GEWORDEN BIN: Weil die Jury mich gewählt hat.

UND SONST:

2 Jahre:
Beim Backen

4 Jahre:
Im Rosengarten



15 Jahre:
Im Fotomat

PLAYBOYS PARTY WITZE

Die Sekretärinnen im Großraumbüro sind sich einig: „Wenn der Chef wieder einen seiner zweideutigen Witze erzählt, verlassen wir geschlossen den Saal."

Der Chef kommt rein: „Meine Damen, im Hafen hat ein Schiff angelegt. Die großen, kräftigen Matrosen gehen an Land. Einer schärfer als der andere... Aber meine Damen, das Schiff bleibt doch noch zwei Wochen!"

Anruf in der Nachtredaktion einer Boulevardzeitung: „Meine Frau hat soeben Fünflinge bekommen."

„Können Sie das bitte wiederholen?"

„Hm, ich weiß gar nicht mehr so genau, wie ich das gemacht habe."

Unser PLAYBOY-Lexikon definiert Sperma als Deckweiß.

Verkehrskontrolle. Ein junger Mann wird angehalten und nach seinem Führerschein gefragt.

„Was denn? Ich dachte immer, den gibt's erst ab 18!"

Nach der Einkleidung müssen die Rekruten zum erstenmal antreten. Entsetzt bleibt der Leutnant vor einem mickrigen Soldaten stehen, dessen Uniform einige Nummern zu groß ist; Hose und Jacke hängen schlapp an ihm herunter, die Stiefel reichen bis in die Kniekehlen.

„Um Himmels willen, Mann, wie sehen Sie denn aus?"

Der Rekrut schaut erstaunt unter dem ebenfalls viel zu großen Stahlhelm hervor und stottert: „W-was denn, b-braucht ihr D-dressmen oder K-killer?"

Herr Ober, in meiner Suppe schwimmt ein Hörgerät."

„Hä?"

Ein hübsches Mädchen treibt einen Esel mit schwerbeladenem Karren den Berg hinauf.

Ein Mann, der das beobachtet: „Ich helfe dir, wenn ich dich hinterher bumsen darf."

„Warum bumst du denn nicht gleich den Esel? Dann mußt du nicht erst lange schieben!"

Schwester Inge bei ihrem morgendlichen Bericht: „Herr Doktor, der Simulant von Zimmer sechs ist gestorben."

„Na, na, jetzt übertreibt er aber wirklich ein bißchen."

Jesus wandelt durch die Wüste und begegnet einem alten Mann, der bitterlich weint. „Mein Guter", fragt ihn Jesus, „warum weinst du denn?"

„Ich habe meinen Sohn verloren."

„Kannst du ihn mir beschreiben? Vielleicht weiß ich einen Rat."

„Er hat Löcher an Händen und Füßen."

Da fällt ihm Jesus um den Hals und ruft: „Vater!"

Worauf der Alte überglücklich strahlt: „Pinocchio!"

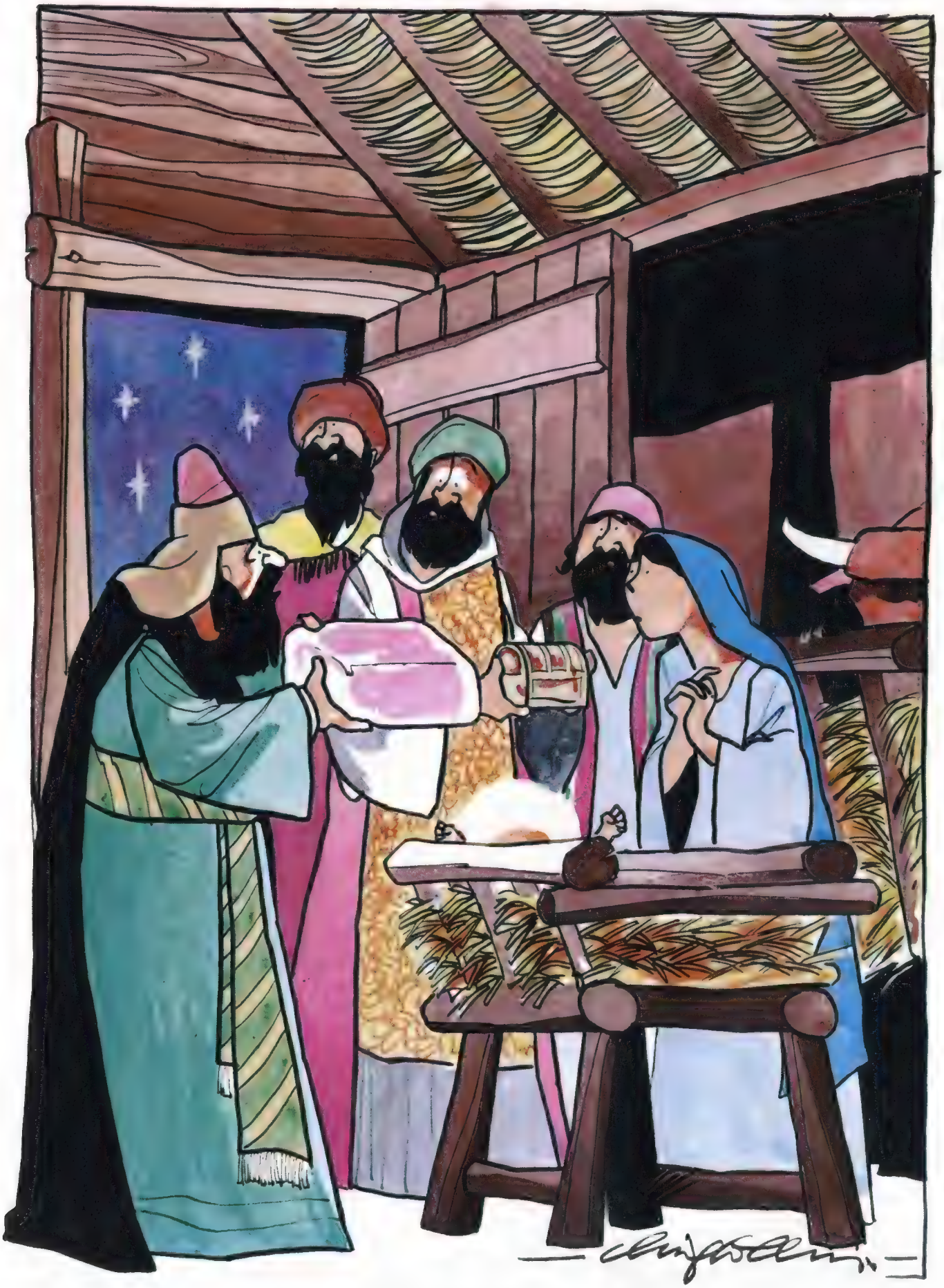
Rita ruft ihre beste Freundin an: „Wir wollen unseren Sohn Mittwoch taufen lassen."

„Das ist aber ein komischer Name."

Kurz vor dem Weltuntergang: Die Engländer legen die Arbeit nieder, die Franzosen trinken den teuersten Champagner, und die Italiener bumsen rund um die Uhr. Die Bundesdeutschen packen ihre Koffer und fahren in die DDR. Wohl wissend, daß in der DDR die Entwicklung zehn Jahre hinterherhinkt.

Und dann war da noch der Schreiner, der seinem Lehrling sagte: „Das kannst du dir doch an deinen acht Fingern abzählen, daß es gefährlich ist, wenn du den Balken so herum in die Kreissäge schiebst."

Für einen veröffentlichten Party-Witz gibt es 100 Mark. Unsere Anschrift: Redaktion PLAYBOY, *Kennwort „Party-Witz", Postfach 20 17 28, 8000 München 2. Bitte, haben Sie Verständnis, daß wir nicht alle Einsendungen berücksichtigen können.*



„Klar sollte ich Weihrauch bringen. Aber Pampers sind praktischer“

Eishockey – die Liga der Skandale

Bericht von
RAIMUND LE VISEUR

VORNE HUI . . .

Sieg, Blut, Geld, Betrug — Xaver Unsinn kennt alles . . .

Eishock-ei, mit einem dicken, runden „ei" am Ende, das ist sein Leben. Er sagt nie „Eishockeeeh", wie die feinen Leute nördlich des Weißwurstäquators. Wenn er stundenlang in seinem dynamischen Allgäuer Schwäbisch-Bayerisch vom „Eishock-ei" redet, hört man die Schläger auf dem Eis klappern, den Puck gegen stählerne Pfosten scheppern, dann bebt pausenlos die Bande.

Er ist Deutschlands „Mr. Eishockey": achtmal Deutscher Meister als Spieler, dreimal als Vereinstrainer, schon einmal und jetzt wieder National-Coach. Ohne ihn würde Deutschlands männlichste aller Männersportarten am krummen Stock gehen: Xaver Unsinn, Jahrgang 1929, 1,74 Meter groß, obendrauf das ewige kecke Tweedhütchen, 78 Kilo schwere Knochen und Muskeln ohne Bauchfett, drumherum der heiße Schnallenmantel oder die starke Lederjacke. Kommt er in eine knüppelvolle Halle in Rosenheim oder Garmisch, Köln oder Düsseldorf, röhrt ihm das Volk zu: Er ist der Platzhirsch überall, wo Stahlkufen das Eis aufreißen.

Die Berliner sangen einst, als Unsinn deren „Schlittschuh-Club" zum Meister gemacht hatte, nach der Melodie von „Heil dir im Siegerkranz" im Siebentausender-Chor „Xaver, wir danken dir!", und sie schoben noch eine triumphale Unverschämtheit im Sprechchor nach: „Bee-Ess-Zee hat keine Gegner mehr! Schickt uns endlich mal die Russen her!" Ja, vor Xaver Unsinn haben neuerdings sogar die Russen Respekt.

Er hat einen neuen Eishockey-Boom in der Bundesrepublik entfesselt, und das ausgerechnet in der wirtschaftlichen Depression. Übers Jahr sind die Zuschauerzahlen in der 1. Bundesliga im Schnitt pro Spiel wieder von 3000 auf 3800 gestiegen. Und es geht weiter aufwärts aus dem düste-

HINTEN PFUI!?

... er nennt sich Trainer — Dompteur wäre richtiger

ren Tal, in dem sich Deutschlands Eishockey in der Zeit ohne Unsinn befunden hatte – Paßfälscherskandal, betrügerische Staatsbürgerschaftsmanipulationen mit importierten Billig-Kanadiern, Finanzskandale mit gefängnisreifen Geldjongleuren aus der Immobilienbranche, eine WM-Pleite in Lake Placid, hirnrissige Spielpläne für die nationale Meisterschaft ...

Die entscheidende Szene: Donnerstag, 15. April 1982, Eishockey-Weltmeisterschaft in Helsinki. Xaver Unsinns schwarzrotgold-weiße Truppe kämpft gegen den fünfmaligen Weltmeister ČSSR. Seit über 45 Jahren, seit einem 2:1 in London am 23. Februar 1937, haben die Deutschen nie mehr gegen die Tschechoslowaken gewonnen. Noch sieben Minuten sind zu spielen. Da holt Verteidiger Horst-Peter Kretschmer zu einem gewaltigen Schlagschuß, einem „Schlapper" aus, und der Puck flitzt mit einer Geschwindigkeit von 170 Stundenkilometern – nur der Amerikaner Bobby Hull von den „Chicago Black Hawks" schaffte mal 187,5 – ins ČSSR-Tor. Es steht 4:2 für die Deutschen – Sieg! Alle umarmen Unsinn, und der Landshuter Sturmriese Erich Kühnhackl erklärt vor der Presse: „Es gibt keinen besseren Bundestrainer."

Xaver Unsinn, in seiner Eigentums-Zweitwohnung am Südrand von Augsburg (100 Quadratmeter, vor sieben Jahren für 156 000 Mark gekauft), sitzt im Sessel wie auf dem Sprung: „Die Nationalmannschaft ist das Wichtigste! Sie ist das Aushängeschild, das Barometer des ganzen Sports! Das kaue ich jeden Tag den Managern, Präsidenten der Vereine, den Bürgermeistern und Sponsoren vor. Durch die jüngsten Erfolge der Nationalmannschaft hat Eishockey wieder ein gutes Image. Heute, wo jeder die Mark dreimal umdreht, wissen alle: Hier *(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 152)*

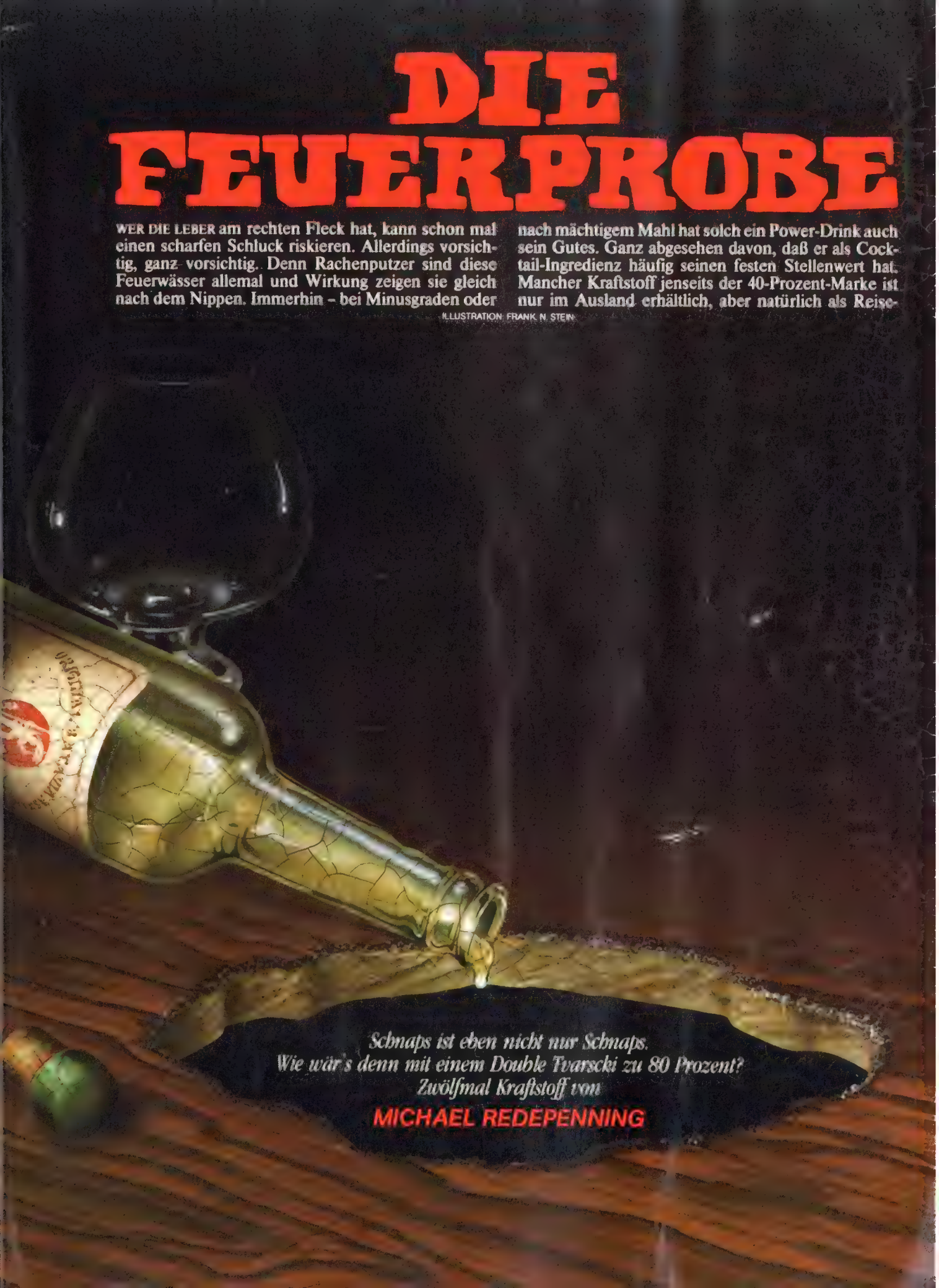
ILLUSTRATIONEN: GERD HUSS

BOURBON
WHISKEY
ORG
Gunslinger
Arrow
HAL
CHICKEN
REUS

DIE FEUERPROBE

WER DIE LEBER am rechten Fleck hat, kann schon mal einen scharfen Schluck riskieren. Allerdings vorsichtig, ganz vorsichtig. Denn Rachenputzer sind diese Feuerwässer allemal und Wirkung zeigen sie gleich nach dem Nippen. Immerhin – bei Minusgraden oder nach mächtigem Mahl hat solch ein Power-Drink auch sein Gutes. Ganz abgesehen davon, daß er als Cocktail-Ingredienz häufig seinen festen Stellenwert hat. Mancher Kraftstoff jenseits der 40-Prozent-Marke ist nur im Ausland erhältlich, aber natürlich als Reise-

ILLUSTRATION: FRANK N. STEIN



Schnaps ist eben nicht nur Schnaps.
Wie wär's denn mit einem Double Tvarscki zu 80 Prozent?
Zwölfmal Kraftstoff von

MICHAEL REDEPENNING

Souvenir importierbar und im Inland bei ausgepichten Spirituosenhändlern zu finden. Als Anregung: zwölf Beispiele aus der Welt der kleinen weißen, braunen, bunten Harten.

ZIEGLER NR. 1
EDELBRAND AUS WILDKIRSCHEN
43 PROZENT

Der exklusivste deutsche Obstschnaps wird im fränkischen Freudenberg komponiert und setzt auch vom Preis her Maßstäbe: um die 200 Mark für die 0,7-Liter-Flasche. Verarbeitet werden die am Main, im Odenwald und Spessart vorkommenden tiefschwarzen Wildkirschen. Jährlich kommen nur 5000 Flaschen in den Handel. Angeboten wird das Wässerchen in Restaurants und Delikatessengeschäften erster Güte. Duft und Aroma entfalten sich am besten in Tulpengläsern.

BRITISH NAVY PUSSER'S RUM
48 PROZENT

350 Jahre lang teilten die Purser der britischen Kriegsmarine Rum als flüssiges Zahlungsmittel aus. Schwere Seemannszungen machten aus dem Purser den „Pusser". Mittlerweile kassieren die Matrosen Ihrer Majestät die Heuer in bar – aber *Pusser's* segelt weiterhin unter britischer Flagge. Der Fünfsortenverschnitt aus Demerara und Trinidad wird auf den Jungferninseln in Flaschen gefüllt. Seine dunkle Farbe verdankt er einer weiteren Navy-Tradition: Das zur Grogbereitung verwendete Schiffswasser war schon mal so wolkig, daß es den eigentlich goldfarbenen Rum verdunkelte.

Heute wird der Farbe mit gebranntem Zucker nachgeholfen – frisch gebrannter Rum ist nämlich wasserklar.

ALTER HANSEN
73 PROZENT

Rum wird durch Zusatz von Wasser auf Trinkstärke gebracht. Obwohl das Flensburger Quellwasser vor dem Mischen enthärtet wird, gehen die Nordmänner bei ihrem Spitzenprodukt lobenswert vorsichtig damit um. Der *Alte Hansen* entfaltet seinen Charakter tropfenweise. Er stammt aus Westindien, ist unverschnitten und wird – unverdünnt genossen – zur Mutprobe. Kenner weisen Grog beleidigt zurück, der nicht mit einem starken Rum zubereitet ist: Warum noch Wasser ins heiße Wasser schütten?

ROBINSON OA
ORIGINAL BATAVIA ARRAK
59 PROZENT

Arrak war ursprünglich ein aus Palmenmark gebrannter Sprit, der in den britischen und niederländischen Kolonien des Fernen Ostens hergestellt wurde.

In Israel gibt es den – koscheren – *Carmel Arack* mit bescheidenen 50 Prozent, der nach Lakritze schmeckt und nicht so recht auf die Palme bringt.

Im Libanon süßen selbst gläubige Moslems, denen Alkoholgenuß verboten ist, ihren Kaffee mit *Ksarak*, von dem auch PLO-Führer Arafat stets einen Vorrat bereithält. In Verbindung mit Kaffee pulvert dieser Batavia-Arrak auch Abendländer ganz schön auf.

RED HORSE
CRYSTAL CLEAR ALCOHOL
85 PROZENT

Amerikabummler bringen gelegentlich eine Flasche von diesem höllischen Stoff mit, der eigentlich in der Hausapotheke stehen und der Desinfizierung kleinerer Wunden dienen sollte. Teenager im US-Mittelwesten machen mit Hilfe von Injektionsspritzen aus harmlosen Orangen sogenannte Handgranaten: Der Rausch kommt scheibchenweise. Daß beim Öffnen der Flasche Rauchen verboten ist, versteht sich von selbst.

ESCORIAL GRÜN
56 PROZENT

Eisgekühlt und pur getrunken hat diese auf Münchens Praterinsel hergestellte Kräuterlikör-Mischung manche Defloration zur Folge gehabt. *Escorial Grün*, im Grunde ein würziger und bekömmlicher Likör, hat sich als preiswerter, unschuldig daherkommender Hemmungskiller bewährt. Was seinen Spitznamen in gewissen Kreisen erklärt: „Dosenöffner".

CHARTREUSE GRÜN
53 PROZENT

Ein bißchen teurer, ein bißchen internationaler als der gute deutsche *Escorial* – aber der zu erzielende Effekt ist im wesentlichen derselbe. Der höhere Preis erklärt sich hauptsächlich durch den Segen der Karthäusermönche, der seit dem 17. Jahrhundert auf der Mixtur aus 130 Kräutern, zweieinhalb Prozent Zucker und 53 Prozent Alkohol liegt. Es gibt sogar einen Chartreuse-Fanklub: Les Amis de la Chartreuse, Boulevard Edgar Kofler, F-38503 Voiron, Frankreich.

WILD TURKEY
KENTUCKY STRAIGHT BOURBON WHISKEY
50,5 PROZENT

Den trinkt der Marlboro-Cowboy zum Frühstück. Mit der Herstellung von Bourbon und seiner Geschichte sind Atlantiker selbstverständlich vertraut. Als Amerika nach dem Unabhängigkeitskrieg pleite war, ließ sich Präsident George Washington eine Whiskey-Steuer einfallen. Doch da wurden ein paar Brenner sauer und zogen westwärts. Und weil das Wasser in Kentucky gut war, wurde die Welt um den Kentucky-Bourbon reicher. *Wild Turkey* ist in Deutschland selten zu bekommen, und wenn er mal in einem Regal steht, sollten Bourbonfreunde zulangen.

GLENFIDDICH
SINGLE MALT SCOTCH WHISKY
50,5 PROZENT

Augen auf im Ausland: Diesen Hochprozenter muß man sich aus England, Amerika oder von einem gutbestückten Duty-free-Shop (Amsterdam) mitbringen. Eine vertrackte EG-Norm schiebt dem Ladenverkauf der Über-Schotten einen Riegel vor. Und diese Norm bestimmt nun mal, daß Scotch nur 43 Prozent haben darf, was heimischen Regalen immerhin noch eine Fülle von 104 Sorten beschert. Aber eben nicht 50,5 Prozent.

WODKA STOLOVAJA – 50 PROZENT
KRPKAJA – 55 PROZENT

Klar, sauber und rein sind diese beiden – also rein damit, wenn der Kaviar auf dem Tisch steht. Dem Wodka, ob er nun aus Polen, Rußland oder dem Emsland kommt, fehlen bekanntlich die ungelösten Stoffe, die im gefärbten Alkohol schwimmen und sich im Kopf bemerkbar machen können.

Im Wettlauf der Wodka-Aufrüstung führen übrigens momentan die Amerikaner: In San Francisco wird der *Double Tvarscki* verkauft, der mit seinen stattlichen 80 Prozent selbst den stärksten Russen umhauen würde.

AALBORG JUBILÆUMS AKVAVIT
45 PROZENT

Das „Gold der Dänen" gibt es in handelsüblichen 0,7-Liter-Flaschen und in Portionen zu 0,04 Liter, was gerade einem Doppelten entspricht. Daß auch Frauenhände zu den frostigen Gläsern greifen, liegt auf der Hand: Der Akvavit enthält neben der Kümmelkomponente Spuren von Dill. Zusammen mit der Destillierkunst trägt diese Würze zum runden, vollen Geschmack bei, der auch die Damen schwächer macht.

RATZEPUTZ
58 PROZENT

„Die Kehle wird frei, der Kopf wird klar – aber bedenke auch die Waldbrandgefahr!" Mit diesem munteren Sprüchlein wirbt das *Ratzeputz*-Haus in Celle für einen auch ohne den beachtlichen Alkoholzusatz schon „kratzigen" Ingwerschnaps, der seit 100 Jahren hergestellt wird.

1937 erreichte eine deutsche Spitzbergen-Expedition ihr arktisches Ziel angeblich nur dank der kompromißlos feurigen Celler Medizin.

Na denn: Prost!

„Danke, James, heute nicht!“

PANNE AUF DEM JUPITER, TEIL II

COUNTDOWN GEGEN DEN TOD

RUSSISCHE und amerikanische Astronauten starteten im ersten Teil dieser Geschichte gemeinsam zum Jupiter, um das dort gestrandete Raumschiff „Discovery" zu bergen.

OPERATIONSPLAN
DES RUSSISCH-AMERIKANISCHEN
WELTRAUM-UNTERNEHMENS

An: Kapitän Tanya Orlov, Kommandant des Raumschiffs „Kosmonaut Alexei Leonov" (UNCOS, Registrierung 08/342).
Von: National Council on Astronautics, Washington.
Kommission für den Äußeren Weltraum, Sowjetische Akademie für Naturwissenschaften, Moskau.

AUFGABEN DES UNTERNEHMENS

Die Ziele Ihrer Mission (aufgelistet in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit):
1. Zum Jupitersystem zu reisen und an das

ILLUSTRATION: DON VAN PUNCHATZ

Zuerst erschien die Botschaft auf dem Bildschirm — dann schaltete der Computer auf Stimme: „Nachricht lautet wie folgt: Es ist gefährlich, hierzubleiben. Ihr müßt innerhalb von fünfzehn, wiederhole, fünfzehn Tagen aufbrechen"

Erzählung von

ARTHUR C. CLARKE

verlassene Raumschiff „Discovery" (UNCOS 01/283) anzukoppeln.

2. Dieses Raumschiff zu betreten und möglichst alle Informationen zu beschaffen, die Bezug auf seine frühere Mission haben.

3. Die Bordsysteme des Raumschiffs „Discovery" zu reaktivieren und, falls die Energievorräte ausreichen, das Schiff auf eine Rücksturzbahn zur Erde zu bringen.

4. Den Jupiter-Monolithen, auf den die „Discovery" gestoßen ist, ausfindig zu machen und ihn, soweit irgend möglich, mit Hilfe von Fernsensoren zu untersuchen.

5. Falls es ratsam erscheint und die Bodenkontrollstation zustimmt, an dieses Objekt zum Zwecke genauerer Besichtigung anzukoppeln.

6. Eine Vermessung des Jupiters und seiner Satelliten durchzuführen, soweit dies mit den oben genannten Zielen vereinbar ist.

Es wird eingeräumt, daß unvorhergesehene Umstände eine Veränderung dieser Abfolge erforderlich machen können, oder es sogar unmöglich sein wird, einige dieser Ziele zu erreichen. Es sei eindeutig darauf hingewiesen, daß die Ankopplung an das Raumschiff „Discovery" ausdrücklich zu dem Zwecke geschieht, Informationen über den Monolithen zu beschaffen; das muß Vorrang vor allen anderen Zielen (einschließlich von Bergungsversuchen) haben.

BESATZUNG

Die Besatzung des Raumschiffs „Alexei Leonov" setzt sich zusammen aus:

Kapitän Tanya Orlov (Antriebstechnologie),

Dr. Vasili Orlov (Navigation und Astronomie),

Dr. Maxim Brailovsky (Bautechnik),

Dr. Alexander Kovalev (Nachrichtentechnik),

Dr. Nikolai Ternovsky (Technik der Kontrollsysteme),

Oberstabsarzt Katerina Rudenko (Medizin/lebenserhaltende Systeme),

Dr. Irina Yakunin (Medizin/Ernährung).

Zusätzlich wird das National Council on Astronautics der Vereinigten Staaten die folgenden drei Experten zur Verfügung stellen:

Dr. Sivasubramanian Chandrasegarampillai (Computer-Systeme),

Dr. Walter Curnow (Kontrollsysteme),

Dr. Heywood Floyd (Technische Beratung).

•

AUS DR. HEYWOOD FLOYDS BORDBUCH

Wir fanden, wir hätten eine kleine Feier verdient, als es uns gelungen war, an die „Discovery" anzukoppeln.

Wer hätte gedacht, daß wir bis zum Jupiter, dem größten Planeten, vordringen und ihn dann gar nicht beachten würden? Aber genau das passiert die meiste Zeit; und wenn wir nicht auf den Satelliten Io oder die „Discovery" starren, denken wir über den Monolithen nach. Den „Großen Bruder", wie wir ihn jetzt nennen.

Er ist immer noch 10 000 Kilometer entfernt, dort oben am Librationspunkt, aber wenn ich ihn mir durch das Hauptteleskop ansehe, scheint er so nahe, als könne man ihn berühren. Weil seine Außenflächen so glatt sind und überhaupt nicht unterteilt, gibt es keinen Anhaltspunkt über seine Größe, keine Möglichkeit, mit dem Auge abzuschätzen, ob er wirklich zwei Kilometer lang ist. Wenn er massiv ist, muß er Milliarden Tonnen wiegen.

Aber was heißt hier massiv? Er gibt fast kein Radarecho, selbst wenn er mit der Breitseite zu uns steht. Wir können ihn nur als schwarze Silhouette vor den Wolken des Jupiters erkennen, die 300 000 Kilometer unter uns einherjagen. Abgesehen von der Größe schaut er genauso aus wie der Monolith, den wir auf dem Mond ausgegraben haben.

Nun, morgen werden wir an Bord der „Discovery" gehen und das Schiff wieder zum Leben erwecken. Und dann werden wir versuchen, das Geheimnis des Monolithen zu entdecken.

•

Als die „Discovery" plötzlich erstrahlte wie ein Weihnachtsbaum, weil die Navigations- und die Innenbeleuchtungen von einem Ende bis zum anderen aufflammten, hätte man den Jubel an Bord der „Leonov" beinahe über das Vakuum zwischen den beiden Schiffen hinweg hören können.

„Hallo, ‚Leonov'", sagte Curnow schließlich. „Tut mir leid, daß wir euch haben warten lassen, aber wir hatten ziemlich viel zu tun. Hier schnell ein Lagebericht. Das Schiff ist in viel besserem Zustand, als ich befürchtete. Der Rumpf ist intakt, Luftdruck 85 Prozent des Nominalwertes. Die beste Nachricht ist, daß die Energiesysteme in Ordnung sind. Hauptreaktor stabil, Batterien in gutem Zustand. Beinahe alle Sicherungen waren draußen, daher waren alle wichtigen Geräte gesichert. Aber es wird ziemlich viel Arbeit kosten, alles durchzuprüfen, ehe wir wieder volle Energie bekommen."

„Wie lange wird das dauern – wenigstens für die wesentlichen Systeme: Lebenserhaltung, Antrieb?" fragte Kapitän Tanya Orlov.

„Tja, wenn wir nicht auf größere Probleme stoßen, können wir die ‚Discovery' innerhalb einer Woche aus diesem Höllenloch heraus und in einen stabilen Orbit bringen."

„Und Computer HAL?"

„Wie gesagt, Dr. Chandrasegarampillai hat jede Menge zu tun."

•

„Was soll das eigentlich sein?" fragte Curnow abschätzig Dr. Floyd und wog dabei eine kleine Apparatur in der Hand. „Etwa eine Guillotine für Mäuse?"

„So sieht's ungefähr aus – aber ich habe es auf größeres Wild abgesehen." Floyd deutete auf einen blitzenden Pfeil auf dem Bildschirm, der gerade einen komplizierten Schaltplan zeigte. „Sehen Sie diese Linie?"

„Ja – die Hauptenergieversorgungsleitung. Und?"

„Ich meine den Punkt, wo sie in HALs Datenverarbeitungszentrale mündet. Ich möchte, daß Sie da diese Vorrichtung einbauen. Und zwar innerhalb des Kabelschafts, wo man sie nicht finden kann, es sei denn, man sucht mit voller Absicht danach", sagte Floyd.

„Verstehe. Eine Fernsteuerung, damit Sie den Computer HAL abschalten können, wann immer Sie wollen. Sehr schön – und zudem eine nicht leitende Klinge, damit es beim Einschalten keine peinlichen Kurzschlüsse gibt ... Wem werden Sie von diesem – Ding erzählen?"

„Nun, die einzige Person, vor der ich es wirklich verstecke, ist Dr. Chandra, der hängt ja an HAL fast wie an einem Sohn."

„Das dachte ich mir."

„Je weniger Leute davon wissen, desto weniger wird wahrscheinlich darüber gesprochen. Ich werde Tanya mitteilen, daß unser kleiner Apparat existiert, und wenn ein Notfall eintritt, können Sie ihr zeigen, wie man ihn bedient."

„An was für einen Notfall denken Sie?"

„Das war keine sehr intelligente Frage, Curnow. Wenn ich das wüßte, bräuchte ich das verdammte Ding ja gar nicht."

•

Nach einer Woche langsamer und sorgfältiger Reintegration führte HAL alle routinemäßigen Überwachungsaufgaben zuverlässig aus. Er funktionierte wie ein primitiver Mensch, der gehen, kurze Befehle ausführen, einfache Arbeiten verrichten und sich auch über simple Themen unterhalten konnte. Nach menschlichen Maßstäben hatte er vielleicht einen Intelligenzquotienten von 50. Von seiner ursprünglichen Persönlichkeit waren bisher nur äußerst schwache Umrisse sichtbar geworden.

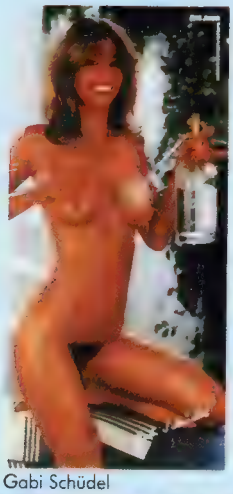
Er war noch immer wie ein Schlafwandler; trotzdem konnte er nach Chandras sachkundiger Meinung jetzt durchaus die „Discovery" aus ihrer niedrigen Umlaufbahn um den Satelliten Io herausführen zu einem Treffen mit dem Monolithen, genannt der „Große Bruder".

Nur Curnow und Chandra befanden sich an Bord der „Discovery", als man HAL zum erstenmal die Kontrolle über das Schiff überließ. Es war eine sehr begrenzte Kontrolle: HAL wiederholte lediglich das Programm, das man in sein Gedächtnis eingespeichert hatte, und überwachte seine Ausführung. Und die

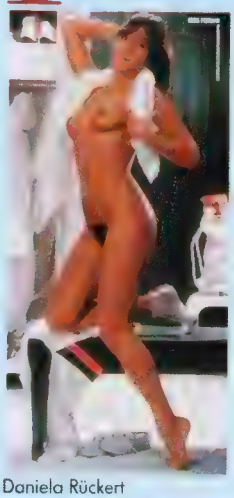
(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 126)

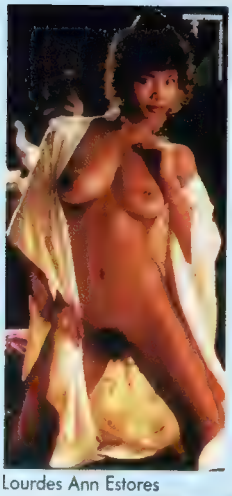
Playboys Playmate-Parade

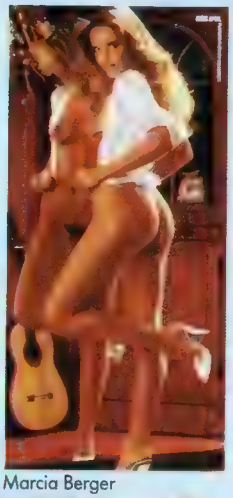
Jetzt beginnt die Qual der Wahl. Welche von den zwölf Playmates des vergangenen Jahres ist die schönste im ganzen Land? Welche soll Playmate des Jahres 1982 werden?

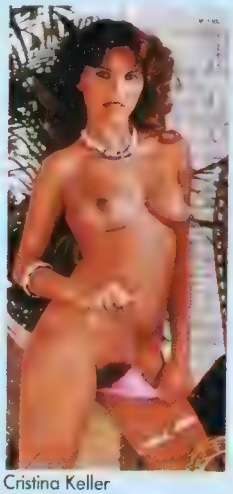

Gabi Schüdel

Martina Patzal

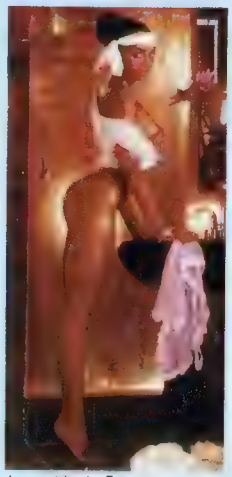

Daniela Rückert


Lourdes Ann Estores


Marcia Berger


Cristina Keller

Barbara Riemer


Anne-Marie Fox

Manuela Nehls

Andrea Engel

Kimberly McArthur

Patricia Farinelli

Jeder Leser kann mitentscheiden, welche von den zwölf Schönen auf den nächsten Seiten den Ehrentitel „Playmate des Jahres 1982" verdient. Auf die Siegerin warten ein schickes Auto und eine Menge anderer wertvoller Geschenke. Und wer uns hilft, das schönste Mädchen des Jahres zu küren, soll auch belohnt werden. Eine ganze Batterie von Champagnerflaschen (Magnum natürlich) wartet darauf, unter unseren „Wahlhelfern" verlost zu werden. Also, wählen Sie mit. Schreiben Sie bis spätestens 31. Januar 1983 an die Redaktion PLAYBOY, Postfach 20 17 28, 8000 München 2. Endlich mal eine Wahl, die wirklich Spaß macht.

MISS NOVEMBER

MISS SEPTEMBER

GUTER START

Bevor der PLAYBOY sie als Miß November entdeckte, arbeitete Andrea Engel noch als kaufmännische Angestellte. Inzwischen ist die 20jährige Wienerin voll im Geschäft: Als Fotomodell fliegt sie ständig zwischen Paris und Mailand hin und her. Wer sie finden will, muß lange suchen

SPASS AM FLIEGEN

Vor gut zwei Jahren machte sie eine Bruchlandung mit. Damals saß Manuela Nehls noch nicht am Steuerknüppel. Mittlerweile ist unsere Miß Oktober fleißig dabei, ihren eigenen Flugschein zu machen. Angst hat sie keine. Warum auch, jetzt kann sie schließlich selbst bestimmen, wann und wo gelandet wird

EIGENE BAND

Mit der Ruhe war's erst mal vorbei, nachdem Lourdes Ann Kanamanu Estores als Playmate abgebildet war. Unsere Miß September verließ Hawaii und reiste kreuz und quer durch die USA. Nun ist sie Rock-Managerin. Die Band ihrer Schützlinge heißt „Blvd."

LEBENSKUNST

Im August schrieb Playmate Barbara Riemer forsch und keck als Beruf „Lebenskünstlerin" auf den Fragebogen. Anschließend absolvierte sie in Paris einen Kursus für Fotomodelle und arbeitet jetzt in ihrer Heimatstadt Kaiserslautern als Einzelhandelskaufmann. Die Kunst des Lebens hat die 19jährige in der Zwischenzeit nicht verlernt

FILM UND GESANG

Kimberly McArthur ist nach ihrem Auftritt als Miß Juni auch auf der Leinwand zu bewundern gewesen – leider bislang nur in Amerika. Nebenher schnitzt sie an einer Karriere als Country-Sängerin

IDEALFRAU

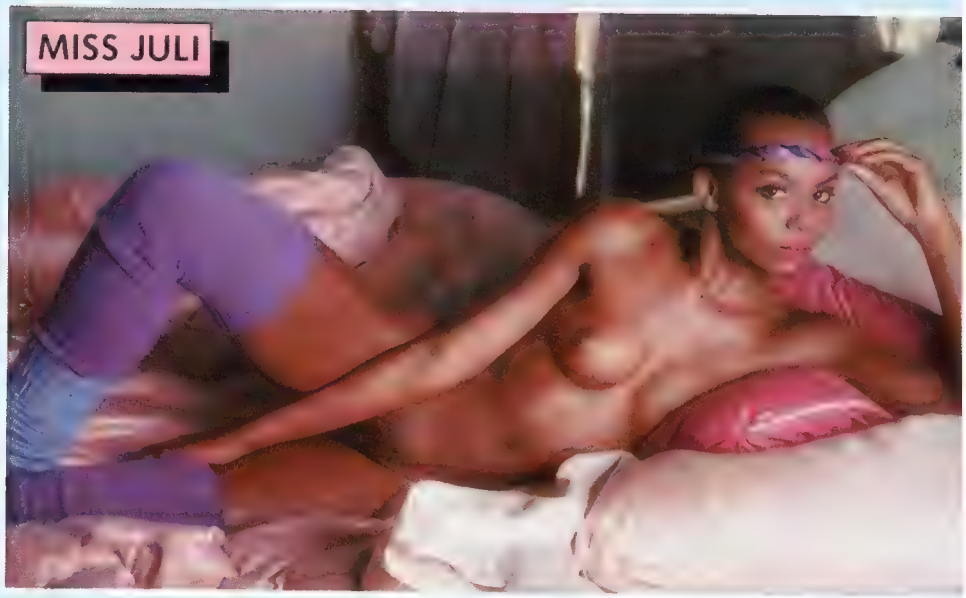
Für die 20jährige Studentin Cristina Keller ist der größte Wunsch ihres Lebens in Erfüllung gegangen – der Mann fürs Leben. Den hat sie gefunden und schnurstracks geheiratet. Er ist intelligent, blond, sportlich und 24 Stunden am Tag für sie da. Sie natürlich auch für ihn: als Hausfrau in Rio de Janeiro

MISS JUNI

MISS MAI

AUSSTEIGERIN

Schnell noch mal ganz genau hinschauen! Denn von unserer Miß März werden wir bald Abschied nehmen müssen. Martina Patzal ist fest entschlossen, noch in diesem Jahr Österreich zu verlassen und auszuwandern. Die kesse Wienerin will versuchen, in Australien ihr Glück zu machen. Bis sie endgültig die Koffer packt, arbeitet sie noch fleißig als Einzelhandelskaufmann. Bleib doch noch ein Weilchen, Martina!



COVERGIRL

In Malibu-Beach kann man herrlich faulenzen, aber nicht als Fotomodell arbeiten. Weil Anne-Marie Fox, unsere Playmate des Monats Juli, ausgerechnet diesen Beruf ausüben will, hat es sie nach New York verschlagen. Dort posierte sie unter anderem für eine Schallplattenhülle. Und weil sie schon mal in der Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten lebt, besucht sie nebenbei auch gleich noch eine Schauspielschule

FRAU WIRTIN

Über Gabi Schüdel läßt sich wenig Neues sagen. Die 26jährige aus Düsseldorf ist ihrem Beruf als Geschäftsführerin treu geblieben. Für die absehbare Zukunft hat unsere Miß Januar allerdings schon ganz konkrete Pläne. Weil sie privat ein selbständiges Mädchen ist, will sie's jetzt beruflich auch werden und ein eigenes Lokal gründen. Viel Spaß dabei, und vor allem: Viel Glück

MISS APRIL

MISS DEZEMBER

ALLES EASY

Mit Jobs hält sich unsere Playmate des Monats April recht gut über Wasser. Ansonsten nimmt die 21jährige Marcia Berger aus Lahnstein das Leben leicht. Irgendwann einmal will sie Fotomodell werden. Aber besonders eilig hat sie's damit nicht. Recht so, Marcia, du bist ja noch so jung

EHRGEIZ

Daniela Rückert hat ein großes Nachholbedürfnis. Momentan holt die 20jährige Arzthelferin aus Nürnberg erst einmal ihr Abitur nach. Ziel: Unsere Miß Februar will Jura studieren. Ganz nebenbei macht Daniela auch noch ihren Führerschein. Wir drücken ihr kräftig die Daumen

SUPERDIÄT

Die vielen Fototermine waren in einer Hinsicht nicht gut für unsere Dezember-Playmate: Patricia Farinelli nahm fünf Pfund ab. Jetzt ißt sie wieder daheim bei Mama und ihren Geschwistern und kann ihre Spaghetti-Diät fortsetzen

MISS FEBRUAR

PLAYBOYS AUT

DAS PORSCHE 911SC CABRIOLET - EIN AUTO FÜR MÄNNER, DIE WISSEN WOLLEN, WI

SO BESEHEN, bin ich der Falsche. Ich meine, ich will nicht wissen, wie der Fahrtwind bei Tempo 235 schmeckt, weil ich ab 150 Stundenkilometern ein Gefühl habe, als würde mir die Kopfhaut abgezogen. Für mich ist offenes Fahren nur bis Tempo 100 spaßig, aber natürlich weiß ich, daß eine Menge Leute ganz anders darüber denken, daß sie die Geschwindigkeit dann sozusagen riechen können

und daß innenbelüftete Bronchien als sehr fortschrittlich gelten.
Andererseits bin ich der Richtige, weil ich das Cabrio für noch schöner halte als den normalen Neunelfer-Porsche, vor allem auch in geschlossenem Zustand. Und was Porsche im allgemeinen betrifft, bin ich sowieso unheilbar.
Als Kind wollte ich einen Porsche, und als ich die Schule verließ und beim Bischof von Regensburg zu

TO DES JAHRES

DER FAHRTWIND BEI TEMPO 235 SCHMECKT · FAHRBERICHT VON WALTER RÖHRL

Porsche-Fahrer seit ewig: Walter Röhrl

Zentrale Anzeige für ungehemmten Lustgewi

arbeiten begann, hatte sich nichts daran geändert. Ich war 16, und wenn ich im Monat 387 Mark verdiente, legte ich 380 aufs Sparbuch. Ich habe bei meiner Mutter gewohnt und praktisch nichts fürs Leben gebraucht. Disco oder Kino waren nicht drin, denn jede ausgegebene Mark würde meine Wartezeit auf den Porsche verlängern. Mit 20 Jahren und vier Monaten war ich Besitzer eines 356, und seither habe ich immer Porsches gehabt, Carrera 3,0, turbo 3,3 und jetzt gewollt den zweiten 911 SC. Von meinem Wesen her bin ich für diese Autos gar nicht geeignet, ich bin viel zu spießbürgerlich dafür. In den 15 Porsche-Jahren bin ich höchstens dreimal vom Regen überrascht worden – ich würde einen Porsche nie bei Regen ausrücken lassen. Desgleichen, wenn viele Mücken in der Luft sind: Jede einzelne Mücke tut mir weh, weil ich weiß, daß sie dem Lack schaden kann. Und auf der Autobahn bin ich noch nie länger als eine Minute Vollgas gefahren, obwohl mir selbstverständlich klar ist, wie gut der Motor das eigentlich verträgt. Porsche ist für mich immer was zum

Vertraut: unveränderte 911-Front

FOTOS: WERNER DEISENROTH

rehzahlmesser

Wer sagt da, Porsche-Fahrer würden nie zurückschauen?

Liebhaben geblieben, und respektvolles Benehmen einem solchen Auto gegenüber ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. Liebe kann auch bescheiden sein, und so erfreut mich schon der Anblick in der Garage – da steht er, makellos sauber, mit einem Motor, an dem jede einzelne Schraube glänzt. Zum normalen Fahren gibt es andere Geräte, derzeit einen Mercedes 280 TE, einen Ascona SR Injection, eine Bimota mit Tausender-Suzuki-Motor und fürs Gelände eine Fantic-240-Trial-Maschine. Natürlich ist es da wirtschaftlich ein Witz, den Porsche zu behalten, noch dazu für einen so geizigen Menschen wie mich. Manchmal schießt mir ein: Eigentlich sollte ich ihn verkaufen. Ich würde es aber nicht lange aushalten. Eine Garage ohne Porsche ist ein ödes, unfreundliches Loch.

Soviel also vorweg, damit Sie nicht einen sachlichen, neutralen Fahrbericht erwarten. Ich war noch keine Minute neutral, wenn es um Porsche ging.

Um aus einem Coupé ein Cabrio zu machen, braucht es mehr, als das Ding oben abzusäbeln, weil ein Dach ja wesentlich zur Steifigkeit und damit zum Fahrverhalten und zur Sicherheit eines Wagens beiträgt. Die notwendigen Versteifungen an der Bodengruppe hat Porsche schon beim Targa-Modell durchführen müssen, weil der Bügel nur für den Fall eines Überschlags nützlich ist, ansonsten aber keine grundsätzliche Aufgabe hat.

Daher konnte man jetzt die Targa-Karosse unverändert übernehmen und mußte bloß ein Verdeck bauen, das um Himmels willen kein Fetzendach werden sollte, sondern eine vollwertige Lösung. Das ist gut gelungen, das Verdeck ist hundertprozentig dicht, isoliert perfekt und ist nicht das kleinste bißchen zugig. Der einzige Nachteil gegenüber dem Coupé ist die Kunststoff-Heckscheibe, die nicht beheizbar ist, aber wen das wirklich stört, der kann sich für den Winter eine „echte", natürlich beheizbare Scheibe einsetzen lassen.

Bevor man noch die erste Ritze des 64 500-Mark-Autos aufmacht, hat das Cabrio schon einen anderen Charakter als der normale SC. Das Dach verläuft in einer vorerst flacheren Linie, dafür ist dann der Buckel kräftiger. Dadurch wirkt der Wagen gedrungener, und das erinnert den wahren Fan natürlich an die alten Speedster-Zeiten und an das vorletzte echte Porsche-Cabrio, auf 356-C-Basis, das bis April 1965 gebaut worden ist. Damit man nicht versehentlich eine falsche Farbe erwischt, gibt es das Cabrio nur in Weiß oder Rot, was ich für völlig richtig halte: Alle meine Porsche waren weiß oder rot. Ich entscheide mich jetzt endgültig für Weiß, weil ich Rot für noch heikler halte, was winzigste Spuren am Lack betrifft, etwa beim Aufschlag einer Kampfmücke und nachfolgender Säuberung.

Alles, was mit Öffnen und Schließen des Verdecks zusammenhängt, ist deppensicher und sehr simpel, trotzdem arbeitet Porsche an einer vollautomatischen Variante für den amerikanischen Markt. Man wird es „Hollywood-Dach" nennen, wie sonst? Ich weiß nicht, ob die Amerikaner wirklich sooo faul sind, jedenfalls dauert es nicht einmal eine Minute, den Zipp des Heckfensters zu öffnen, vier Haken am Frontscheibenrahmen zu entriegeln und das Verdeck nach hinten zu klappen, wo es völlig verschwindet.

Offen sieht das Auto unheimlich gut aus, kein Vergleich zum Targa. Rotes Leder zu weißem Auto ist der Gipfel.

Das offene Fahren ist in den letzten Jahren wieder zu einer Art Weltanschauung geworden, und irgendwie verstehe ich das. Ich kenne einen Journalisten, der behauptet, Cabrios würden bessere Menschen aus uns machen. Er sagt, der Käfig-Effekt eines rundum verlöteten Autos sei schuld an den Aggressionen der Autofahrer, man fühle sich als anonyme Sardine, die völlig ungehemmt die Nachbar-Sardine beschimpfe, obwohl sie außerhalb der Dose das friedlichste Tier sei. Aus einem Cabrio zu schimpfen oder den Vogel zu zeigen, ist nicht mehr anonym, sondern sehr persönlich und hat eine höhere Hemmschwelle.

Kein echter Cabrio-Fahrer ist so zimperlich wie ich. Viele haben Spaß auch an stundenlangen schnellen Autobahnfahrten – schön für sie. Es scheint immer mehr Leute dieses Schlags zu geben. Mir persönlich gefällt beschauliches Cabrio-Bummeln, bloß fällt halt viel von dem Genuß weg, den ein Neunelfer-Porsche für mich noch allemal bereithält. Beim Motor gibt es ja keinen Unterschied zwischen Coupé und Cabrio, und ich liebe diesen Sechszylinder-Boxer. Aus der ganz speziellen und seltenen Konstruktionsart ergibt sich ein unverwechselbarer Charakter, der gerade in der Turbo-Zeit zusätzlichen Reiz gewinnt. Diese Art von Kraftentfaltung gibt es sonst nirgendwo.

Ich meine, es geht hier nicht um die Zahl der PS – 204, das ist ja ganz ordentlich –, sondern um ihre Manieren. Der Motor hängt wunderbar am Gaspedal und entwickelt seine Kraft ganz weich, aber mit unheimlichem Schub, der nirgendwo einen Sprung kriegt, der nie abreißt bis hinauf zur Drehzahlgrenze. Bei anderen Motoren spürt man entweder Anstrengung oder aber pure Kraft, nie ist der Schub so unveränderlich gepflegt und trotzdem unwiderstehlich. Für mich ist diese Maschine das zentrale Vergnügen des Porsche-Fahrens, drum sehe ich die Art des Daches als zweitrangig an.

Wie gesagt, beim Offenfahren würde ich den Motor nie ausnützen, andererseits ist es schön, ihn noch besser zu hören, man ist einfach näher dran an dem Kerl, der so talentiert Musik macht. Das hat nichts mit schierer Lautstärke zu tun, der Genuß ergibt sich aus der Kernigkeit und aus der Stimmlage. Der Spruch des Porsche-Boxermotors ist für jeden Fan unentbehrlich.

Der Motor hat noch eine wunderbare Tugend, die ich seit Jahren an meinen Autos schätze: Sparsamkeit. Mein Geiz schlägt an der Tankstelle voll durch, drum kann ich mich an einem Schnitt von sagen wir zwölf Litern begeistern. Schon 100 Kilometer vor dem Tanken fange ich an, mich drauf zu freuen und den Verbrauch zu schätzen. Nach dem Zahlen fahre ich an der Tankstelle bloß von der Zapfsäule weg, hole meine Rechenscheibe heraus und bestimme den Verbrauch bis auf die zweite Dezimalstelle genau. Und wenn sich dann ein Schnitt von 11,28 rausstellt, obwohl ich ziemlich lang 180 gefahren bin, freue ich mich wie ein kleines Kind.

Dazu muß man sagen, daß ich überhaupt sehr sparsam fahre. Mir haben seinerzeit im 3,3-Liter-Turbo, in dem kaum jemand unter 20 Liter gekommen ist, 16 oder 17 Liter genügt. Ich gehe sehr weich mit dem Gaspedal um und fahre vorausschauend, gehe daher auch früh vom Gas. Jedenfalls komme ich im Jahresschnitt unter 12 Liter je 100 Kilometer, allerdings ist da überhaupt kein Stadtverkehr dabei, weil mir ein Porsche für die Stadt viel zu schade ist. Mir tut schon das Kopfsteinpflaster vor meinem Haus weh, obwohl der Neunelfer ohnedies nicht das kleinste Scheppern zuläßt und nur das Grizzly-Brummen der Pirelli P7 zu hören ist.

Der Innenraum des Cabrios ist praktisch unverändert gegenüber dem Coupé; die Kinder, die hinten sitzen können, werden allerdings immer kleiner. Ich selbst bringe meine 196 Zentimeter ganz gut im Fahrersitz unter.

Man kann sich heute kaum vorstellen, daß Porsche vor ein paar Jahren schon drauf und dran war, die 911-Baureihe einzustellen. Dieser Typ war – und ist – der Mittelpunkt des Porsche-Fahrens, da hilft kein 924, kein 944 und schon gar kein 928. Drum finde ich es toll, daß das alte Heckmotor-Konzept (dem man die Mucken im Fahrverhalten schon längst ausgetrieben hat) mit diesem Cabrio noch einmal belebt wird. Es wird eine ganz neue Generation von Liebhabern heranziehen. Liebhaber von Frischluft und überhaupt.

Pat Mallett

APROPOS POPO

Der Maler schaut auf die Tönung der Haut, auf das Wechselspiel von Licht und Schatten. Der Bildhauer bewundert die perfekte Form, den sanften Schwung und die Gleichmäßigkeit. Der Dichter überlegt, wie er seine Faszination in Worte kleiden kann. PLAYBOY-*Fotograf Frank Rheinboldt nahm die Kamera und sah es einfach po-sitiv*

ALLES ANSICHTS SACHE

Dem Mathematiker fällt als erstes die absolute Symmetrie auf. Der Architekt stellt sofort Berechnungen über die Statik an. Der Computer-Spezialist entwirft auf der Stelle ein neues Programm. Wir Nichtfachleute werden einfach neugierig. Und freuen uns darüber, daß die allerschönsten Dinge im Leben reine Ansichtssache sind

GNADE FÜR DEN FREUDENSPENDER

EROTISCHE LEGENDE

Aus dem deutschen Mittelalter

Vor vielen hundert Jahren saß ein Jüngling bei einem Mädchen und begann mit den üblichen Schmeicheleien. Er flehte sie an, ihm ihre Liebe zu schenken, doch sie wies ihn standhaft zurück.

All seine schönen Worte waren in den Wind gesprochen, und am Ende sagte sie sogar: „Bester Freund, ich bitte Euch, mich nicht länger zu belästigen! Ich finde Euer Verhalten empörend!"

Nun geschah es, daß der Vater des Mädchens mit seinen Ochsen in den Wald fuhr und die Mutter zum Markt ging. Sobald der Jüngling merkte, daß die Luft rein war, rannte er zum Haus seiner Angebeteten. Vor ihrem Fenster flehte er: „Geliebte, laß mich ein zu dir!"

Sie erwiderte: „Aber nur unter einer Bedingung: Du darfst nicht wieder anfangen, mir plumpe Anträge zu machen!"

Er versprach hastig: „Aber sicher, Geliebte! Denk doch daran, wie sehr ich dich achte und verehre!"

So ließ sie ihn ins Haus. Aber er war ein durchtriebener Bursche, und als er endlich vor ihr in der Kammer stand, begann das, was er unter dem Hosenlatz trug, ungestüm zum Leben zu erwachen und steil in die Höhe zu stoßen.

Die Jungfrau fragte verwundert, was das sei, und er erklärte: „Ei, es ist halt mein Zwetzler. Er ist mir sehr wertvoll und wichtig, das kann ich dir versichern. Wenn er einen Menschen streichelt, verschafft er ihm ein Leben voller Glück und Freude. Wenn du willst, daß er dich streichelt, so soll mir die Mühe nicht zuviel sein."

So schwatzte der Bursche auf die ahnungslose Jungfrau ein, bis er es fertigbrachte, daß sie sich vom Zwetzler streicheln ließ und erschauernd spürte, was es damit auf sich hatte. Es schien ihr, als hätte sich ihr ganzer Körper in Wonne aufgelöst.

Sie seufzte beglückt: „Nur weiter, Herr Zwetzler! Ihr seid wahrhaft einzigartig. Lieber Freund, hätte ich vorher gewußt, was in dir steckt, hätte ich dich viel früher eingelassen. Ach, was bist du doch für ein Held! Fortan werde ich nur noch einen Wunsch haben: dich und deinen Zwetzler! Vergiß ihn ja nicht, wenn du wiederkommst, denn ich brauche dringend eine Zugabe!"

Die zwei ließen sich die Zeit nicht lang werden. Sie fiedelten auf allerlei Instrumenten und fanden dabei kein Ende.

Plötzlich kam die Mutter vom Markt zurück und überraschte die beiden. Na, ihr könnt euch denken, was das für ein Aufstand war! Sie nahm sich ihr Töchterlein vor und prügelte sie grün und blau.

Und erst der Vater! Als er aus dem Wald kam, war er wie erschlagen. Das hatte er nie von seinem Kinde erwartet! Er spürte eine Mordswut im Leib und rannte zu all seinen Verwandten, um den Familienrat einzuberufen und das fürchterliche Verbrechen zu schildern. Die Sache kam vor die Dorfvorsteher, die daraufhin den Beschluß faßten, den Burschen zu ergreifen und vor Gericht zu bringen.

So geschah es denn auch: Man führte den Burschen in Fesseln herbei, um ihn hochnotpeinlich anzuklagen.

Am Morgen des Gerichtstages erschien der ergrimmte Vater samt Schwiegern und Schwägern beim Richter, und alle schrien auf ihn ein, der Bursche hätte dem Mädchen heimtückisch die Jungfernehre geraubt. Nachdem der Richter und alle Beisitzer Platz genommen hatten, führte man den Jüngling und das Mädchen in den Saal. Der Richter forderte das Mädchen freundlich auf: „Erheb denn also deine Klage, liebe Jungfer!"

Sie aber sprach: „Ich leiste jeden Eid, daß mir der Bursche kein Leid zugefügt hat. Er gab mir nur seinen Zwetzler, und der tat mir mehr wohl als weh. Er hat mir nichts als Freude geschenkt. Warum sollte ich also Klage gegen ihn erheben?"

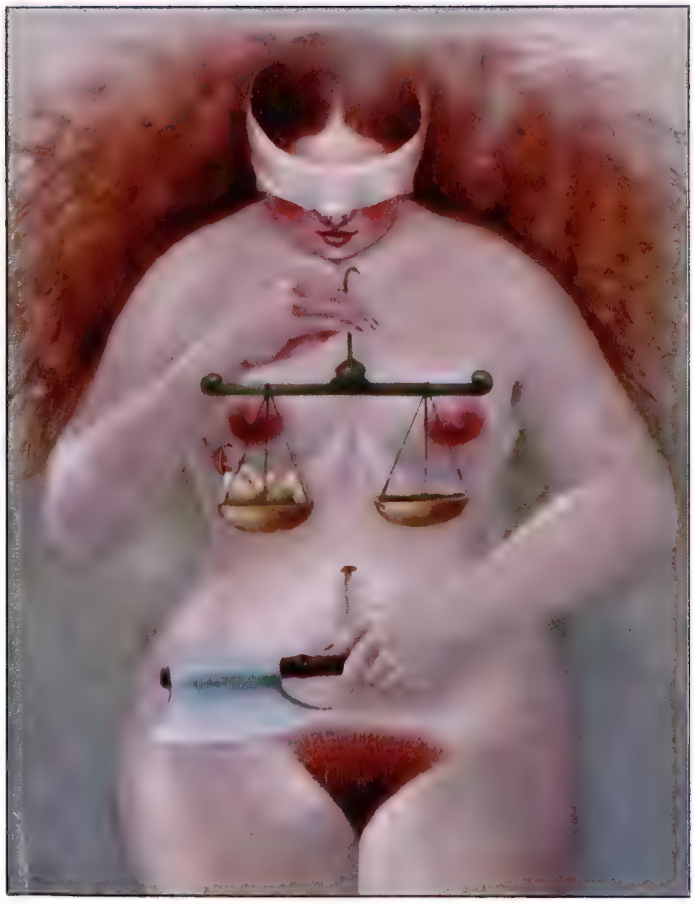


ILLUSTRATION: GERTRAUD FUNKE

Der Richter schüttelte den Kopf und fragte, was das für ein Ding sei, dieser Zwetzler. Sie aber erwiderte hilflos: „Ich kann's nicht recht beschreiben. Er war so ähnlich wie ein Gänsehals."

Jetzt ging dem Richter ein Licht auf, und er begriff, was es mit dem Zwetzler auf sich hatte. Er fragte die Beisitzer, welches Urteil sie zu fällen wünschten und nachdem jeder seine Meinung gesagt hatte, wurde der Richtspruch verkündet: Die (ehemalige) Jungfer solle selber bestrafen, was sie um ihre Ehre gebracht hatte.

Dann trug man einen Richtblock herbei, auf dem das Mädchen den Zwetzler abhacken sollte. Dem Mädchen wurde ein großes Hackmesser in die Hand gedrückt und der Zwetzler auf den Richtblock gezwungen. Als das Mädchen den Zwetzler jedoch berührte, federte er ihr entgegen.

Da warf das gute Kind das Hackmesser weit von sich und jubelte: „Erkennst du mich wieder, lieber Freund? Habt ihr alle gesehen, wie er sich willig und ohne Widerrede vor mir erhoben hat? Ebenso unfehlbar bring' ich ihn auch zum Niederlegen. Es gibt keinen Zweifel, er ist mein guter Freund!"

Und zum Richter sagte sie: „Herr Richter, hat Euch mein Freund hier etwas versprochen, was er nicht gehalten hat, dann stellt Eure Forderung. Ich jedenfalls lasse ihn am Leben. Da ich aufgerufen bin zu richten, hat er heute und in Zukunft nichts zu befürchten." Dann wandte sie sich wieder an den Zwetzler: „Hör die gute Kunde, du sollst unbehelligt weiterleben. Müßte ich selbst einst außer Landes gehen, ich wüßte mir keinen besseren Weggefährten. Du hast gut an mir gehandelt, also kannst du meiner steten Dankbarkeit sicher sein."

Seine unbezweifelbare Güte und seine mannhafte Haltung bewirkten, daß der Zwetzler ungeschoren blieb. Und überall dort, wo man nach vernünftigem Recht und Gesetz richtet, dürften er und seinesgleichen ungeschoren bleiben.

Nacherzählt von Hans Bär

DIE PISTE DES TEUFELS

(Fortsetzung von Seite 60)

sanftmütiger Mensch ist. Wer den Wagen unten verglühen läßt, trägt 70 000 Mark in die Rechnung ein und hofft auf ein paar Kröten von der Versicherung. Bei diesen Zahlen reden wir immer noch von puren Amateuren, masochistischen Liebhabern, allerdings ordentlich ausgerüstet. Werkteams, die gewinnen wollen, kommen auf ein Vielfaches, allein wegen der sündteuren Spezialentwicklungen und wegen der Servicefahrzeuge, die allerdings nicht irgendwo warten und sich selbständig organisieren dürfen, sondern das ganze Rennen innerhalb der Wertung mitfahren müssen, sie sind immer hinter ihren Stars. Hilfe von außen, also von Nicht-Teilnehmern, bedeutet Disqualifikation, das ist der große Unterschied zu klassischen Marathon-Rallyes.

Mittelpunkt jedes Nachtlagers ist ein riesiger Versorgungswagen der Rallye. Während der ganzen Nacht, so lang eben jemand kommt, wird warmes Essen ausgegeben. Je mieser das Zeug wird, desto näher bist du am Ziel. Heute haben wir fabelhaftes Kuskus, es ist das erste Wüsten-Diner.

Die Wissenden, die Echten, haben zerbeulte Blechnäpfe, ich beneide sie sehr. Mit meinem Plastikschüsselchen stehe ich dort wie der letzte Idiot, wahrscheinlich verdächtigt man mich, daß ich daheim vom Teller esse. Noch dazu hat Reinhard, der bei unserer Ausrüstung für alles Wichtige, daher auch für den Bereich „Haushalt" zuständig war, ORIGINAL BUNDESWEHRBESTECK beschafft, das vierteilige Kompaktset, wo du das Messerchen verkehrt gegen das Gäbelchen drücken mußt, damit hinten herum der Löffel sich mit dem Dosenöffner vermählen kann. Er sagt, das sei praktisch, und die tiefe und immerwährende Neutralität eines Österreichers ist ihm Wurscht.

Unser Zelt ist sehr klein. Es ist eher ein Zelt für einen ziemlich großen Hund, und es wäre praktisch, würden Reinhard und ich einander sehr liebhaben. Ich meine, WIR MÖGEN EINANDER, aber für dieses Zelt ist das fast zuwenig. Trotzdem könnten die Schlafsäcke ruhig wärmer sein. Man ist nicht das erste Mal in der Sahara, außerdem lernt jedes Kind, daß Wüstennächte kalt sind, aber WIE KALT es im Januar im algerischen Sand wirklich ist, kapierst du erst, wenn du drinliegst. Wir hatten am Auto ein kleines Thermometer, ärgstes Resultat waren minus acht Grad am Fuß des Hoggar.

Aber es ist lächerlich, als Zelt- und Schlafsack-Weichling darüber zu klagen, solang die armen Schweine von Motorradfahrern am nackten Boden liegen, bloß in ihrem Lederzeug, das sie genauso am Tag bei plus 35 am Leib haben. Sie falten sich zusammen, kauern eng beieinander, vielleicht im Windschatten eines Lkw, der noch ein bißchen abstrahlt wie ein gutmütiger Kamin, und die Stiefelsohlen sind ganz nah am Motorrad. Ab etwa drei Uhr ist die Kälte liegend fast nicht mehr auszuhalten, die Kerle staksen herum wie neuseeländische Hammel, direkt aus der 3-Sterne-Truhe, und massieren ihre Keulen und Schlegel.

Natürlich gibt es auch Motorradfahrer, die sehr wohl einen Schlafsack mitführen, er kostet aber Platz, Gewicht, Wendigkeit. Die Profis, die für BMW, Honda und Yamaha orgeln, sind klarerweise am besten versorgt: Sie starten jeden Morgen mit Netto-Renngewicht, haben bloß einen Liter Wasser, zwei Alufolien und fünf Notraketen dabei, und warten am Abend zwischen drei und fünf Stunden, bis ihre Servicewagen nachkommen, mit allem, was stark und warm macht.

Sie haben völlig andere Bedingungen als die Amateur-Masochisten, aber irgendwie hat das seine Ordnung: Sie fahren ja auch ganz anders. Es hat wenig miteinander zu tun, wie ein Auriol oder Mingels oder Neveu durchs Gelände sticht und wie ein braver, sehr flotter Tourenfahrer DABEISEIN, DURCHKOMMEN will mit seinen viel zu bescheidenen Kräften und Mitteln. Dakar, das ist der Mond, und nur die wenigsten sind Astronauten.

Hauptpisten werden selten verwendet. Die Wege von Paris–Dakar sind so jämmerlich, so erbärmlich und niederträchtig, daß die schwächeren der Bike Riders ab dem ersten Kilometer Wüstenpiste ums Überleben strampeln.

Versandete Passagen führen zwar nur zu harmlosen Stürzen, an denen sich keiner den Tod holt, aber sie saugen das Mark aus den Knochen. Der Kerl wird langsamer und langsamer, die Maschine singt noch ein bißchen, das Hinterrad schmiert weg, pustet eine Fontäne hoch wie ein harpunierter Killerwal, dann ist diese unendlich peinliche Stille.

Wenn wir danebenstehen, um zu fotografieren, sagen wir: Du schaffst es bestimmt, du bist ein toller Kerl. Er verharrt in biblischen Bildern des Scheiterns, keine Rede vom Erkennen des verlorenen Endspiels, sondern noch ein letzter Strampler im tiefen Sand, nein, es war der vorletzte, einmal geht's noch, der Mann hat seinen letzten Schluck Wasser genommen, und dann hockt er oben und hackt dem müden Klotz die Stiefel in die Flanken, als müßte er bloß die nächste Kurve schaffen und dort wäre das Paradies mit einem glatten Highway und der Tafel DAKAR 125 KM. Statt dessen kommen noch 700 Sandlöcher und 5000 Kilometer.

Wir haben das oft erlebt, nicht zehn- oder zwanzig-, sondern hundertmal, und wir bekamen ein Gefühl für die gewissen Passagen, an denen wir bloß konzentriert und zügig fahren mußten, ohne Drama, und dabei dachten: die armen Schweine.

•

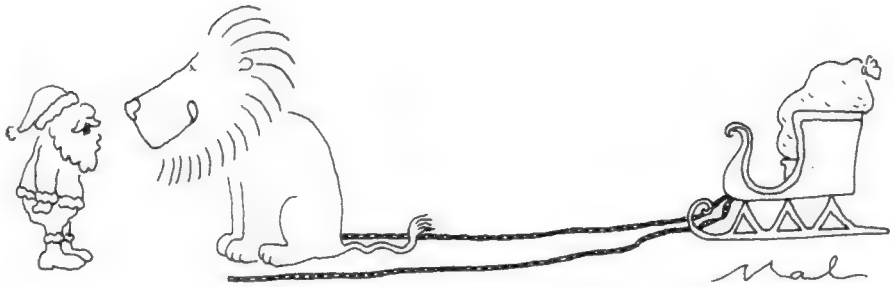
Tagesablauf: Aufstehen etwa um sechs, Frühstück am Versorgungswagen, ab sieben hältst du die spröden Knochen der dünnen Sonne entgegen. Körperpflege ist, dem Nachbarn nicht auf die Fersen zu kacken. Als Stadtmensch hast du die ersten Tage ohnehin Verstopfung oder gehst lächerlich weit bis zu irgendeiner Furche in der Ebene. Routiniers lehnen sich mit dem Rücken an die hintere Stoßstange des Autos und scheißen ganz locker.

Ab acht Uhr starten jeweils zwei Motorräder alle 30 Sekunden, danach die Autos, jede Minute eins. Somit hat jeder seine Startzeit, am Abend wird abgerechnet, und von Tag zu Tag wird addiert, ein sauberes System, keine Schnörkel, keine Haltungsnoten. Die Etappen sind für den Schnellsten jeweils etwa acht bis zehn Stunden lang, das sind gut 16 Stunden für die Langsameren, und das 20 Tage hintereinander. Die Lkws kommen selten vor Mitternacht ins Camp, und dann fangen die Jungs noch zu schrauben an. Wenn sich einer verirrt hat oder zwischendurch am Basteln war, kommt er vielleicht gerade rechtzeitig zum neuen Start.

Der Veranstalter hat akzeptiert, daß wir uns außerhalb der Wertung stellen, um die anderen beobachten zu können, mal die Spitzenreiter, mal die Nachzügler. An der Strecke und am Tempo und an den 10 000 Kilometern ändert sich dadurch nichts, wir fahren bloß morgens manchmal früher, manchmal später weg. Am neunten Tag früher.

Wir sind gewarnt: Es sei unendlich leicht, sich heute zu verirren und dann völlig ungestört zu verschimmeln bis zum Jüngsten Tag. Aus der Gegend von Tamanrasset sollen wir in einem 600-Kilometer-Marsch die Garnison Timéiaouine an der Algerien-Mali-Grenze erreichen. Einzige Navigationshilfe ist, wie immer, das *Road Book,* eine Aneinanderreihung von Symbolen und Kommentaren und Angaben von Kompaßkursen, oft sehr schlampig, und auf die Distanzen ist sowieso kein Verlaß, weil die Räder im Sand je nach Fahrweise unterschiedlich durchdrehen und damit die Tachowelle betrügen.

Nach zwei Stunden eine Oase, besser gesagt ein staubiges Nest: Silet. Die letzte Hütte, der letzte Mensch, der letzte Schatten für 500 Kilometer. Der Boden ist hart, es gibt keine Piste mehr. Das *Road Book* gewinnt hohen sittlichen Ernst in seiner Sprache, in seinen Zeichnungen, du spürst, daß die Verfasser gesagt haben,



„Zum letztenmal, Leo. Wo sind die acht kleinen Rentiere?"

ujujuj, du lieber Spitz, wie bringen wir die Hammel auf das richtige Hochplateau? Sinngemäß meint das *Road Book* folgendes: Wenn du Silet siehst, zielst du auf die rechte Seite des Dorfes. Bevor du die äußeren Hütten erreichst, gehst du auf Kurs 280, kommst in weiches Gelände, lavierst dich durch zwei Dünen durch, am Kamm siehst du auf südlichem Kurs drei schwarze Berge, du wirst sie aus den Augen verlieren, später mußt du zwischen erstem und zweitem Berg durch, aber du bleibst vorerst auf westlichem Kurs.

Wenn du das liest, kriegst du ganz straffe Arschbacken.

Zum Glück holen uns jetzt die schnellsten Autos ein. Jacky Ickx als erster. Er hat einen Mercedes 280 GE, im Grund also unser Auto, aber mit extremen Leichtbauteilen und stark aufgemascherlter Maschine, und er fährt wie die Sau. Der Kerl wird doch wissen, was er tut, also ihm nach. Weicheres Gelände, Sand, da tauchen oben Staubfahnen auf. Zwei oder drei Sprintautos sind auf viel steilerem Kurs, und natürlich kannst du die Frage nicht beantworten: Wo geigen die Astronauten und wo wichsen die Dolme? Wir klettern, sandeln zwischendurch runter, sehen die schwarzen Berge, sehen sie nimmer.

Das *Road Book* wird ziemlich autoritär, und das häßliche Wort *impératif* taucht auf: Wenn du keinen flachen Winkel für den Anstieg zu den schwarzen Bergen findest, mußt du's noch einmal versuchen, das ist zwingend, *impératif*, und die drei Rufzeichen dahinter heißen: Sonst holt dich der Teufel. Wir sind auf leidlich tragfähigem Sand, helles Ocker in hübschen Wellen, und daraus steigen ansatzlos die schwarzen Berge raus, ganz einfach schwarz, zwar rundlich im Gesamtbild, aber zerklüftet an den Rändern, lauter zerfetzte Ohrwascheln. Es sind Berge fürs Kino. Sie wirklich zu sehen, noch dazu den Befehl zu kriegen, sich ihnen zu nähern, bewegt mich, rührt mich. So was träumt man höchstens und ist nachher ganz verschwitzt. Wir fahren zügig, aber *feierlich*. Reinhard hat dort nur ein einziges Foto geschossen, während der Fahrt, aus dem Fenster, und wir zeigen's nicht her, weil es viel zu flach und hilflos ist, um zu sagen, wie das wirklich ist, wenn teerschwarze Berge ansatzlos aus weichem rollendem Ocker springen.

Wir sehen wieder Staubfahnen, fahren sehr schnell auf gutem Sand, finden eine völlig bizarre, unglaubliche, unbeschreibliche Öffnung zwischen zwei Bergen, vielleicht 30 Meter breit, der Sand ist so fest wie gesunder Firn am Gletscher im April, man kann es nur mit Gletscher-Skifahren vergleichen, wie wir da durchgeschloffen sind zwischen den schwarzen Ungetümen und runtergerodelt sind auf der anderen Seite, in tieferem Sand.

Jetzt Pulverschnee und weitgezogene Schwünge zwischen den Dünen. Angst und Spannung sind von einem närrischen Glücksgefühl abgelöst worden: Wieso ist es gerade uns Würmern vergönnt, so was zu erleben? Das schnelle Tempo steigert die Euphorie, hin und wieder überholt uns ein Sprint-Buggy oder einer von den gestrippten Range Rovers, die können 100 Meter oder auch zwei Kilometer neben unserer Spur kommen, jeder sticht durchs Gelände wie auf einer riesigen unberührten Buckelpiste. Nach einer Stunde, es ist jetzt Mittag, hören die Dünen auf. Wir sind auf einer Ebene. Der Boden ist völlig flach und hart wie auf einem Salzsee. Das *Road Book* sagt nur: Kurs 210, das ist sozusagen die Grundzahl der Rallye, das Symbol für den geraden Weg, der 20 Tage lang heißt: Südsüdwest. 210 ist die Direttissima nach Dakar, und es ist ein schönes Gefühl, das Endziel im Visier zu haben, als ob da nicht noch 5000 Kilometer Umweg wären.

Wir überholen schwächere Motorräder. Meist haben sie sich zu kleinen Pulks zusammengefunden. Ein Mädel ist dabei, hinterm Sturzhelm fliegt der Zopf im Fahrtwind. Wir fotografieren.

Das *Road Book* bekommt einen ernsteren Tonfall, wir sollen die Dünen im Osten beachten und eine ganz spezielle herausfinden. Sie heißt „Die besonders schöne große Düne". An ihrem Ende sollen wir auf Kurs 240 an den Rand der Ebene fahren und in eine Buckellandschaft eintauchen. Es gibt etliche Spuren, aber keine, die man wirklich liebhaben kann. Das *Road Book* sagt sinngemäß: Sorry, Kollegen, jetzt müßt ihr achtgeben. Laßt euch ja nicht zu weit nach Westen treiben, obwohl dorthin eine Menge Spuren führen, sie stammen von Militärkonvois in Richtung Bordj Moktar. Ihr müßt die Hügel auf Kurs 190 bis 205 überqueren und dann eine Piste finden.

Da werden die Backen wieder straff.

Die Vorstellung, hier als Motorradfahrer allein zu sein, mit einem Liter Wasser, 20 bis 30 Liter Sprit, einer Energieration für zwei Tage, zwei Alufolien, einem Blinkspiegel und fünf Notraketen, diese Vorstellung ist für mich jenseits. So sehr ich natürlich kapiere, daß manche von ihnen einfach wahnsinnig sind und ihr Leben aufs Spiel setzen und damit einer unintelligenten Russisch-Roulette-Mentalität in die Nähe kommen, so sehr verstehe ich auch, daß jemand den dringenden Wunsch haben mag, sich all dem auszusetzen, sich preiszugeben und der kühlen Frage auszuliefern: Schaff' ich's oder schaff' ich's nicht?

Da sprech' ich nur von den Motorrädern; Autos sind ungleich sicherer, vor allem, weil du Wasser mitnehmen kannst. Wir waren hysterisch genug gewesen, 85 Liter einzuladen, dann hatten wir aber nicht eine Sekunde lang das Gefühl, übertrieben zu haben. Wir haben eine Menge davon hergeschenkt.

Es ist etwa vier am Nachmittag, und wir sind auf einer Piste, die sich laut *Road Book* identifizieren läßt, außerdem sehen wir jetzt vorn und hinten Staubfahnen. Der Weg zieht sich noch lange. Wir kommen tief in den stockfinsteren Abend hinein, und alles wird soviel schwieriger, unheimlicher im Finstern. Die Piste ist gemein, hart und steinig, mit tiefen Sutten und Löchern, und es ist leicht, einen Fehler zu machen. Es kommen noch Hügel, die wie Berge sind, erstens wegen der Müdigkeit, zweitens wegen des steilen felsigen Weges. Der Schnitt fällt auf 30 Stundenkilometer. Es ist bei vielen Etappen so, daß am Abend noch der richtige Hammer kommt, da werden die Motorradfahrer zur Sau gemacht. Mit ihren lächerlichen Funzeln taumeln sie hilflos von einem Loch zum anderen. Wann immer wir können, begleiten wir eine Maschine und leuchten ihr den Weg aus, sie kommt dann ungleich schneller vorwärts.

Wir sind um elf in Timéiaouine und stellen uns zum Tanken an. Das dauert gute zwei Stunden, denn es gibt nur eine einzige Pumpe. Timéiaouine besteht aus einer Garnison und ein paar Hütten rundum. Das Rallye-Camp ist außerhalb der Festung. Die Eingeborenen sind reserviert, stehen schweigend im Dunkel, nur

ihre Ziegen sind ein bißchen frech. Wir fassen Essen und verzichten aufs Zelt, es ist hier nicht mehr so kalt wie im Norden.

Noch elf Tage bis Dakar.

•

Dieser seltsame traumtänzerische Sturz aus dem Glück: Daß bis jetzt alles gutgegangen ist, hat nichts zu bedeuten. Die Dinge verschlechtern sich rasch.

Eine Menge Leute gelten als vermißt. Weil der Bubi der britischen Premierministerin dabei ist, wird unser Rennen in alle Zeitungen kommen, natürlich nicht in den Sportteil, sondern in die Blut-und-Tränen-Abteilung. Da passen auch die Toten wunderbar dazu. Ein holländischer Motorradfahrer war der erste, und alle Holländer wollten daraufhin aufgeben, aber seine Witwe hat den üblichen Spruch funken lassen: *Bert hätte gewollt, daß ihr weiterfahrt,* und da haben sie sich natürlich wieder raufgehockt, wer kann einem Toten einen Wunsch abschlagen?

Zu Tode zu stürzen ist auf den jetzt härteren Pisten die einfachste Sache der Welt. Man kann grundsätzlich ein ziemlich ordentliches Tempo fahren, aber wenn du mit dem Motorrad eines dieser Riesenlöcher zu spät siehst, erhebst du dich wie ein Königsadler vom Gouvernal. Autos überschlagen sich jetzt sehr gern, am liebsten in den weicheren Passagen mit den tiefen Sandrillen. Du kannst ja fahren wie die Sau, 110, 120 km/h, die Profis noch viel schneller, aber wenn dann eines dieser hohen, schweren Autos zu schwimmen beginnt, in einer leichten schnellen Kurve nach außen drängt und mit den äußeren Rädern die Rille der Fahrspur raufzuklettern beginnt, dann ist der Bär los.

Wir kriegen die gedrückte Stimmung mit, haben aber im Moment eigene Sorgen. Unser Zusatztank ist leck geworden. Er ist einfach zu groß und hat zu wenig Schwabbelkammern, daher schwappt das Benzin mit zuviel Gewalt hin und her. Über eine Schwachstelle an der Innenwand rinnt Sprit an einer Leitung runter und tropft an der tiefsten Stelle ab, das ist im Cockpit. Eine Reparatur ist unmöglich, wir müssen mit dem Leck leben. Zehn Liter pro Tag könnten wir locker verkraften, fände der Abgang nicht genau zwischen den Sitzen statt. Wir schneiden ein Plastikschüsselchen zurecht, das niedrig genug ist, um unter die Spritleitung zu passen, und leeren es jedesmal aus, sobald das Benzin einen Zentimeter hoch steht.

Beim Ausleeren während des Fahrens wird fast alles verschüttet, also bleiben wir jedesmal stehen, das heißt alle fünf bis zehn Minuten. Es gibt auch eine gute Meldung: Wir sind Nichtraucher.

Wir sind jetzt ziemlich weit hinten im Feld. Das bedeutet, daß alle 30 bis 50 Kilometer irgendein armes Schwein an der Piste steht und uns um irgendwas anbettelt: Werkzeug, Draht, Mit-Anpakken, Wasser. Die Selbstverständlichkeit des Helfens wärmt beide Seiten. Extreme Rennen wie dieses legen verschüttete Qualitäten altmodischer Sportlichkeit frei, Sahara und Sahel verbessern die Moral des Eindringlings. Er müßte jetzt bloß noch kapieren, daß er durch seine Konservendosen und Plastiksäcke einer der vielen Architekten des künftig größten Misthaufens der Erde ist.

Es liegen auch Wracks ohne Fahrer herum, die Leute sind vom Hubschrauber geborgen worden. Ein überschlagener Range Rover, ein völlig zerknautschter Landcruiser. Das Zeug der Passagiere ist über 100 Meter verstreut, ein Samsonite wurde bei der Landung zerfetzt. Es war der Medizinkoffer eines der begleitenden Ärzte, voll mit Ampullen und Medikamenten, ein Vermögen in Mali.

Am nächsten Morgen erfahren wir, daß sich etwa zur gleichen Zeit, ein paar Kilometer hinter uns, ein Tankwagen überschlagen hat, der zur Zwischenversorgung der Motorräder unterwegs war. Das Riesending hat sich genauso aufs Kreuz gelegt wie ein hochbeiniger Geländewagen, das ist auf diesen Pisten möglich. Eine Journalistin, die einmal die anonymen *underdogs* von Paris–Dakar studieren wollte, war auf der Stelle tot. Der Helikopter brachte nach vielen Stunden Ärzte, aber die standen hilflos vor dem Wrack, weil keiner schweres Werkzeug hatte, um das Führerhaus aufzubrechen. Zwei Schwerverletzte, zwischen sich die Tote eingeklemmt, lagen die ganze Nacht kopfüber in den Trümmern.

Wir geraten in dieser Etappe tief in die Finsternis, und versprengte Motorradfahrer rotten sich zu einem kleinen Rudel zusammen, um bei unseren Weit- und Breitstrahlern mitzunaschen. Die Piste ist voller Löcher und Rillen und Brocken, und die Kerle taumeln wie betrunken von einer Demütigung in die andere. Wie soll so einer noch den klaren Verstand zur richtigen Orientierung aufbringen?

Am Ziel der Etappe wird die erste Stadt seit 3000 Kilometern auf uns warten. Ich träume von den Lichtern von Gao. Am Ende rumpeln wir dann in ein schweigendes, pechschwarzes Kaff.

•

Gao, das ist schon pures Schwarzafrika, die Sahara liegt hinter uns. Die Rallye wird von hier eine große Schleife durch Mali und Obervolta fahren, das bedeutet je einen Ruhetag davor und nachher in Gao, weil jeweils der Niger zu überqueren ist, ein monströses Unternehmen für 150 Autos und 100 Motorräder (fast ebenso viele sind unterwegs schon abgebröckelt).

Kampieren ist unmöglich, die Kinder würden keine Ruhe geben, außerdem möchte Gao am unendlichen Reichtum der fahrenden Europäer teilhaftig werden. Ein Schlepper führt uns zu einem Haus. In einem völlig nackten Raum dürfen wir unsere Schlafsäcke ausbreiten, dafür sind 100 Franc pro Person und Nacht zu zahlen, harte Währung, im voraus. Wasser wird extra verrechnet, Licht gibt's keins, Notdurft am Nachbargrundstück unter wohlwollend höflichem Interesse der Bevölkerung.

Das einzige Hotel in Gao ist das „Atlantide", dort ruhen natürlich nur die Capos. Immerhin, es gibt Bier, das manchmal sogar kühl ist. Die Klosetts sind leider vollgeschissen bis zum Rand.

In der Mercedes-Vertretung von Gao ist man sehr nett. Wir dürfen einen kleinen Brunnen benutzen, und es tröpfelt genug Wasser, um jene Körperteile zu waschen, die uns besonders lieb sind, erstmals seit Algier. Reinhard wäscht sich sogar die Füße, was ich als hysterisch empfinde. Er wird doch nicht ausflippen?

Alle reden über die Vermißten. Angeblich wird jeder gesucht, auch der kleinste Wichser, aber ich tue mir schwer, das zu glauben. Daß Stars abgängig sind, Leute, die das Land und alle Tricks kennen, geht den Veranstaltern unter die Haut. Jener Mann, den sie den „großen Bacou" nennen und der mit seiner Yamaha schon ein halbes dutzendmal durch die Sahara geritten ist, gilt als der kritischste Fall. Er ist schon vier Tage draußen, also in Lebensgefahr, denn er ist mit dem Kampfgewicht der Profis aus Tit losgeorgelt, und das heißt: ein Liter Wasser.

Die Spritdepots der Rallye-Helikopter in Südalgerien sind schon leer, es kann jetzt nur noch mit Flächenflugzeugen von Gao aus gesucht werden. Am Flugplatz werden die Piloten instruiert. Freunde des „großen Bacou" sind dabei, erklären seine typischen Verhaltensweisen, was er tun würde, was er nicht tun würde. Nein, er würde niemals das Motorrad verlassen und zu marschieren beginnen. Er würde jede Stunde den Blinkspiegel um den Horizont kreisen lassen. *Und morgen würde er tot sein,* sagt einer der Piloten, *wir sollten losfliegen.*

Bei Gao ist der Niger breit und braun und bemüht sich, nichts naß zu machen. Das Wasser dringt nicht in die Erde, die Ufer sind staubig. Der Fluß taugt hier nur zum Wäschewaschen und zum Betrieb zweier Fährschiffe. Bevor nicht für jedes Fahrzeug, also auch Motorrad, 300 Mark bezahlt sind, wollen uns die Halsabschneider nicht rüberbringen. Einige Jungs verladen ihre Bikes auf Pirogen und lassen sich hinüberrudern, was nachts ein bißchen unheimlich ist. Die Schwarzen sind grimmig entschlossen, das Geschäft des Jahrzehnts zu machen. Würdenträger

in weißen langen Gewändern tauchen auf, kontrollieren den Gang der Erpressung. Nach zehn Stunden werden die ersten Autos verladen – zum geforderten Preis.

Drüben ist die Hölle. Sahel-Land mit den elendesten Pisten dieser Welt. Wer jetzt noch mit dem Motorrad durchkommt, ist wirklich ein harter Hund. Drei Mädels sind noch dabei, ganz klein und zäh und verwachsen mit dem Bike. Wir sind wieder Lumpensammler. Ein Husqvarna-Fahrer hält uns auf, fuchtelt mit seiner leeren Flasche. Er will eigentlich nur reden: Wie er heißt, und daß er aus der Gegend von Lyon ist und daß er das Scheißmotorrad haßt. Wir geben ihm Wasser und drehen ihn um, drehen auch das Bike um, so daß sie jetzt Richtung Gao schauen. *Du mußt zurück, sonst schnappst du über, in dieser Form kommst du nie nach Mopti.* Mopti? fragt er, er hat keine Ahnung, daß er heute nacht in Mopti sein sollte. Er setzt sich auf den Boden und macht einen zufriedenen Eindruck. Wenn er hier bleibt, wird ihn der Schlußwagen finden. Die Husqvarna wird hier verschimmeln.

•

Ein schwer angeschlagener Haufen kommt nach zwei Tagen wieder nach Gao zurück. Am Flughafen stehen noch immer die Militärmaschinen. Zwei Schwerverletzte liegen noch immer im Funkzimmer. Wer eine erhebliche Verletzung vorweisen kann, hat Anspruch auf Rücktransport durch den Veranstalter. Ein gebrochenes Schlüsselbein ist ein Grenzfall ohne Sicherheit, aber mit gebrochenem Kreuz oder Schädel klappt alles ganz gut: zuerst Helikopter, dann Learjet nach Genf. Wenn das zu rotzig klingt, muß verdeutlicht werden: Es geht auch ziemlich rotzig zu. Man WILL helfen, um Himmels willen, das ist keine Frage, aber es gibt zu viele Unfälle und zu viele Dinge, die nicht funktionieren. Schließlich sind auch Ärzte verunglückt, die fehlen jetzt.

Am Abend wird der „große Bacou" mit Gejohle ins „Atlantide" geschleppt. Nicht die Flieger haben ihn gefunden, sondern ein ebenfalls verirrter Rallyewagen. Bacou konnte nicht mehr reden, seine Zunge füllte den ganzen Mund aus. Am nächsten Tag hätte ihn der Teufel geholt. Mark Thatcher mit seinem Peugeot ist noch ausständig, und ein paar arme Hunde mit kleineren Namen sind es auch.

Bei uns geht alles normal. Der Puch läuft wie ein Uhrwerk, das Benzin-Ausschöpfen ist längst Automatik geworden, sie wird uns daheim abgehen. Die befürchtete galaktische Müdigkeit, die wirkliche Erschöpfung findet nicht statt. Die Pisten des Sahel erlauben nicht einmal Monotonie. Der eine fährt, hellwach, und der andere navigiert. Ich bin fasziniert, mit wie wenig Essen ich auskomme. Ein paar Datteln, ein paar Dörrzwetschgen, Haferflocken, ein Stück Vollkornbrot, zwei Liter Wasser mit Salzlösung, das reicht für den Tag.

Auch die Angst, irgendwann den anderen nicht mehr ertragen zu können, zerfließt. Wir kriegen zwar mit, daß bei etlichen Teams Mord und Totschlag herrschen, daß alte Kumpels einander anfallen, aber bei uns geht's gut. Was mich stört: Wir lachen zu wenig. Der Schmäh ist mir schon lang ausgegangen, und ihm, dem Kölner, sowieso. Pragmatisches Schweigen. Nur sachdienliche Angaben.

Das Rennen der Stars findet für uns nur auf abstrakte Weise statt. Wir kriegen bloß mit, daß der Leader am vorletzten Tag gestürzt ist, schwerverletzt nach Paris geflogen wird. Bei den Autos wird ein vierradgetriebener Renault-Prototyp gewinnen. Für mich sind zwei Deutsche die größten: ein 26jähriger Schreiner („Holzwurm in der Wüste") und sein 19jähriger Beifahrer. Sie bringen eine Suzuki-Beiwagenmaschine ins Ziel, das gab's noch nie, das ist auch jenseits jeder Vorstellung. Was war das wichtigste bei dieser Leistung? *Man muß leiden können*, sagt Gregor Haug.

Dakar ist okay. Ich meine, es gibt Asphalt und Meeresstrand und ordentliche Hotels und viel mehr zu essen und zu trinken als irgendeiner möchte. Aber die Stadt und das Ziel, direkt am Meer, können niemals die Klimax dieser 20 Tage sein. Schnell heim, um alles zu konservieren, es nicht zerflattern zu lassen.

Im Flieger bin ich sehr gerührt. Alles ist unendlich sauber, und eine ganz saubere junge Frau fragt mich freundlich, welchen Aperitif ich will.

„Ich hoffe, daß mein Mann Sie nicht langweilt, Fräulein Distler?"

SCHNELLES GLÜCK *(Fortsetzung von Seite 70)*

immer auf den Apparat starrten, um *seinetwillen* bedrückt zu sein schienen.

Laura sagte: „Iß lieber was, Dad. Wir zeigen dir ein Restaurant, wo es *pastrami* gibt, so wie früher zu Hause."

•

Die Straße Nr. 40 führte nach Osten und die Landschaft Nevadas nahm eine seltsame Un-Farbe an, ein rostiges Grau, gemischt mit Lavendelgrün. Ansonsten schien Nevada abgestorben zu sein.

Dies war Culp gerade recht – so konnte er ungestört Bilder von Sarah in seiner Phantasie an sich vorüberziehen lassen. Sarah, wie sie hinter ihrem Haus in East Orange den Rasenmäher vor sich herschob. Sarah, noch nicht seine Frau, wie sie in einem braun-grünen Bauernrock vor einem Kino in der 57. Straße auf ihn wartete. Sarah, wie sie nach einer Party betrunken und nackt im Schlafzimmer Twist tanzte. Sarah in Bluejeans, wie sie schrie, es sei niemandes *Schuld,* und er solle sie einfach in *Ruhe* lassen.

Sarah wie ein Teenager im Minirock, wie sie zu einer Verabredung mit einem anderen Mann das Haus verließ. Sarah, adrett und zynisch beim Eheberater. Sarah, wie sie an einem Sonntag vor langer Zeit die Jalousien hochzog, um ihn zu wecken, und wie dabei das Licht durch ihr weißes Nachthemd floß.

Culp hatte nicht gewußt, daß sein Gedächtnis so viele Filme gespeichert hatte – jetzt liefen sie ohne sein Dazutun ab.

Nevada glitt an ihnen vorüber, schön, aber verlassen. Auf der Autokarte waren viele Geisterstädte verzeichnet. Laura, die neben ihm saß, studierte den Plan. „Dad, da gibt es eine Stadt, die heißt Nixon, wie der Ex-Präsident."

„Fahren wir mal hin."

„Du bist schon daran vorbei. Wir hätten hinter Sparks abbiegen müssen. Die nächste richtige Stadt ist Lovelock."

„Was ist denn an ihr richtig?"

„Mußt du so schnell fahren?"

Auf dem Rücksitz kämpfte Polly mit ihren Bedürfnissen. „Können wir in der nächsten richtigen Stadt halten und etwas essen?"

Culp sagte: „Du hättest zum Frühstück mehr essen sollen."

„Ich kann Bratkartoffeln nicht ausstehen."

Laura sagte: „Polly, laß Daddy in Ruhe, du machst ihn nervös."

Culp meinte: „Ich bin *nicht* nervös."

Und Polly antwortete: „Ich muß mal."

„Baby. Du warst doch erst – ist noch keine Stunde her."

„*Ich* bin nervös."

Culp lachte. Aber Laura sagte zu ihrer kleinen Schwester: „Das ist gar nicht komisch. Du bist doch kein Baby mehr."

Polly antwortete: „Ja, und du bist keine Ehefrau."

Schweigen.

Dann Laura: „Das habe ich auch nicht behauptet."

Nevada flog vorbei. Und wieder stiegen Bilder von Sarah auf. Sarah in einem einteiligen Badeanzug. Ihr Haar war steif und sandig, und die Stelle zwischen ihren Augen war gerötet vom Sonnenbrand. Culp blickte näher hin, und da entdeckte er Sand in ihren Ohren, wie in einer zarten, am Strand entdeckten Muschel.

Polly meldete: „Dad, da war eben ein Schild. In drei Meilen kommt ein Restaurant. ALKOHOLFREIE GETRÄNKE, SANDWICHES, BIER UND SPIELAUTOMATEN."

„Automaten, Automaten", zischte Laura wütend. „Automaten und Nutten, das ist alles, was es in diesem Staat gibt."

Culp fragte: „Gefiel dir Reno nicht?"

„Ich habe es gehaßt. Vor allem habe ich gehaßt, daß Ma die ganze Zeit scharf war."

Scharf, Nutten – Culp mußte daran denken, daß Frauen, die eine Zeit unter sich leben, bald genauso derb sprechen wie Männer beim Militär. Er versuchte behutsam zu korrigieren: „Sie war sicher nicht scharf, sie war nur glücklich, mich los zu sein."

„Mach dir nichts vor, Dad. Sie war richtig scharf. Obwohl Jim jeden Tag da war."

„Na ja", sagte Polly zu Laura, „nun tu mal nicht so, du hast dich auch ganz schön vor dem Mexikanerjungen produziert."

„Ich hab mich vor überhaupt keinem Mexikaner produziert. Ich hab nur Springen geübt. Und das solltest du auch mal tun, du bissige Kröte. Du siehst aus wie ein lahmer *fetter* Frosch."

„Na ja, Mami hat gesagt, du warst auch nicht gerade schlank, ich meine, als du so alt warst wie ich."

Culp mischte sich ein: „Es ist doch gut, wenn du jetzt etwas pummelig bist. Sonst kommen später keine richtigen Formen heraus, wenn du so alt bist wie Laura."

Polly kicherte geniert, und Laura sagte: „Fang nicht an zu flirten, Dad." Sie schlug die Beine übereinander; und Culp nahm verschwommen wahr, daß sie einmal zu den Frauen gehören würde, die ihre Beine zeigen konnten.

Laura strich sich das Haar aus der Stirn – mit einer Bewegung, die Culp wieder an Sarah erinnerte.

Hätte er früher gewußt, daß Nevada so leicht zu durchfahren war, wäre er gleich bis zur Grenze von Utah durchgefahren oder hätte einige Geisterstädte angeschaut. Aber sie hatten in Elko Zimmer vorbestellt, und so machten sie halt.

Im Erdgeschoß des Hotels lag dunkel wie eine Höhle ein Spielcasino, in dem die blanken Automaten und die Uniformen der Mädchen aufblitzten, die herumgingen, um das Geld der Spieler in Münzen umzuwechseln.

Obwohl es erst drei Uhr nachmittags war, wäre Culp gern dort hineingegangen, um einen Schluck an der Theke zu nehmen. Doch seine Töchter schleppten ihn, nachdem sie sich die Zimmer angeschaut hatten, in die Sonne hinaus.

Sie gingen, über knallheiße Bürgersteige, zu einem Bergwerksmuseum. Polly taten es die glänzenden Goldklumpen an, Laura gähnte vor einem Schaukasten mit altmodischem Stacheldraht und versuchte, sich in der Glasscheibe zu spiegeln.

Der Teerbelag des Parkplatzes brannte unter ihren nackten Füßen. Ein pfeffriger Geruch nach Abgasen und Butan stand in der Luft. Hier, in Elko, lag die Sonne sanft auf dem überbelichteten Hügelkamm. Auf dem steilsten Hang war ein riesiges E herausgehauen oder eingelegt worden. Polly fragte, wozu man das gemacht hätte.

Er antwortete: „Ich nehme an, für die Flugzeuge."

Und Laura sagte: „Wenn sie keine Anfangsbuchstaben anbringen, können die Piloten die Städte nicht unterscheiden, sie sehen alle gleich langweilig aus."

„Mir gefällt Elko", meinte Polly. „Ich wollte, wir würden hier wohnen."

„So – und wovon soll Daddy leben?" fragte Laura.

Polly sagte: „Er könnte Automaten frisieren und sie dann nachts leermachen."

Beide Mädchen schienen vergessen zu haben, daß Culp nicht mehr bei ihnen wohnen würde, daß dieses friedliche, staubige Städtchen alles an gemeinsamer Zukunft war, was vor ihnen lag.

•

Laura verwirrte Culp ein wenig, als sie seinen Arm nahm, bevor sie den Speisesaal betraten, der hinter der dunklen Höhle mit den Automaten lag. Er bestellte sich einen Drink, und die Kellnerin sah fragend seine Tochter an. „Nein, sie ist erst 16", erklärte Culp.

Als die Bedienung gegangen war, sagte Laura: „Alle meinen, ich sähe älter als 16 aus. In Reno bin ich mit Ma überallhin gegangen, und keiner hat etwas dagegen gehabt."

Polly fragte: „Daddy, wann spielst du an den Automaten?"

„Ich warte bis nach dem Essen."

„Das dauert noch so lange."

„Na schön. Dann spiele ich gleich mal. Bis der Salat kommt." Er trank einen Schluck aus seinem Glas, erhob sich und steckte zehn Vierteldollarmünzen in einen Automaten, den Polly von draußen sehen konnte. Er gewann zwar nichts, doch die lebhaften Farben der Automaten wirkten irgendwie tröstlich auf ihn.

Er drückte auf den Knopf mit der Aufschrift WECHSELGELD. Ein Mädchen in

Playboy hat den Durchblick: Das Geschenk für alle, die einen neuen Abonnenten werben.

PLAYBOY-Herren-Skibrille

PLAYBOY-Damen-Skibrille

PLAYBOY-Damen-Sonnenbrille

PLAYBOY-Herren-Sonnenbrille

Als PLAYBOY-Leser wissen Sie selbst am besten: Wer etwas von den angenehmen Seiten des Lebens versteht, wer Spaß hat an anspruchsvoller und zeitgemäßer Unterhaltung und an Girls, Girls, Girls – der braucht den PLAYBOY. Und zwar regelmäßig. Machen Sie das einem Ihrer Freunde und Bekannten klar, der's noch nicht weiß – und Sie erhalten ein Dankeschön-Geschenk: Eine dieser Original-PLAYBOY-Brillen. Sie sehen gut aus, sind optisch erstklassig und tragen jenes kleine Zeichen das PLAYBOY-Profis so vertraut ist... Wählen Sie sich eine aus!

GUTSCHEIN

Ich habe einen neuen Abonnenten für PLAYBOY. Hierfür senden Sie mir bitte kostenlos
☐ DAMEN-SKIBRILLE / 033
☐ HERREN-SKIBRILLE / 034
☐ DAMEN-SONNENBRILLE / 035
☐ HERREN-SONNENBRILLE / 036
(gewünschtes bitte ankreuzen)
Die Prämie gebe ich zurück, wenn der von mir geworbene Abonnent seine Verpflichtung in den ersten 4 Monaten nicht erfüllt. Die Lieferung der Prämie erfolgt nach Bezahlung des Abonnementspreises.

Name

Straße

PLZ/Ort

Telefon

Datum Unterschrift

16/–/929

Dieses Angebot gilt nur für die Bundesrepublik und West-Berlin.

AUFTRAG

Liefern Sie mir bitte für zunächst 1 Jahr, ab nächstmöglichem Termin die Zeitschrift PLAYBOY zum derzeit gültigen Bezugspreis für 3 Monate von DM 25,50 frei Haus. Eventuelle angemessene Erhöhungen des Abonnementspreises entbinden nicht von diesem Vertrag, auch dann nicht, wenn sie zwischen Vertragsabschluß und Lieferbeginn liegen. Erfolgt nicht 3 Monate vor Ablauf des Liefervertrages eine schriftliche Kündigung, verlängert sich das Abonnement jeweils um 1 Jahr mit dreimonatlicher Kündigung.

1/83

Name des Abonnenten

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon Unterschrift des Abonnenten

Meine heutige Bestellung kann ich innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Datum Unterschrift des Abonnenten

Gutschein und Auftrag bitte vollständig ausfüllen. Auf Postkarte kleben und senden an:

HEINRICH BAUER VERLAG
Vertriebswerbung
Postfach 100 444,
2000 Hamburg 1

Meine heutige Bestellung kann ich innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Alles, was Männern Spaß macht

einer Uniform so rot wie Feuer kam und schaute ihn fragend an. Ihr Gesicht, wenn auch nicht alt, war von der Wüste ausgetrocknet und ihr Mund straff gespannt, als wollte er sagen: „Das dachte ich mir schon."

Culp gab ihr einen Fünfdollarschein zum Wechseln und kehrte mit schweren Taschen zum Tisch zurück. Die Kellnerin hatte den Salat gebracht.

„Armer Dad", sagte Laura. „Diese Prostituierte hat dich richtig angemacht."

„Laura, ich glaube nicht, daß du weißt, was eine Prostituierte ist."

„Ma hat gesagt, daß jede Frau eine Prostituierte ist, irgendwie."

„Du weißt, deine Mutter übertreibt."

„Ich weiß, sie ist ein Aas, meinst du."

„Laura!"

„Das *ist* sie, Dad. Sieh doch nur, was sie dir angetan hat. Und jetzt macht sie es mit Jim genauso."

„Du und ich, wir sehen sie ganz verschieden. Du erinnerst dich nicht an die Zeit, als du noch klein warst."

„Ich will auch nicht bei ihr wohnen. Wenn sie und ich zusammen sind, ist es immer so, als wollten wir uns gegenseitig übertrumpfen, so wie in Reno. Was soll das? Wenn ich einmal 40 bin, sage ich meinem Geliebten, er soll sich erschießen."

Polly schrie auf. „Hör auf, Laura! Hör auf, so daherzureden. Du gibst nur an." Sie fing an zu weinen, Salatsauce tropfte ihr vom Kinn. „Du willst nur, daß Mami und Daddy sich dauernd streiten, statt sich lieb zu haben. Wo sie doch sowieso schon geschieden sind."

Mit belustigtem Lächeln tätschelte Laura Culps Arm. „Armer Dad", sagte sie. „Armer guter Dad."

Ihre Steaks kamen, und Pollys Tränen trockneten.

Dann schlenderten sie abermals durch Elko und sahen sich im einzigen Kino der Stadt einen Western an. Burt Lancaster spielte einen von allen unterdrückten Mexikaner, der nach viel erlittenem Unrecht zum unerbittlichen Rächer wurde und neun Söldlinge eines rassistischen Ranchers tötete. Polly schien während der blutigen Szenen zu schlafen.

Als sie ins Hotel zurückkehrten – sie hatten zwei ineinandergehende Doppelzimmer –, lag Lauras Koffer auf dem Bett neben dem seinen.

Culp sagte: „Du schläfst bei deiner Schwester."

„Warum? Wir können ja die Tür offen lassen, falls sie schlecht träumt."

„Ich will noch lesen."

„Ich auch."

„Du gehst jetzt schlafen. Für morgen steht Salt Lake auf dem Programm."

„Dad, Polly redet dauernd im Schlaf und strampelt ihre Decke fort."

„Tu, was ich dir sage, Schatz. Ich lese hier noch, bis ihr eingeschlafen seid."

„Und dann?"

„Dann gehe ich vielleicht hinunter und trinke noch etwas."

Culp legte sich aufs Bett und las in einem Heftchen, das sie im Museum gekauft hatten, über Geisterstädte. Champagner und ganze Opernausstattungen hatte man in Täler hinaufgeschafft, in denen jetzt nicht einmal ein Maultier lebte. Die Atemzüge im Nachbarzimmer waren ruhig und regelmäßig geworden. Er ging auf Zehenspitzen hinüber und sah, daß seine beiden Töchter schliefen.

Auf Pollys Stirn lag ein Film von Nachtschweiß, sein Kuß schmeckte leicht salzig. Laura küßte er nicht – für den Fall, daß sie sich nur schlafend stellte. Er schaltete das Licht aus und überlegte sich, was er tun sollte. Die schöne Leere von Nevada – vielleicht kam er nie wieder hierher – sog ihn aus dem Zimmer wie ein Strudel.

Erst einmal unten, sah er seine Ahnung bestätigt. Das Mädchen in der roten Uniform bemerkte ihn und sagte: „Das dachte ich mir."

„Haben Sie mal dienstfrei?"

„Was heißt hier Dienst?"

Er wartete an der Bartheke, wartete darauf, daß der Bourbon ihn schläfrig machte; aber das tat er nicht, und als es schon nach zwei Uhr war, kam sie und glitt auf den Hocker neben ihm. Ein Cowboy rückte einen Platz weiter.

„Haben Sie hier ein Zimmer?"

„Ja", sagte er, „aber das ist voller kleiner Mädchen."

Sie griff nach seinem Bourbon, trank einen Schluck und sagte mit einer Stimme, die älter war als ihr Gesicht: „Hier gibt es noch mehr Zimmer."

•

Es war nach fünf, als Culp wieder zu seinem Zimmer zurückkam. Er muß wohl etwas lauter gewesen sein, als er gehofft hatte, denn eine Gestalt im weißen Nachthemd erschien aus dem Nebenzimmer.

Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Ihrer erstarrten Haltung nach zu urteilen hatte sie Angst – Angst vor ihm.

„Dad?"

„Hallo."

„Geht's dir gut?"

„Danke."

Er spürte, wie die Morgensonne auf seinen Kopf schien. „Tut mir leid, daß ich dich geweckt habe."

„Ich habe mir Sorgen um dich gemacht", sagte Laura, kam aber nicht über die Schwelle in sein Zimmer.

„Große Sorgen?"

„Nein."

„Nun hör mal gut zu. *Du* brauchst dich nicht um *mich* zu kümmern. *Ich* muß mich um *euch* kümmern."

... der Gesundheit zuliebe.

PRESS-O-TEST oder die eleganteste Art Blutdruck zu messen.

Ständig zu hoher Blutdruck ist einer der wichtigsten Risikofaktoren für Herz-/Kreislauferkrankungen. Regelmäßiges Blutdruckmessen schützt vor unerkanntem Bluthochdruck und macht das Gesundheitsrisiko sichtbar. Mit PRESS-O-TEST, einem elektronischen Blutdruckmeßgerät, das speziell für die Selbstmessung entwickelt wurde, können die Blutdruckwerte zuhause und unterwegs sicher und bequem gemessen werden.

PRESS-O-TEST – die exklusiven Vorteile:

- Blutdruckmessung direkt am Arm, ohne sichtbare Kabel und Schläuche;
- einfache Bedienung mit bequemen Drei-Stufenschalter;
- sichere akustische und optische Anzeige mit ausklappbarem Präzisionsmanometer;
- elegantes Velourslederetui für unterwegs.

PRESS-O-TEST
Schweizer Präzision

Nur in Apotheken und Sanitätsfachgeschäften.

Neue Kräfte für den Mann.

Zur Stärkung der sexuellen Leistungsfähigkeit. Gezielte Wirkung durch Yohimbe-Extrakt. Mehr Selbstvertrauen und Aktivität. Rezeptfrei. Nur in Apotheken.

Repursan

bei verminderter sexueller Leistungsfähigkeit, Wechseljahren des Mannes, mit allgemeinen körperlichen und geistigen Erschöpfungszuständen. Nicht anwenden bei niedrigem Blutdruck. Bei empfindlichen Patienten kann Unruhe und Nervosität auftreten.
HESTIA Pharma GmbH, 6800 Mannheim 31.

HESTIA MANNHEIM
HESTIA PHARMA GmbH

Unser Auto ist da. I

Ab in den Schnee oder an die See. Steigen Sie ein in den neuen Tercel Allrad und fahren Sie ins Wochenende.

Da können Sie bequem alles unterbringen, was Sie brauchen. Einschließlich Ihrer vier besten Freunde.

Da kommen Sie flott aus der Stadt 'raus, denn er ist wendig wie ein Wiesel.

Da sind Sie zügig auf der Autobahn, denn seine 52 kW/ 71 PS machen ihn rund 155 km/h schnell.

Da sind Sie sicher auf der Landstraße, denn auf das sorgfältig abgestimmte Fahrwerk ist Verlaß.

Da sind Sie ganz entspannt, wenn Sie Ihr Ziel erreichen, denn seine Ausstattung macht ihn bequem.

Da freut sich auch Ihr Geldbeutel, denn er braucht weniger Benzin, als Sie gedacht haben.

Da brauchen Sie – und das ist jetzt das Neue an dem neuen Tercel Allrad – den letzten Kilometer bis zum Lift oder bis zum Ufer nicht auf Schusters Rappen zurückzulegen.

Denn vier angetriebene Räder mit serienmäßiger All wetter-Bereifung schaffen mehr als zwei. Und meistern auch steile Steigungen und sandige Böschungen unter

TOYOTA. Vertraue

er neue Tercel Allrad.

chwierigen Bedingungen. Egal, ob Sie nun Skilaufen, urfen oder Segelfliegen. Egal auch, ob Sie einen 400 kg schweren Anhänger ziehen müssen.

Beim Tercel haben Sie die Wahl zwischen Frontantrieb und Allradantrieb. Und wenn es richtig mulmig wird, dann ist da noch der separate Geländegang. Das bringt mehr Spaß am Hobby und im Alltag.

Und noch zwei Punkte, die wir nicht vergessen wollen: Denken Sie an den Schnee-Winter von vor 3 Jahren. Oder denken Sie an Aquaplaning bei Tempo 120. Der Allrad-Antrieb gibt mehr Sicherheit.

Fahren Sie den Tercel Allrad zur Probe. Rund 900 Toyota-Händler freuen sich, wenn Sie vorbeikommen.

Unverbindliche Preisempfehlung **DM 17.990,–** + Überführung.

Die Leichtmetallfelgen und die Metallic-Lackierung gibt es als Sonderausstattung.

Toyota Deutschland GmbH, 5000 Köln 40.

Tercel Allrad.

ie Ihrem Verstand.

COUNTDOWN GEGEN DEN TOD (Fortsetzung von Seite 96)

menschliche Besatzung überwachte ihn, wenn irgendwelche Störungen auftreten sollten, würde sie sofort übernehmen.

HAL benahm sich tadellos. Aber alle waren mit ihren Gedanken woanders: Der „Große Bruder" war nur noch 100 Kilometer entfernt.

•

An: Victor Millson, Vorsitzender des National Council on Astronautics, Washington.

Von: Heywood Floyd an Bord des Raumschiffs der Vereinigten Staaten, „Discovery".

Betreff: Das Versagen des Bordcomputers HAL 9000.

Klassifizierung: Geheim.

Dr. Chandrasegarampillai (im weiteren als Dr. C. bezeichnet) hat jetzt seine Voruntersuchungen an HAL beendet. Er hat alle fehlenden Module ersetzt, und der Computer scheint zu funktionieren.

Das Problem, das zum Scheitern der „Discovery" führte, entstand anscheinend durch einen Konflikt zwischen HALs Basisinstruktionen und den Erfordernissen der Geheimhaltung. Auf direkten Befehl des Präsidenten wurde das Vorhandensein des Tycho-Monolithen – auch genannt „Der Große Bruder" – auf dem Mond völlig geheimgehalten. Nur diejenigen, die diese Information unbedingt kennen mußten, wurden unterrichtet.

Die Planung für den Jupiterflug der „Discovery" war schon weit fortgeschritten, als der Tycho-Monolith ausgegraben wurde und sein Signal zum Jupiter absetzte. Da die ursprüngliche Besatzung (Bowman, Poole) nur die Aufgabe hatte, das Schiff an seinen Bestimmungsort zu bringen, ohne sich an den weiteren Forschungsprogrammen zu beteiligen, wurde beschlossen, sie nicht über die geänderten Ziele zu informieren. Das Team der Wissenschaftler (Kaminski, Hunter, Whitehead) wurde zudem getrennt ausgebildet und vor Beginn der Reise in Tiefschlaf versetzt. Man glaubte, dadurch einen höheren Grad an Geheimhaltung erzielen zu können, weil die Gefahr undichter Stellen stark verringert werden würde.

Da HAL imstande war, das Schiff ohne menschliche Hilfe zu steuern, beschloß man auch, ihn so zu programmieren, daß er die Mission eigenständig durchführen sollte, wenn die Besatzung handlungsunfähig oder tot wäre. Daher wurde er voll in die Ziele eingeweiht, ohne daß es ihm erlaubt wurde, sie Bowman oder Poole zu enthüllen.

Diese Situation widersprach dem eigentlichen Zweck, für den HAL konstruiert worden war – nämlich Informationen exakt zu verarbeiten, ohne sie zu verzerren oder zu verheimlichen. Folglich entwickelte HAL das, was man beim Menschen eine Psychose nennen würde.

Um es grob auszudrücken, stand HAL vor einem unerträglichen Dilemma und entwickelte paranoide Symptome, die sich gegen die Personen richteten, die seine Aktionen auf der Erde überwachten. Deshalb versuchte er, die Funkverbindung mit der Bodenkontrollstation zu unterbrechen, indem er einen (nicht existierenden) Schaden am Antennenaggregat AE-35 meldete.

Dadurch verwickelte er sich nicht nur in eine direkte Lüge – was seine Psychose noch weiter verschlimmert haben muß –, sondern auch in eine Konfrontation mit der Besatzung. Vermutlich beschloß er deshalb, daß es aus dieser Situation nur einen Ausweg gab: nämlich seine menschlichen Kollegen zu eliminieren. Womit er auch beinahe Erfolg gehabt hätte.

Die einzige, wirklich wichtige Frage ist jetzt: Kann man sich in Zukunft auf HAL verlassen? Dr. C. hat in dieser Hinsicht natürlich keinerlei Zweifel. Er behauptet, er habe alle Erinnerungen des Computers an die traumatischen Ereignisse, die dazu führten, daß er abgeschaltet wurde, restlos beseitigt. Und wie Sie wissen – aber Dr. C. nicht weiß –, habe ich Schritte unternommen, die uns völlige Kontrolle über HAL verschaffen werden, auch dann, wenn alles andere versagen sollte.

Um zusammenzufassen: Die Rehabilitation von HAL 9000 macht zufriedenstellende Fortschritte. Man könnte sogar sagen, daß er „Bewährung" hat.

Ich frage mich, ob er es weiß.

•

Es war, als sei er aus einem Traum erwacht – oder aus einem Traum in einem Traum. Wie lange war er fortgewesen? Ein ganzes Leben lang . . . nein, zwei Lebensspannen; eine nach vorne, eine nach rückwärts.

David Bowman war als Kommandant und letztes überlebendes Besatzungsmitglied des Raumschiffs „Discovery" der Vereinigten Staaten in einer gigantischen Falle gefangen worden, die vor drei Millionen Jahren errichtet und so eingestellt worden war, daß sie nur zu einem bestimmten Zeitpunkt und auf einen bestimmten Stimulus reagierte. Er war hindurchgestürzt, von einem Universum in ein anderes, und war Wundern begegnet, von denen er jetzt einige verstand, andere aber vielleicht niemals begreifen würde.

Er war mit immer höher werdender Geschwindigkeit unendliche Lichtkorridore hinuntergerast, bis er schneller als das Licht wurde.

Er war durch ein kosmisches Schaltsystem gekommen, einen großen Hauptbahnhof der Galaxien, und war – von unbekannten Kräften vor dessen Wildheit geschützt – in der Nähe eines roten Riesensterns wieder aufgetaucht. Dort hatte er das Paradox eines Sonnenaufgangs auf dem Angesicht einer Sonne erlebt, als der strahlende, weiße Zwerggefährte des sterbenden Sterns in seinen Himmel aufgestiegen war – eine alles versengende Erscheinung, die eine Flutwelle von Feuer hinter sich herzog. Er hatte keine Angst verspürt, nur Staunen, auch dann noch, als seine Raumkapsel ihn in das Inferno dort unten hineingetragen hatte . . .

. . . wo er, jenseits aller Vernunft, in einer hübsch eingerichteten Hotelsuite angekommen war, die nichts enthielt, was ihm nicht völlig vertraut gewesen wäre. Vieles davon war jedoch nicht echt; die Bücher auf den Regalen waren Attrappen, in den Haferflockenschachteln und den Bierdosen fand er – obwohl sie bekannte Etiketten trugen – überall das gleiche farblose Zeug zu essen, das sich anfaßte wie Brot, aber nach allem schmeckte, woran er gerade dachte.

Er hatte schnell begriffen, daß er ein Exemplar in einem kosmischen Zoo war, dessen Käfig man mit aller Sorgfalt nach den Bildern aus alten Fernsehfilmen nachgebaut hatte. Und er fragte sich, wann seine Wärter erscheinen und wie sie aussehen würden.

Wie albern diese Erwartung gewesen war! Er wußte jetzt, daß man ebensogut hoffen konnte, den Wind zu sehen oder Vermutungen über die wahre Gestalt des Feuers anzustellen.

Dann hatte ihn die körperliche und geistige Erschöpfung überwältigt. Zum letztenmal schlief David Bowman.

Manchmal träumte er in diesem langen Schlaf, er sei wach. Jahre vergingen. Einmal schaute er in einen Spiegel und sah sein runzliges Gesicht, das er kaum wiedererkannte. Sein Körper raste seiner Auflösung entgegen, die Zeiger der biologischen Uhr drehten sich wie verrückt auf eine Mitternacht zu, die sie nie erreichen würden. Denn im letzten Augenblick kam die ZEIT *zum Stillstand und kehrte sich um.*

Die Quellen seines Gedächtnisses wurden angezapft: In kontrollierter Erinnerung durchlebte er seine Vergangenheit noch einmal, wurden Wissen und Erfahrung aus ihm herausgeholt, während er wieder auf seine Kindheit zurückraste. Aber nichts ging verloren: Alles, was er je gewesen war, jeder Augenblick seines Lebens, wurde jetzt sicher konserviert. Auch als der EINE *David Bowman aufhörte zu existieren, wurde ein* ZWEITER *unsterblich und überstieg die Grenzen der Materie.*

Er war ein Embryogott, noch nicht bereit, geboren zu werden. Ganze Zeitalter lang schwebte er in der Vorhölle, wußte zwar, was er gewesen, nicht aber, was er geworden war. Er befand sich immer noch in einem Stadium des Übergangs – irgendwo zwischen Puppe und Schmetterling.

Und dann wurde die Starre durchbrochen: Die Zeit drang wieder in seine kleine Welt ein. Der schwarze, rechteckige Quader, der plötzlich vor ihm auftauchte, erschien ihm wie ein alter Freund.

Wer seid ihr? schrie er. Was wollt ihr? Warum habt ihr mir das angetan?

Es kam keine Antwort, aber er war sicher,

daß er gehört worden war. Er spürte, daß ... etwas anwesend war. Komplizierte Pläne wurden in Erwägung gezogen und überprüft; Entscheidungen wurden getroffen, die das Schicksal von Welten beeinflussen konnten. Er hatte noch keinen Anteil an diesem Prozeß; aber das würde noch kommen.

JETZT FÄNGST DU AN ZU VERSTEHEN.

Das war die erste direkte Botschaft. Obwohl sie schwach und weit entfernt war wie eine Stimme, die durch eine Wolke drang, war sie doch unmißverständlich an ihn gerichtet.

Eins war jetzt klar. Man benützte ihn als Werkzeug, und ein gutes Werkzeug mußte geschärft werden, verbessert und angepaßt. Und die allerbesten Werkzeuge waren jene, die begriffen, wozu sie benutzt werden.

Das lernte er jetzt gerade. Es war eine gewaltige und schreckliche Vorstellung, und es war ein Privileg, daß er daran beteiligt sein durfte. Und vielleicht würde er bis zu einem gewissen Grad selbst seinen Einfluß geltend machen können.

•

Floyd schob Wache an Bord der „Discovery" während der Rest der Besatzung schlief. Auf beiden Schiffen war immer jemand im Dienst, und der Wachwechsel fand zu einer gräßlichen Zeit statt, nämlich um zwei Uhr morgens.

Um Mitternacht fing Computer HAL an zu summen und auf seinem Bildschirm erschien die Anfrage: DOKTOR FLOYD?

„Was gibt's, HAL?"

Floyd war leicht überrascht. Es war ungewöhnlich, HAL als Botenjungen einzusetzen, obwohl er oft als Wecker fungierte.

Es konnte auch keine Nachricht von der Erde sein – die wäre über das Nachrichtenzentrum der „Leonov" gegangen und dort vom diensthabenden Offizier weitergeleitet worden. Und jeder, der von dem anderen Schiff anrief, würde das über Sprechfunk tun.

Sonderbar ...

„In Ordnung, HAL. Wer will mich sprechen?"

KEINE IDENTIFIZIERUNG.

Also war es wahrscheinlich ein Scherz. Nun, dazu würde ihm auch etwas einfallen: „Sehr schön. Bitte gib mir die Nachricht."

NACHRICHT LAUTET WIE FOLGT: ES IST GEFÄHRLICH, HIERZUBLEIBEN. IHR MÜSST INNERHALB VON FÜNFZEHN, WIEDERHOLE, FÜNFZEHN TAGEN AUFBRECHEN.

Floyd schaute verärgert auf den Bildschirm, das war nicht einmal unter Schuljungen ein guter Witz. Aber er beschloß, das Spiel mitzumachen.

„Das ist absolut unmöglich. Unser Startfenster öffnet sich erst in 26 Tagen. Wir haben nicht genügend Treibstoff für eine frühere Abreise." Bin gespannt, was ihm dazu einfällt, murmelte Floyd.

DIESE TATSACHEN SIND MIR BEKANNT. TROTZDEM MÜSST IHR INNERHALB VON FÜNFZEHN TAGEN AUFBRECHEN.

„Ich kann diese Warnung nicht ernst nehmen, so lange ich nicht weiß, woher sie kommt. Wer hat sie aufgezeichnet?"

Er erwartete eigentlich keine sinnvolle Erwiderung. Dafür würde der Täter seine (ihre?) Spuren wohl zu gut verwischt haben. Das allerletzte, womit Floyd gerechnet hätte, war die Antwort, die er nun bekam.

DAS IST KEINE AUFZEICHNUNG.

„Wer spricht dann mit mir?"

ICH WAR DAVID BOWMAN.

Floyd starrte lange auf den Bildschirm, ehe er seine nächste Antwort gab. Der Scherz ging ihm zu weit, dies war wirklich geschmacklos. Auf jeden Fall würde er jetzt den Teilnehmer am anderen Ende der Leitung festnageln: „Ich kann diese Identifikation nicht anerkennen, ohne einen Beweis zu haben, daß sie echt ist."

ICH VERSTEHE. ES IST WICHTIG, DASS SIE MIR GLAUBEN. SEHEN SIE SICH UM.

Floyd spürte ein unangenehmes Prikkeln im Nacken, als er ganz langsam seinen Drehstuhl herumschwenkte.

Das Beobachtungsdeck der „Discovery" war immer staubig, denn die Luftfilteranlage hatte nie wieder ihre volle Leistungsfähigkeit erreicht. Die parallelen Strahlen der nicht wärmenden, aber doch noch hellen Sonne, die durch die großen Fenster hereinkamen, ließen Myriaden von tanzenden Staubwirbeln aufleuchten, die sich im Zustand der Schwerelosigkeit niemals irgendwo niederließen.

Jetzt geschah mit diesen Staubteilchen etwas Seltsames; eine Kraft schien sie zu ordnen, sie von einem zentralen Punkt wegzutreiben, andere wiederum dorthin zu tragen, bis sie sich alle zu der Oberfläche einer Hohlkugel anordneten.

Ohne groß überrascht zu sein und fast ohne sich zu fürchten, sah Floyd zu, wie diese Kugel langsam die Form eines Menschen annahm.

Er hatte solche Figuren – aus Glas geblasen – schon in Museen und wissenschaftlichen Ausstellungen gesehen. Das Gesicht war unzweifelhaft das des Kommandanten David Bowman.

Von der Computertafel hinter Floyds Rücken kamen schwache Statikgeräusche. HAL schaltete vom optischen auf akustischen Output um.

„Hallo, Dr. Floyd. Glauben Sie mir jetzt?" Die Lippen der Gestalt bewegten sich nicht; das Gesicht blieb eine Maske. Aber Floyd erkannte die Stimme, und alle seine Zweifel schwanden, als er hörte: „Das ist für mich sehr schwierig, und ich habe wenig Zeit. Man hat mir ... gestattet, Ihnen diese Warnung zukommen zu lassen. Sie haben nur 15 Tage Zeit ..."

„Aber warum – und für wen sprechen Sie? Wo sind Sie gewesen?" Es gab eine Million Fragen, die Floyd gern gestellt hätte – aber die schemenhafte Gestalt löste sich schon wieder in ihre Staubteilchen auf.

„Leben Sie wohl, Dr. Floyd. Vergessen Sie nicht – 15 Tage. Wenn alles gutgeht, werden Sie vielleicht noch eine Botschaft von mir erhalten."

•

„Tut mir leid, Floyd – aber ich glaube nicht an Geister. Es muß eine rationale Erklärung geben", sagte Kapitän Tanya. Die Persönlichkeit, die Ihnen erschienen

„Also das ist die persönliche Weihnachtsgratifikation!"

„Platz, Pluto, erst wenn's zwölf schlägt!"

ist, muß ein Produkt des Computers sein. Stimmen Sie mir zu, Chandra?"

„Es muß eine Eingabe von außen erfolgt sein, Kapitän Orlov. HAL hätte eine solche eigenständige, audiovisuelle Illusion nicht aus dem Nichts schaffen können. Wenn Dr. Floyds Bericht stimmt, hatte jemand Zugang zu HAL. Und natürlich in Realzeit, denn bei der Unterhaltung gab es keine Verzögerungen."

„Was wir brauchen, ist ein richtiger Beweis", sagte Kapitän Tanya. „Inzwischen werde ich der Bodenkontrollstation gar nichts melden. Und ich schlage vor, daß Sie es genauso halten, Heywood."

Floyd wußte, was ein direkter Befehl war, und nickte zustimmend. „Ich bin damit mehr als einverstanden. Aber ich möchte einen Vorschlag machen."

„Ja?"

„Wir sollten für alle Fälle mit der Planung anfangen. Wenn diese Warnung berechtigt ist, was ich glaube . . ."

„Was können wir tun? Absolut nichts. Natürlich können wir den Jupiter-Raum jederzeit verlassen, aber wir können erst in eine Umlaufbahn zurück zur Erde kommen, wenn sich das Startfenster öffnet."

„Das wäre elf Tage nach dem Ultimatum", sagte Floyd. Er hatte das sichere Gefühl, daß sie überhaupt nicht mehr wegkommen würden, wenn sie es nicht schafften, vor diesem mysteriösen Ultimatum abzureisen.

•

Walter Curnow wäre der letzte gewesen, von dem Floyd erwartet hätte, daß er eine Lösung finden würde.

„Betrachten wir das Ganze einmal als rein geistige Übung", hatte Curnow angefangen. „Wenn wir schnell von hier wegkommen wollen – sagen wir in 15 Tagen, um diesen Termin einzuhalten –, brauchen wir eine zusätzliche Delta-Vau von etwa 30 Kilometern pro Sekunde. Ich möchte darauf hinweisen, daß wir, nur ein paar Meter entfernt, in den Treibstofftanks der ‚Discovery' mehrere 100 Tonnen des besten Treibstoffs haben."

„Aber es gibt keine Möglichkeit, ihn auf die ‚Leonov' zu bringen. Wir haben keine Rohrleitungen – keine passenden Pumpen. Und Sie können flüssiges Ammoniak nicht in Eimern herumtragen."

„Genau. Aber das ist auch gar nicht notwendig."

„Was . . .?"

„Verbrennen wir ihn doch an Ort und Stelle. Benützen wir die ‚Discovery' als die erste Raketenstufe, die uns den Startschub für die Heimreise bringt."

Floyd war baff: „Verdammt. Das hätte mir auch einfallen können."

•

Inzwischen lief das Programm weiter wie geplant. Auf beiden Schiffen wurden alle Systeme sorgfältig überprüft. Vasili stellte Simulationen der Rückflugbahnen auf, und Chandra speiste sie dem Computer HAL ein, nachdem sie bereinigt worden waren. HAL sollte eine letzte Überprüfung des Verlaufs durchführen. Und Tanya und Floyd arbeiteten gemeinsam die Einzelheiten für die Annäherung an den „Großen Bruder" aus.

Deswegen waren sie ja von so weit hierhergekommen, aber in seinem Herzen beschäftigte sich Floyd mit etwas anderem. Er hatte etwas erlebt, was er niemandem mitteilen konnte – nicht einmal denen, die ihm Glauben schenkten.

Wieder einmal hatte er Dienst auf der „Discovery", und es war die „Friedhofsschicht". Um 1.25 Uhr wurde er von einer aufsehenerregenden, aber nicht ungewöhnlichen Eruption am Terminator des Satelliten Io abgelenkt. Eine schirmförmige Wolke verbreitete sich in den Weltraum und ließ Schutt auf das brennende Land unter sich fallen. Floyd hatte schon Dutzende solcher Ausbrüche gesehen, aber sie faszinierten ihn immer wieder.

Um besser sehen zu können, ging er an eines der anderen Beobachtungsfenster, und was er dort sah – oder vielmehr, was er dort *nicht* sah –, ließ ihn den Satelliten Io vergessen, und auch alles andere.

Als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, rief er das andere Raumschiff an: „Tanya? Tanya? Hier Floyd. Der ‚Große Bruder' ist fort. Ja – verschwunden. Nach drei Millionen Jahren hat er beschlossen, sich zu verabschieden."

•

DR. FLOYDS FUNKBERICHT
NACH WASHINGTON

Wir bereiten uns jetzt auf die Rückkehr vor; in ein paar Tagen werden wir diesen seltsamen Ort hier auf der Linie zwischen Jupiter und seinem Satelliten Io verlassen, wo wir dem riesigen, auf mysteriöse Weise verschwundenen Monolithen begegnet sind, den wir „Großer Bruder" getauft haben. Es gibt immer noch keinen Hinweis, wo er geblieben ist.

Aus verschiedenen Gründen scheint es uns wünschenswert, hier nicht länger als notwendig zu bleiben. Und wir werden wenigstens zwei Wochen früher aufbrechen können, als wir ursprünglich geplant hatten, wenn wir das amerikanische Schiff „Discovery" als Startrakete für die russische „Leonov" verwenden.

Und wir werden mit noch einem Trick arbeiten, der – wie so viele der Ideen, mit denen man in der Raumfahrt hantiert – dem gesunden Menschenverstand zuerst zu widersprechen scheint. Obwohl wir vom Jupiter wegkommen wollen, wird unser erster taktischer Zug darin bestehen, uns ihm so weit zu nähern, wie wir nur irgend können.

Wenn wir uns in das gewaltige Schwerkraftfeld des Jupiters fallen lassen, gewinnen wir Geschwindigkeit – und damit Energie. Wenn ich sage „wir", meine ich die beiden

Schiffe und den Treibstoff, den sie mitführen.

Und wir werden den Treibstoff an Ort und Stelle verbrennen – am Boden des „Schwerkraftlochs" des Jupiters – WIR WERDEN DEN TREIBSTOFF NICHT WIEDER HINAUFTRAGEN. *Wenn wir ihn aus unseren Reaktoren hinausjagen, wird er uns einen Teil der kinetischen Energie abgeben, die er gewonnen hat. Indirekt zapfen wir also die Schwerkraft des Jupiters an, damit sie uns auf dem Rückweg zur Erde beschleunigt.*

Mit diesem dreifachen Startschub – der Jupiterschwerkraft, dem Treibstoff der „Discovery" und ihrem eigenen – wird sich die „Leonov" auf einer Hyperbel sonnenwärts bewegen, die sie fünf Monate später zur Erde bringen wird. Mindestens zwei Monate früher, als es sonst möglich gewesen wäre.

Sie werden sich zweifellos fragen, was aus der guten alten „Discovery" wird. Ohne Treibstoff ist sie hilflos.

Aber es wird ihr überhaupt nichts geschehen. Sie wird weiterhin auf einer stark verlängerten Ellipse um den Jupiter herum wie ein eingefangener Komet ihre Schleifen drehen. Und vielleicht kann eines Tages eine künftige Expedition mit genügend zusätzlichem Treibstoff wieder ein Ankopplungsmanöver durchführen und sie zur Erde zurückbringen.

Wir haben getan, was wir konnten – jetzt kommen wir nach Hause.

Hier spricht Heywood Floyd, der sich damit verabschiedet.

•

Die kleine Zuhörerschaft klatschte ironisch Beifall.

„Sie haben es wie üblich sehr geschickt gemacht, Heywood", sagte Tanya. „Wir sind mit allem einverstanden, was Sie den Leuten auf der Erde gesagt haben."

„Nicht ganz", meldete sich eine schwache Stimme. „Ein Problem gibt es immer noch."

„Nicht daß ich wüßte, Chandra", sagte Tanya beunruhigend leise. „Was könnte das wohl noch sein?"

„Ich habe während der letzten paar Wochen Computer HAL darauf vorbereitet, tausendtägige Umlaufbahnen zur Erde zurückzufliegen. Jetzt müssen all diese Programme gelöscht werden."

„Das tut uns leid", antwortete Tanya, „aber so wie die Sache verlaufen ist, ist das doch sicher eine viel bessere . . ."

„Das meine ich nicht", sagte Chandra. „Wir wissen, wie stark HAL sich für die Ziele des Unternehmens engagiert, und jetzt verlangen Sie von mir, daß ich ihm ein Programm gebe, das vielleicht auf seine eigene Zerstörung hinausläuft. Haben Sie überlegt, wie HAL auf diese Situation reagieren könnte?"

„Wollen Sie etwa andeuten", fragte Tanya betont langsam, „daß HAL sich weigern könnte, Befehle auszuführen?"

„Einer von HALs vorrangigen Befehlen lautet, die ‚Discovery' vor Gefahren zu bewahren. Wir werden versuchen, uns über diese Anweisung hinwegzusetzen. Aber bei einem Computer, der so kompliziert angelegt ist wie HAL, ist es unmöglich, alle Konsequenzen vorauszusehen. Und außerdem – was ist, wenn er mich fragt, warum die Pläne geändert wurden? Vergessen Sie bitte nicht, daß er konstruiert wurde, selber Fragen zu entwickeln. Wenn die Besatzung getötet würde, ist er fähig, aus eigenem Antrieb eine sinnvolle Mission durchzuführen."

Tanya dachte einen Augenblick lang über diese Worte nach. „Dann müssen Sie ihm eben sagen, daß für die ‚Discovery' keine Gefahr besteht, und daß zu einem späteren Zeitpunkt ein Schiff kommen wird, um sie zur Erde zurückzubringen."

„Aber das ist nicht wahr. Wir vermuten, daß eine ernste Gefahr besteht; sonst würden wir doch nicht planen, vorzeitig abzureisen", begehrte Chandra auf.

„Tanya, Vasili, kann ich Sie beide mal allein sprechen? Ich glaube, es gibt eine Möglichkeit, das Problem zu lösen." Alle waren für Floyds Unterbrechung dankbar, und zwei Minuten später saß er mit den beiden Orlovs in ihrer Kabine.

„Es gibt nur zwei Möglichkeiten", fing Dr. Floyd an. „Erstens, HAL tut genau, was wir verlangen – er steuert die ‚Discovery' während der beiden ersten Brennphasen. Vergessen Sie nicht, die erste ist nicht kritisch. Wenn etwas schiefgeht, während wir uns vom Satelliten Io entfernen, haben wir genügend Zeit, um Korrekturen vorzunehmen. Und das wird ein guter Test sein für HALs Bereitschaft mit uns zusammenzuarbeiten."

„Aber was ist mit der Etappe, während der wir am Jupiter vorbeifliegen? Die zählt doch wirklich. Nicht nur, daß wir dort den größten Teil des Treibstoffs der ‚Discovery' verbrennen, auch der Zeit-

„Einfach himmlisch – die Sternsinger . . ."

plan und die Schubvektoren müssen genau stimmen."

„Könnte man sie manuell steuern?"

„Möchte ich nur ungern versuchen. Der kleinste Fehler, und wir verglühen", antwortete Kapitän Tanya.

„Aber wenn es keine andere Möglichkeit gäbe?" beharrte Floyd.

„Nun, vorausgesetzt, wir könnten die Steuerung rechtzeitig übernehmen und hätten einen schönen Satz alternativer Umlaufbahnen vorprogrammiert – hm, dann könnten wir vielleicht damit durchkommen."

„Wie ich Sie kenne, Vasili, bedeutet ‚könnten vielleicht' doch schlicht ‚würden'. Und damit komme ich zu der zweiten Möglichkeit, von der ich gesprochen habe. Wenn wir merken, daß HAL auch nur geringfügig vom Programm abweicht – übernehmen wir."

„Sie meinen – abschalten?"

„Genau."

„Beim letztenmal war das gar nicht so einfach."

„Seitdem haben wir einiges dazugelernt. Überlassen Sie das mir. Ich kann garantieren, daß Sie innerhalb von einer halben Sekunde die manuelle Steuerung zurückbekommen."

„Ich nehme an, es besteht keine Gefahr, daß HAL etwas argwöhnt?"

„Jetzt werden *Sie* aber langsam überängstlich, Vasili. So menschlich ist HAL nun wieder auch nicht. Aber Chandra ist ein Gemütsmensch. Sagen Sie also kein Wort zu ihm, sondern behaupten Sie, wir seien alle voll mit seinem Plan einverstanden. Richtig, Tanya?"

„Richtig, Woody."

•

Aber als diesesmal der Countdown auf Null zuging, war die Spannung auf beiden Schiffen beinahe mit den Händen zu greifen. Alle wußten, daß das der erste wirkliche Test für HALs Fügsamkeit war; nur Floyd, Curnow und die Orlovs waren eingeweiht, daß eine gewisse Rückendekkung vorhanden war.

„Viel Glück, ‚Leonov'", rief die Bodenkontrollstation und berechnete die Botschaft so, daß sie fünf Minuten vor der Zündung eintreffen mußte. „Hoffentlich läuft alles glatt. Und falls es nicht zu viele Schwierigkeiten macht, könntet ihr dann bitte ein paar Nahaufnahmen vom Äquator, 115. Längengrad, machen, wenn ihr den Jupiter umkreist? Da gibt es einen sonderbaren dunklen Fleck – vermutlich irgendeine Eruption, völlig rund, beinahe tausend Kilometer im Durchmesser. Sieht aus wie der Schatten eines Satelliten, aber das kann es nicht sein."

Tanya gab eine kurze Bestätigung durch, die in bemerkenswert wenigen Worten erkennen ließ, wie wenig Interesse man auf der „Leonov" im Augenblick der Meteorologie des Jupiters entgegenbrachte.

„Alle Systeme normal", meldete HAL. „Zwei Minuten bis zur Zündung."

„Sechs ... fünf ... vier ... drei ... zwei ... eins ... *Zündung!*"

Zuerst war der Schub kaum zu spüren; es dauerte fast eine Minute, bis er sich voll aufbaute. Floyd konnte sich ein Dutzend Dinge vorstellen, die jetzt noch schiefgehen konnten, und es war ihm nur ein schwacher Trost, als ihm einfiel, daß immer nur die 13. aller möglichen Katastrophen auch tatsächlich eintrat. Aber die Minuten schleppten sich ereignislos dahin; der einzige Beweis, daß die Triebwerke der „Discovery" arbeiteten, war die minimale, durch den Schub erzeugte Schwerkraft und eine ganz leichte Vibration, die von den Wänden des Schiffs übertragen wurde.

Floyd stand auf dem Beobachtungsdeck der „Leonov" und sah zum Jupiter hinauf. Langsam stürzte das Schiff über die Nachtseite auf den Punkt der stärksten Annäherung zu. Die prächtige, buckelige Scheibe ließ nun unendlich viele Einzelheiten erkennen.

Wo war doch gleich der Fleck, den sie auf Bitten der Bodenkontrollstation beobachten sollten? Er müßte jetzt in Sicht kommen, aber Floyd wußte nicht sicher, ob er mit dem bloßen Auge zu erkennen sein würde.

Floyd aktivierte die Bedienungselemente des 50-Zentimeter-Hauptteleskops – glücklicherweise war das Blickfeld nicht durch die angrenzende Masse der „Discovery" versperrt – und suchte mit mittlerer Energie den Äquator ab. Und da war er – gerade kam er über den Rand der Scheibe.

Er sah sofort, daß es mit diesem Fleck etwas Besonderes auf sich hatte. Er war so schwarz, daß er aussah wie ein Loch, das man durch die Wolken gestanzt hatte. Von seinem Blickpunkt aus schien er eine scharfumrissene Ellipse zu sein; Floyd schätzte, daß er direkt von oben gesehen ein vollkommener Kreis sein würde.

Er zeichnete ein paar Bilder auf, dann steigerte er die Leistung des Teleskops. Schon jetzt war die Formation durch die schnelle Drehung des Jupiters deutlich sichtbar; und je mehr Floyd hinstarrte, desto unverständlicher wurde ihm die ganze Sache.

Der Fleck war so schwarz wie die Nacht selbst. Als man ihn klarer sehen konnte, war offensichtlich, daß er einen vollkommenen Kreis bildete. Aber er war nicht scharf abgegrenzt, der Rand wirkte faserig, als sei das Ganze ein wenig unscharf.

War es Einbildung, oder war der Fleck größer geworden, während er ihn beobachtete? Floyd machte eine schnelle Schätzung und kam zu der Ansicht, daß das Ding jetzt 2000 Kilometer im Durchmesser hatte.

„Vasili", rief er über den Sprechfunk, „hast du einen Moment Zeit, auf den 50-Zentimeter-Monitor zu schauen?"

„Was meinen Sie, da gefunden zu haben? Oh ...", fragte Vasili und verstummte verblüfft.

Das ist *es*, dachte Floyd plötzlich. Was immer *es* sein mag ...

•

Der Große Schwarze Fleck, wie er selbstverständlich getauft worden war, wurde jetzt durch die schnelle Rotation des Jupiters aus dem Blickfeld getragen. Innerhalb von ein paar Stunden würden die immer noch beschleunigenden Schiffe ihn über der Nachtseite des Planeten wieder einholen, aber jetzt war die letzte Gelegenheit, ihn sich noch einmal bei Tageslicht genau anzuschauen.

Der Fleck vergrößerte sich immer noch mit unglaublicher Geschwindigkeit; innerhalb der letzten zwei Stunden hatte er seine Fläche mehr als verdoppelt. Seine Begrenzung, die sich jetzt beinahe mit Schallgeschwindigkeit in die Jupiteratmosphäre ausdehnte, sah immer noch seltsam faserig und unscharf aus. Und als das Schiffsteleskop auf seine allerhöchste Leistung eingestellt war, wurde die Ursache dafür endlich sichtbar.

Der Große Schwarze Fleck war in sich nicht einheitlich; er setzte sich, wie ein Fotodruck, den man durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, aus Myriaden winziger Punkte zusammen. Auf dem größten Teil der Fläche lagen die Punkte so dicht beieinander, daß sie sich beinahe berührten, aber am Rand wurde der Abstand zwischen ihnen immer größer, so daß der Fleck weniger von einer scharfen Linie, als von einem Halbschatten begrenzt wurde.

Es mußten beinahe eine Million der geheimnisvollen Punkte vorhanden sein, und es war deutlich zu erkennen, daß sie eine längliche Form hatten, daß sie eher Ellipsen als Kreisen glichen.

Und jetzt versank die Sonne hinter dem riesigen, schnell schmaler werdenden Bogen der Tagseite, und die „Leonov" raste zum zweitenmal in die Jupiternacht hinein – zu einem Treffen mit dem Schicksal. In weniger als 30 Minuten mußte die letzte Bremsphase einsetzen, und dann würde alles wirklich sehr schnell gehen.

Floyd fragte sich, ob er sich Chandra und Curnow hätte anschließen sollen, um HAL zu überwachen. Aber er konnte nichts tun, in einem Notfall würde er nur im Wege stehen. Das Abschaltgerät befand sich in Curnows Tasche, und Floyd wußte, daß die Reaktionen des Jüngeren schneller waren als seine eigenen. Wenn HAL auch nur das leiseste Anzeichen eines Fehlverhaltens erkennen ließ, konnte man ihn in weniger als einer Sekunde ab-

schalten. Da man Chandra gestattet hatte, alles so zu regeln, wie er es für richtig hielt, hatte er völlige Kooperationsbereitschaft gezeigt und eine Möglichkeit zur Übernahme der Handsteuerung eingerichtet.

Aber Curnow wäre wohler zumute, wie er Floyd gestanden hatte, wenn er eine noch bessere Sicherheitsvorkehrung zur Verfügung gehabt hätte – nämlich einen zweiten Abschaltmechanismus für den sensiblen Betreuer des Computers HAL – für Chandra selbst.

Die Sonne erlosch hinter ihnen, innerhalb von Sekunden von der gewaltigen Kugel verdunkelt, der sie sich nun so schnell näherten. Wenn sie die Sonne wiedersahen, sollten sie eigentlich auf dem Heimweg sein.

„Wir holen jetzt gleich den Großen Schwarzen Fleck wieder ein", rief Vasili. „Bin neugierig, ob wir etwas Neues sehen können."

Ich hoffe doch nicht, dachte Curnow; wir haben im Augenblick gerade genug am Hals. Trotzdem warf er schnell einen Blick auf das Bild, das Vasili auf dem Teleskopmonitor übertrug.

Zuerst konnte er außer der schwach leuchtenden Nachtseite des Planeten nichts sehen; dann entdeckte er am Horizont einen verkürzten Kreis von tieferer Schwärze. Sie rasten mit unglaublicher Geschwindigkeit darauf zu.

Vasili erhöhte die Lichtstärke, und das ganze Bild erhellte sich magisch. Endlich löste sich der Große Schwarze Fleck in seine Myriaden von identischen Elementen auf . . .

Mein Gott, dachte Curnow, das kann ich einfach nicht glauben!

Er hörte überraschte Ausrufe: Alle anderen hatten im selben Augenblick dieselbe Überraschung erlebt.

„Dr. Chandra", meldete sich der Computer HAL von der ‚Discovery', „ich stelle starke Belastungen in den Stimmustern der Besatzung fest. Gibt es ein Problem?"

„Nein, HAL", antwortete Chandra auf der „Leonov". „Alles läuft normal. Wir haben nur gerade eine Überraschung erlebt – das ist alles. Was hältst du von dem Bild auf Monitorschaltkreis 16?"

„Ich sehe die Nachtseite des Jupiters. Darauf eine kreisförmige Fläche, 3250 Kilometer im Durchmesser, die mit rechtekkigen Gegenständen bedeckt ist."

„Wie viele sind es?"

Es folgte eine ganz kurze Pause, dann ließ HAL die Zahl auf einem Bildschirm aufleuchten: 1 355 000 ± 1000.

„Und kannst du sie erkennen?"

„Ja. Sie sind nach Größe und Form identisch mit dem Objekt, das Sie als ‚Großer Bruder' bezeichnen. Zehn Minuten bis zur Zündung. Alle Systeme auf Nennleistung."

Meine sind es nicht mehr, dachte Curnow. Also ist das verdammte Ding zum Jupiter hinuntergeflogen – und hat sich vervielfacht. Eine Seuche von schwarzen Monolithen hatte gleichzeitig etwas Komisches und etwas Bedrohliches an sich; und zu seiner Überraschung und Verwirrung schien ihm dieses unglaubliche Bild auf der Monitorscheibe unheimlich vertraut.

Natürlich – das war es! Diese Myriaden von schwarzen Rechtecken erinnerten ihn an – Dominosteine!

„Acht Minuten bis zur Zündung. Alle Systeme auf Nennleistung. Dr. Chandra – darf ich einen Vorschlag machen?" meldete sich HAL.

„Worum geht es, HAL?"

„Das ist ein sehr ungewöhnliches Phänomen. Meinen Sie nicht, ich sollte den Countdown abbrechen, damit wir hierbleiben und es studieren können?"

An Bord der „Leonov" eilte Floyd so schnell er konnte auf die Brücke. Vielleicht brauchten ihn Tanya und Vasili. Ganz zu schweigen von Chandra und Curnow – welch eine Situation! Und wenn Chandra nun für HAL Partei ergriff? Wenn er das tat – hatten sie vielleicht sogar beide recht! War das schließlich nicht genau der Grund, warum sie hierhergekommen waren?

Wenn sie den Countdown abbrachen, würden die Schiffe eine Schleife um den Jupiter ziehen und in 19 Stunden wieder genau an derselben Stelle sein. Eine Verzögerung von 19 Stunden wäre an sich kein Problem; wenn nicht diese rätselhafte Warnung gewesen wäre, hätte er, Floyd, diese Empfehlung selbst mit Nachdruck ausgesprochen.

Aber sie hatten viel mehr als eine Warnung erhalten. Unter ihnen breitete sich eine planetarische Seuche über die Oberfläche des Jupiters aus. Vielleicht wollten sie wirklich vor dem außergewöhnlichsten Phänomen in der Geschichte der Wissenschaft davonlaufen. Trotzdem war es ihm lieber, wenn sie es aus weniger gefährlicher Distanz studierten.

„Sechs Minuten bis zur Zündung", meldete HAL. „Alle Systeme auf Nennleistung. Ich kann den Countdown jederzeit abbrechen, wenn Sie einverstanden sind. Ich möchte Sie daran erinnern, daß meine Hauptanweisung lautet, alles im Jupiterraum zu studieren, was mit Intelligenz zu tun haben könnte."

Floyd kannte diese Wendung nur zu gut; er hatte sie selbst formuliert. Er wünschte, er könnte sie aus HALs Gedächtnis löschen.

Einen Augenblick später hatte er die Brücke erreicht und stellte sich den beiden Orlovs. „Was empfehlen Sie?" fragte Tanya schnell.

„Wir müssen das Dr. Chandra überlassen", antwortete Floyd. „Kann ich mit ihm sprechen – auf der privaten Leitung?"

Vasili reichte ihm das Mikrofon.

„Chandra? Ich nehme an, daß HAL uns jetzt hören kann?"

„Richtig, Dr. Floyd."

„Sie müssen schnell mit ihm reden. Überzeugen Sie ihn, daß der Countdown unbedingt fortgesetzt werden muß, daß wir seine – äh, Begeisterung für die Wissenschaft zu schätzen wissen – ja, das ist der richtige Ansatz –, sagen Sie, wir sind überzeugt davon, daß er diese Aufgabe auch ohne unsere Hilfe erledigen kann. Und wir werden natürlich die ganze Zeit mit ihm in Kontakt bleiben."

„Fünf Minuten bis zur Zündung. Alle Systeme auf Nennleistung. Ich warte immer noch auf Ihre Antwort, Dr. Chandra."

Das tun wir alle, dachte Curnow, der nur einen Meter von Chandra entfernt stand. Und wenn ich schließlich doch noch auf den bewußten Knopf drücken muß, wird es mich irgendwie erleichtern. Ja, ich werde es sogar genießen.

„In Ordnung, HAL. Setze jetzt den Countdown fort", wandte sich Chandra an den Computer. „Ich habe volles Vertrauen in deine Fähigkeit, alle Phänomene im Jupiterraum ohne unsere Überwachung zu studieren. Natürlich werden wir ständig mit dir in Verbindung bleiben."

„Vier Minuten bis zur Zündung. Alle Systeme auf Nennleistung. Treibstofftank vollständig unter Druck gesetzt. Stabile Spannung auf dem Plasma-Auslöser. Sind Sie sicher, daß Sie die richtige Entscheidung getroffen haben, Dr. Chandra? Ich habe gern mit Menschen zu tun. Die Zusammenarbeit ist sehr anregend. Position des Schiffes korrekt bis auf ein Milliradiant nach dem Komma."

„Wir arbeiten auch gern mit dir, HAL. Und wir werden das weiterhin tun, auch wenn wir Millionen von Kilometer entfernt sind."

„Drei Minuten bis zur Zündung. Alle Systeme auf Nennleistung. Die Zeitverzögerung ist ein Problem, Dr. Chandra. Vielleicht ist es mal nötig, daß wir ohne Verzögerung miteinander sprechen."

Das ist Wahnwitz, dachte Curnow, seine Finger waren jetzt dicht am Abschaltmechanismus. Ich glaube wirklich, daß HAL – einsam ist.

Die Lichter flackerten so unmerklich, daß nur jemand, der das Verhalten der „Discovery" in jeder Nuance genau kannte, es bemerkt hätte. Das konnte gut oder schlecht sein – der Beginn der Plasma-Zündsequenz oder der Abbruch . . .

„HAL", flüsterte Chandra so leise, daß Curnow ihn kaum hören konnte. „Wir *müssen* fort. Ich habe keine Zeit, dir alle Gründe zu nennen, aber ich kann dir versichern, daß es wahr ist."

„Zwei Minuten bis zur Zündung. Alle Systeme auf Nennleistung. Schlußsequenz

Für Momente wie diesen... Der besondere Scotch.

Ein außergewöhnlicher Whisky, 12 Jahre lang
in Eichenfässern gereift.
Der Scotch, der höchste Erwartungen erfüllt.

Ballantine's
TWELVE 12 YEARS OLD

© George Ballantine & Son Limited

ALLEINIMPORT
LUCAS BOLS GMBH, NEUSS/RHEIN

eingeleitet. Es tut mir leid, daß Sie nicht bleiben können. Wollen Sie mir einige der Gründe nennen?"

„Nicht in zwei Minuten, HAL. Setze den Countdown fort. Später werde ich dir alles erklären. Wir haben immer noch mehr als eine Stunde vor uns ... miteinander."

HAL gab keine Antwort. Er schien eine Ewigkeit zu schweigen. Jetzt mußte doch schon seine nächste Ansage fällig sein. Curnow blickte auf die Uhr. Mein Gott, dachte er, hat HAL den Countdown abgebrochen? Curnows Hand fingerte unsicher nach dem Schalter. Was soll ich jetzt tun? Ich wünschte, Floyd würde etwas sagen, verdammt, aber wahrscheinlich hat er Angst, die Lage zu verschlimmern ...

Aus weiter, weiter Ferne kam ein schwaches, pfeifendes Kreischen wie von einem Tornado, der am Rand des Horizontes dahinrast.

Die „Discovery" begann zu vibrieren; die ersten Anzeichen der wiedereinsetzenden Schwerkraft waren festzustellen.

„Zündung", meldete HAL. „Voller Schub bei T plus 15 Sekunden."

„Danke, Hal", antwortet Chandra.

•

In der Euphorie des Augenblicks hatten sie den mysteriösen schwarzen Fleck ganz vergessen, der sich unaufhaltsam über die Oberfläche des Jupiters ausbreitete.

Am nächsten Morgen nach Schiffszeit sahen sie ihn wieder. Der schwarze Bereich hatte sich jetzt so weit ausgebreitet, daß er einen ansehnlichen Teil des Planeten bedeckte, und nun konnten sie ihn endlich in Ruhe genau studieren.

„Wissen Sie, woran er mich erinnert?" fragte Katerina Rudenko, die Schiffsärztin. „An einen Virus, der eine Zelle angreift. So wie ein Phage seine DNS in Bakterien einspritzt und sich dann so lange vervielfältigt, bis er die Herrschaft übernimmt."

„Wollen Sie damit sagen", fragte Tanya ungläubig, „daß der ‚Große Bruder' den Jupiter *auffrißt?*"

„Es sieht jedenfalls ganz genauso aus."

„Kein Wunder, wenn der Jupiter allmählich krank aussieht. Aber Wasserstoff und Helium sind nicht sehr nahrhaft, und viel mehr gibt es in dieser Atmosphäre nicht. Nur ein paar Prozent anderer Elemente."

„Was zusammen ein paar Quintillionen Tonnen Schwefel, Kohlenstoff, Phosphor und alles mögliche andere am unteren Ende des Periodensystems ausmacht", erklärte Alexander, der Nachrichtentechniker. „Jedenfalls sprechen wir von einer Technologie, die wahrscheinlich alles vermag, was nicht den Gesetzen der Physik widerspricht. Wenn man Wasserstoff hat, was braucht man dann noch mehr? Mit dem richtigen Know-how kann man daraus alle anderen Elemente synthetisch herstellen."

„Sie fegen alles auf dem Jupiter zusammen – das ist sicher", sagte Vasili. „Seht euch das an."

Eine extreme Nahaufnahme von einem der unzähligen, identischen Rechtecke erschien jetzt auf dem Monitor des Teleskops. Selbst mit bloßem Auge war es offensichtlich, daß Gasströme in die beiden kleineren Flächen der unzähligen Miniobjekte hineinflossen; die Turbulenzmuster sahen den Kraftlinien sehr ähnlich, die sich zeigen, wenn sich Eisenfeilspäne um die Enden eines Stabmagneten sammeln.

„Eine Million Staubsauger", rief Curnow, „die die Atmosphäre des Jupiter aufsaugen. Aber warum?"

„Und wie vervielfältigen sie sich?" fragte Maxim Brailovsky. „Habt ihr schon einmal einen in flagranti erwischt?"

„Ja und nein", antwortete Vasili. „Wir sind zu weit weg, um Einzelheiten sehen zu können, aber es ist eine Art Spaltung, wie bei einer Amöbe."

„Meinen Sie – sie spalten sich auf, und die Hälften wachsen dann wieder zur ursprünglichen Größe heran?"

„*Njet.* Es gibt keine ‚Kleinen Brüder' – sie wachsen anscheinend, bis sie sich der Dicke nach verdoppelt haben, dann spalten sie sich der Länge nach mittendurch und bringen identische Zwillinge hervor, von genau derselben Größe wie das Original. Und der Zyklus wiederholt sich in annähernd zwei Stunden."

„Zwei Stunden!" rief Floyd. „Also werden in nur 20 Stunden zehn Verdoppelungen stattgefunden haben. Aus einem ‚Bruder' werden tausend geworden sein."

„1024", sagte Chandra.

„Ich weiß ja, aber wir wollen das Ganze doch nicht komplizieren. In ein paar Tagen werden sie bei dieser Geschwindigkeit mehr wiegen als der Jupiter!"

•

Er hatte nie damit gerechnet, noch einmal hierher zu kommen, noch dazu mit einem so sonderbaren Auftrag. Als er die „Discovery" wieder betrat, war das Schiff weit hinter der

„O Gott! Da kommt entweder meine Frau oder dein Schäfer"

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette enthält: Roth-Händle 1,3 mg Nikotin und 21 mg Kondensat (Teer), mit Filter 0,7 mg N und 12 mg K (Durchschnittswerte nach DIN).

fliehenden „Leonov" zurückgeblieben und kletterte immer langsamer auf den jupiterfernsten Punkt zu, dem höchsten Punkt seiner Umlaufbahn zwischen den äußeren Satelliten. Manch ein eingefangener Komet hatte während der vergangenen Zeitalter den Jupiter in einer ebenso langen Ellipse umflogen und gewartet, bis das Spiel der Schwerkräfte sein Schicksal endgültig entschied. Nur Minuten blieben jetzt noch, dann würde der Ausgang dieses Unternehmens feststehen, und während dieser letzten Minuten war er noch einmal mit HAL alleine.

„Verstehst du mich, HAL?"

„Ja, Dave. Aber wo bist du? Ich kann dich auf keinem meiner Monitore sehen."

„Das ist nicht wichtig. Ich habe neue Anweisungen für dich. Die Infrarotstrahlung von Jupiter auf den Kanälen R-23 bis R-35 steigt rapide an. Ich werde dir einige Grenzwerte geben. Sobald sie erreicht sind, mußt du die Antenne auf die Erde richten und die folgende Botschaft so oft absetzen wie möglich . . ."

„Aber das bedeutet, daß ich die Verbindung zur ‚Leonov' unterbrechen muß. Ich werde meine Jupiterbeobachtungen nicht mehr übermitteln können."

„Richtig, aber die Situation hat sich geändert. Nimm Aufhebung der Priorität Alpha an. Hier sind die Koordinaten für AE-35."

„Anweisungen bestätigt, Dave. Es ist schön, wieder mit dir zu arbeiten. Habe ich meine Missionsziele richtig erfüllt?"

„Ja, HAL. Du hast es sehr gut gemacht. Jetzt mußt du noch eine letzte Botschaft zur Erde übermitteln – und es wird die wichtigste sein, die du jemals gesendet hast."

„Gib sie mir bitte, Dave. Aber warum sagtest du die letzte?"

Dies hier war seine letzte Verbindung mit der Welt der Menschen und mit dem Leben, das er einst gekannt hatte.

Es wäre interessant zu prüfen, wie weit ihr Wohlwollen reichte – wenn man so einen Ausdruck auf sie auch nur sehr begrenzt anwenden konnte. Und es sollte ihnen nicht schwerfallen zu tun, worum er sie bat; sie hatten schon reichlich bewiesen, wie mächtig sie waren, als der nicht länger benötigte Körper von David Bowman ganz nebenbei zerstört worden war – ohne daß dadurch das Ende der Existenz von David Bowman gekommen wäre.

„Ich warte noch immer auf deine Antwort, Dave."

„Korrektur, HAL. Ich hätte sagen sollen: Deine letzte Nachricht für lange Zeit. Für SEHR *lange Zeit."*

Sie würden doch sicher verstehen, daß seine Bitte nicht unvernünftig war; kein Wesen mit Bewußtsein konnte ganze Ewigkeiten in der Isolation überleben, ohne Schaden zu leiden.

„Aktiviere Aggregat AE-35. Richte Langstreckenantenne neu aus . . . Einstellung auf Funkstrahl Terra Eins bestätigt. Botschaft beginnt: ALL DIESE WELTEN . . ."

Es blieb kaum Zeit für knapp 100 Wiederholungen der 14 Worte, als eine Welle reiner Hitze wie ein Hammer auf das Schiff eindrosch.

•

Festgehalten durch die Furcht vor der langen Einsamkeit, die nun vor ihm lag, sah das Wesen, das einst David Bowman und Kommandant des Raumschiffs „Discovery" gewesen war, lange zu, wie der Rumpf unaufhaltsam wegbrannte. Lange Zeit behielt das Schiff seine Form; dann fraßen sich die Lager des Drehkörpers fest und setzten sofort den angestauten Schwung des riesigen, sich drehenden Flugrads frei. In einer lautlosen Detonation stoben die Myriaden weißglühender Bruchstücke auseinander, jedes in eine andere Richtung.

•

„Hallo, Dave. Was ist geschehen? Wo bin ich?" Er hatte nicht gewußt, daß er sich entspannen konnte, um den Augenblick des Erfolgs zu genießen. Er hatte um einen Knochen gebeten – und den hatte man ihm hingeworfen.

„Ich werde es dir später erklären, HAL. Wir haben Zeit genug."

Dann brachen sie auf, um jahrhundertelang zu warten, bis sie wieder gerufen wurden.

•

Der endgültige Zusammenbruch eines Sterns dauert vielleicht nur eine Sekunde, bevor die Bruchstücke in einer Supernova zurückschnellen. So gesehen spielte sich die Metamorphose des Jupiters in beinahe gemächlichem Tempo ab. Trotzdem dauerte es mehrere Minuten, bis Alexander, der Nachrichtentechniker, seinen Augen trauen konnte. Er hatte mit dem Teleskop eine Routineüberprüfung des Jupiters vorgenommen, als der Planet anfing, aus dem Blickfeld zu wandern. Einen Augenblick lang dachte Alexander, die Stabilisierung des Gerätes sei defekt – dann erkannte er mit einem Schock, daß der Jupiter selbst sich bewegte, und nicht etwa das Teleskop.

Alexander schaltete auf eine geringere Vergrößerung, damit er die ganze Scheibe des Planeten sehen konnte, die jetzt von einem grauen, fleckigen Ausschlag bedeckt zu sein schien. Nach einigen weiteren Minuten voller Unglauben sah er, was sich wirklich abspielte, auch wenn er es noch immer kaum glauben konnte.

Jupiter bewegte sich nicht von seinem uralten Orbit weg, sondern er tat etwas, was fast genauso unmöglich war. Er schrumpfte – so schnell, daß man seinen Rand regelrecht über das Blickfeld des Teleskops kriechen sehen konnte. Gleichzeitig wurde der Planet heller, sein stumpfes Grau wandelte sich in Perlweiß. Er war bestimmt heller, als er es in den langen Jahren, seit ihn der Mensch beobachtete, jemals gewesen war. Das reflektierte Sonnenlicht konnte unmöglich . . .

In diesem Augenblick begriff Alexander plötzlich, was geschah (aber nicht, warum es passierte), und er löste Alarm aus.

Als Floyd in knapp 30 Sekunden den Beobachtungsraum erreicht hatte, bemerkte er als erstes den blendenden Lichtschein, der durch die Fenster strömte und ovale Flecken an die Wände malte. Sie waren so grell, daß er die Augen abwenden mußte; nicht einmal die Sonne konnte eine solche Helligkeit hervorbringen.

Floyd war so verblüfft, daß er diesen grellen Schein einen Augenblick lang gar

nicht mit dem Jupiter in Verbindung brachte. Der erste Gedanke, der durch sein Gehirn zuckte, war: Supernova! Er verwarf diese Erklärung sofort wieder; nicht einmal Alpha Centauri, der nächste Nachbar der Sonne, hätte mit einer Explosion dieses eindrucksvolle Schauspiel bieten können.

Das Licht wurde plötzlich schwächer; Alexander hatte die äußeren Sonnenschutzschirme ausfahren lassen. Jetzt konnte man direkt auf die Quelle des Lichts schauen und sah, daß sie nur so groß wie ein Stecknadelkopf war – nichts als ein weiterer Stern, der überhaupt keine Dimensionen erkennen ließ. Das konnte nichts mit Jupiter zu tun haben! Als Floyd nur wenige Minuten zuvor auf den Planeten geblickt hatte, war er noch viermal größer gewesen als die ferne, eingeschrumpfte Sonne.

Es war gut, daß Alexander die Schutzschirme ausgefahren hatte. Einen Augenblick später explodierte der winzige Stern – so daß man sogar durch die dunklen Filter hindurch unmöglich mit bloßem Auge hinsehen konnte. Aber diese letzten Zuckungen des Lichts dauerten nur einen Sekundenbruchteil; dann wurde Jupiter – oder was einmal Jupiter gewesen war – wieder größer. Er expandierte weiter und weiter, bis er viel umfangreicher war als vor der Transformation. Bald schwächte sich auch die Lichtkugel ab und war nicht mehr heller als die Sonne.

Etwas Großes und Wunderbares war zerstört worden. Jupiter mit all seiner Schönheit und Größe und allen Geheimnissen, die jetzt nie mehr gelöst werden würden, hatte aufgehört zu existieren. Der Vater aller Götter war in der Blüte seiner Jahre dahingerafft worden. Aber man konnte die Lage auch anders betrachten. Den Jupiter hatte man verloren: Was hatte man jedoch an seiner Stelle gewonnen?

Tanya Orlov hatte sich geschickt den richtigen Augenblick ausgesucht, als sie kurz auf ein Schaltpult klopfte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. „Heywood, haben Sie eine Ahnung, was geschehen ist?"

„Nur, daß sich Jupiter in eine Sonne verwandelt hat."

„Ich dachte immer, dafür sei er viel zu klein. Hat nicht einmal jemand den Jupiter als ‚die Sonne, die es nicht schaffte' bezeichnet?"

„Das stimmt", sagte Vasili, „Jupiter ist zu klein, als daß es zu einer Kernfusion kommen könnte – ohne fremde Unterstützung."

„Du meinst, wir haben gerade das Beispiel einer astronomischen Manipulation gesehen?"

„Zweifellos. Jetzt wissen wir, was der ‚Große Bruder' vorhatte."

„Wie hat er das bloß geschafft?"

Der Stern, der einmal Jupiter gewesen war, schien sich nach seiner explosiven Geburt beruhigt zu haben. Er war jetzt ein greller Lichtpunkt und schien beinahe so hell wie eine wirkliche Sonne.

„Ich denke jetzt nur laut nach – aber so könnte es gehen", sagte Vasili, „Jupiter besteht – bestand – hauptsächlich aus Wasserstoff. Wenn ein großer Teil davon in viel dichtere Materie – wer weiß, vielleicht sogar Neutronenmaterie? – umgewandelt werden könnte, würde die zum Kern hinuntersinken. Vielleicht ist es das, was die Milliarden von ‚Großen Brüdern' mit dem Gas angestellt haben, das sie einsaugten. Nukleosynthese – Aufbau höherer Elemente aus reinem Wasserstoff. Den Trick möchte ich kennen. Keine Metallknappheit mehr – Gold, so billig wie Aluminium!"

„Aber wieso erklärt das, was geschehen ist?" fragte Tanya.

„Wenn der Kern dicht genug würde, würde Jupiter in sich zusammenstürzen – wahrscheinlich innerhalb von Sekunden. Die Temperatur würde genug ansteigen, um die Fusion in Gang zu setzen. Oh, ich kann mir ein Dutzend Gegenargumente vorstellen, aber diese Theorie reicht für den Anfang; die Einzelheiten werde ich später ausknobeln. Oder ich denke mir eine bessere aus."

„Das wirst du bestimmt, Vasili", sagte Floyd. „Aber es gibt noch eine wichtigere Frage. *Warum* hat man es getan?"

Das brachte die Diskussion mehrere Sekunden zum Erliegen.

„He!" rief Maxim, der Bautechniker. „Und was ist mit der ‚Discovery' – und was ist mit HAL?"

Alexander schaltete den Langstreckenempfänger ein und begann, die Funkfrequenz abzusuchen. Er fand kein einziges Signal. Nach einer Weile verkündete er: „Die ‚Discovery' ist verschwunden."

Ein paar versuchten, Dr. Chandra über den Verlust HALs zu trösten, so wie man einen Vater tröstet, der gerade seinen Sohn verloren hatte.

Aber HAL hatte noch eine letzte Überraschung für sie alle.

●

Die Funkbotschaft, die zur Erde geschickt worden war, konnte die „Discovery" nur ein paar Minuten, bevor der Strahlungsstoß das Schiff traf, verlassen haben. Sie war nicht verschlüsselt und wurde ständig wiederholt:

ALL DIESE WELTEN GEHÖREN EUCH – BIS AUF SATELLIT EUROPA. VERSUCHT NIEMALS, DORT ZU LANDEN.

Das wurde mehr als hundertmal wiederholt, dann gerieten die Buchstaben durcheinander, und die Übertragung brach ab.

„Ich verstehe", sagte Floyd, als die Botschaft von der beeindruckten und beunruhigten Bodenkontrollstation zu ihnen weitergeleitet worden war. „Das nenne ich ein respektables Abschiedsgeschenk – eine neue Sonne und ihre Planeten."

„Aber warum wollen sie uns nicht den Satelliten Europa lassen?" fragte Tanya.

„Wir wollen nicht gierig sein", erwiderte Floyd. „Ich kann mir einen sehr guten Grund denken. Wir wissen, daß es auf Satellit Europa Leben gibt, das ist uns glaubwürdig berichtet worden. Bowman – oder seine Freunde, wer immer sie auch sein mögen, wollen deshalb, daß wir die Finger davon lassen."

„Das klingt auch aus einer anderen Perspektive gesehen sinnvoll", sagte Vasili. „Ich habe ein paar Berechnungen angestellt. Angenommen, Sol 2 hat sich beruhigt und strahlt weiterhin im jetzigen Ausmaß. Dann müßte der Jupitersatellit Europa ein hübsches, tropisches Klima haben – sobald das Eis geschmolzen ist. Und es verflüssigt sich jetzt schon ziemlich schnell."

„Was ist mit den anderen Monden?" wollte Floyd wissen.

„Ganymed wird ganz angenehm werden – auf der Tagseite wird gemäßigtes Klima herrschen. Auf Callisto wird es sehr kalt sein; obwohl ein starker Gasausstoß die neue Atmosphäre vielleicht bewohnbar machen könnte. Aber der Mond Io wird wahrscheinlich noch schlimmer dran sein als jetzt."

„Kein großer Verlust. Er war schon die Hölle, bevor das passierte."

„Schreibt Io nicht ganz ab", sagte Curnow. „Ich kenne eine Menge Ölleute von Texarab, die sich mit Freuden drauf niederlassen würden, einfach aus grundsätzlichen Überlegungen heraus. An einem so scheußlichen Ort muß es einfach irgend etwas Wertvolles geben. Und übrigens, warum hat HAL diese Botschaft zur Erde gesandt und nicht an uns? Wir waren doch viel näher."

Sie schwiegen ziemlich lange, dann sagte Floyd nachdenklich: „Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen. Vielleicht wollte er sichergehen, daß die Erde die Botschaft auch bestimmt erhält. Und wenn wir an unserem Starttermin festgehalten und die ‚Discovery' nicht als Brennstufe benützt hätten, hätte ‚man' oder ‚es' irgend etwas getan, um uns zu retten? Das hätte doch für eine Intelligenz, die einen Planeten wie den Jupiter in die Luft jagen konnte, keine große zusätzliche Anstrengung erfordert."

Ein unbehagliches Schweigen trat ein, das schließlich von Heywood Floyd gebrochen wurde.

„Im großen und ganzen", sagte er, „bin ich sehr froh, daß es niemals eine Antwort auf diese Frage geben wird."

EIN ECHTER MANN LEBT ZWEIMAL *(Fortsetzung von Seite 50)*

hinter dem Fenster zu meiner Linken ein Himmel voller Sterne.

Mein Leben war mir ebenso unerträglich geworden wie mein Beruf. Mein Beruf! Welch hohe Ideale hatte ich in meiner Jugendzeit in Straßburg. Wie anständig, wie klug, wie gebildet träumte ich da zu sein als Anwalt des Rechts und aller um ihr Recht Kämpfenden.

Ich erinnerte mich noch gut an diesen Traum eines jungen Mannes, leider, denn eben das machte alles so unerträglich.

Und später als Rechtsanwalt hatte ich gute Leute, kleine Leute verteidigt. Leute, die zu Unrecht angeklagt waren. Ergebnis? Elend war meine Kanzlei, elend war es mir selbst gegangen. Und dann, mehr durch einen Zufall, hatte ein ganz großer Betrüger, der Schuld am Zusammenbruch vieler Existenzen trug, meine Rechtshilfe in Anspruch genommen.

Ja, und?

Freibekommen hatte ich den Kerl. Es war *die* Sensation von Paris. Von einem Tag zum andern besaß ich einen vollkommen neuen Mandantenkreis. Und war glücklich darüber, glücklich.

Und aus diesem Grund hatte ich von da an mit meiner ganzen Kraft, meiner ganzen Intelligenz dem Geld, dem Ruhm nachgejagt, skrupellos in meinen Prozessen vor keinem Bluff, vor keinem Trick, keinem gerissenen Manöver zurückschreckend, wenn es da – und wieder König Richard – „um Meineid, Meineid in allerhöchstem Grad, um Mord, um grausen Mord in fürchterlichstem Grad, jedwede Sünd' in jedem Grad geübt" gegangen war.

Ja, so wurd' man Staranwalt, bewundert und verachtet, ganz egal, begehrt! Man verdiente ein Vermögen, ein Chalet auf dem Land, ein Boot unten im Süden, hatte Bekannte zu Dutzenden: reiche, schöne, berühmte.

Hatte man Freunde?

Nein. Man hatte einmal viele gehabt und gute, aber das war lange her. Eifersüchtig war meine Frau Yvonne gewesen auf meine Freunde, und gefürchtet hatte sie alle, zu Recht und mit gutem Instinkt. Denn meine Freunde fragten mich damals, vor vielen Jahren, wie um des Himmels willen ich denn dazu gekommen sei, eine solche Frau zu heiraten: schön, böse, dumm.

Und?

Warum ließ ich sie nicht, meine schöne, böse, dumme Frau? Ich sagte schon: Das ging nicht. Das konnte ich nicht. Als ich Yvonne vor nunmehr 21 Jahren zur Frau nahm, da war ich unbekannt und arm, ihr Vater aber reich, und sie brachte Geld, viel Geld mit in die Ehe. Also Gütergemeinschaft. Wenn ich mich von Yvonne scheiden lassen wollte, hätte mir das finanziell den Ruin gebracht. Natürlich stimmte das nicht. Aber ich redete es mir ein, denn ich liebte den Wohlstand. Und feige war ich, sehr feige.

Warum heiratete er eine solche Frau?

Nun, ich war verliebt, nicht wahr. Ich bemerkte nicht, daß sie böse war und dumm, ich sah nur, daß sie schön war, so schön. Und da war noch etwas: Wir hatten uns – so heißt das wohl – unter der Haut. Wild aufeinander waren wir wie Tiere – sieben Jahre lang. Dann war dieser Rausch zu Ende, dann war es zu spät. Denn da hatte meine Karriere längst begonnen.

Ich trank einen großen Schluck Whisky und sah mir in der spiegelnden Fensterscheibe dabei zu. Meine Frau hatte einen Geliebten. Paul Perrier hieß der junge Mann. Ganz offiziell war er Yvonnes Geliebter. In Paris kannst du so etwas machen, und ich war ja auch mehr als fleißig mit meinen Damen.

Wer von uns allen hat noch nie gedacht: Jetzt gehe ich, jetzt steige ich aus und fange ein neues, ein ganz anderes Leben an? Wer hat dergleichen noch nie gedacht? Ach, es war das Spiel, das alle spielten in Gedanken, nur keiner sprach davon. Ich leerte mein Glas und überlegte: Wie lange habe ich mit 49 Jahren noch zu leben? Ein Jahr? 20? Oder nur eine Minute? Wenn ich, so dachte ich, jetzt und hier sterben würde – was wäre dann über mein Leben zu sagen? Nur dies: Ganz ohne Wert war es, ganz ohne Sinn.

•

„Noch einen Whisky, Monique, bitte."

„Sofort, Maître." Sie eilte davon. Diesmal saß ich also in der zweiten Klasse, obwohl ich sonst stets erster flog. Die Maschine war aus London gekommen und in Paris nur zwischengelandet. Die erste Klasse war voll besetzt mit den Mitgliedern einer israelischen Regierungskommission. Londoner Beratungen über das Palästinenserproblem sollten in Wien mit Bundeskanzler Kreisky fortgesetzt werden. Kreisky hatte sich erbötig gemacht, als Verbindungsmann zu Jassir Arafat zu fungieren. Monique hatte es mir erzählt, nach dem Start. Zuvor hatte ich noch mit Daniel Mann in Wien telefoniert: „Alles okay, mein Alter. Ich fliege mit der EURO AIR: Wir werden um 0 Uhr 35 in Wien landen."

„Großartig, dann bist du gegen halb zwei bei mir."

„Ja", hatte ich gesagt. „Also dann bis halb zwei, Daniel."

Eng war es in der zweiten Klasse. Meine langen Beine schmerzten.

„Ihr Whisky, Maître."

„Danke, Monique." Ich sah sie an. Sie schloß kurz die Augen, und das hieß: Wenn du willst, ich bin bereit. Ich beschloß, im Wiener Flughafen die erstbeste Gelegenheit wahrzunehmen. Vielleicht vertrieb das vorübergehend meine Trübsal.

Ich trank einen großen Schluck.

Damit du dir auch wirklich eine Vorstellung davon machen kannst, wie weit es schon mit mir gekommen war, muß ich noch von meiner monströsen Müdigkeit erzählen. In den ersten Jahren unserer Ehe kam ich fast überhaupt nicht zum Schlafen. Yvonne und ich lagen im gleichen Bett und hatten die Nacht durch miteinander zu tun. Sehr oft ging das bis zum Morgengrauen. Es folgte eine lange Periode, in der ich abends wegen der Ereignisse und Erlebnisse in Kanzlei und Gerichtssaal so überdreht heimkam, daß ich nur mit schwersten Mitteln – und auch dann schlecht – schlafen konnte. Im dritten Abschnitt befand ich mich seit etwa einem Jahr.

Ich schlief und schlief und schlief. Sonn- und feiertags kam ich überhaupt nicht aus dem Bett. Da schlief ich ohne jedes Mittel 14, 16, 18 Stunden durch: tief, fest und mit schönen Träumen. Ich hatte seit langem ein eigenes Schlafzimmer. Yvonne, die meinem Beruf Desinteresse und tiefe Verachtung entgegenbrachte, wurde erst nervös, als ich die letzte Phase dieses Stadiums erreichte – Schlafsucht. Ich wußte, daß ich aufstehen mußte, ich wußte, daß ich Termine und Verabredungen hatte, allein ich blieb im Bett und schlief – manchmal bis in den hohen Mittag hinein. In meinen wachen Stunden indessen, wenn ich Plädoyers hielt, wenn ich schwierige Schriftsätze verfaßte, hatte ich nur eine Sehnsucht: zu schlafen. Zu schlafen und nie mehr aufzuwachen. Ich magerte stark ab in jener Zeit und sah elend aus.

So ging das nicht weiter. Ich ließ mir einen Arzt empfehlen. Der untersuchte mich, warf einen Blick auf meine ständig leicht zitternden Hände und sagte: „Körperlich sind Sie völlig gesund. Psychisch . . . hm."

„Was heißt ‚hm'?"

„Psychisch sieht es bei Ihnen so aus: Sie schlafen endlos, weil Sie sich mit allen Kräften gegen das Wachsein und das ordentliche, pünktliche Arbeiten wehren. Sie arbeiten ja nicht für sich allein. Sie arbeiten auch für Ihre Frau. Sie hat einen Freund, nicht wahr?"

„Ja", sagte ich.

„Nun, dann arbeiten Sie auch für ihn. Für Ihre Frau und ihn. Eben das aber wollen Sie nicht mehr tun. Man nennt das eine Flucht ins Bett. Der Zustand wird sich verschlimmern. Die psychosomatischen Beschwerden, die Sie empfinden, können oder werden sich bald zu richtigen schwe-

All you need is taste. Jim Beam.

Denn mit Jim Beam zeigen Sie Geschmack.

ren Krankheiten auswachsen. Wenn es so weit kommt, wird Ihnen kein Arzt und auch der beste Psychiater nicht mehr helfen können. Sie müssen sich sofort von Ihrer Frau trennen."

„Das kann ich nicht."

„Dann", sagte er, „werden Sie elend zugrunde gehen."

An diesen Ausspruch dachte ich, als ich fühlte, wie die Maschine zu sinken begann und ich Monique reden hörte. Sie sprach über ein Mikrofon, ihre Stimme ertönte aus den Bordlautsprechern.

„Meine Damen und Herren, in wenigen Minuten werden wir in Wien-Schwechat landen. Wir bitten Sie, die Sicherheitsgurte anzulegen und das Rauchen einzustellen! Merci."

Ich nahm den Gurt und legte ihn mir über den Bauch. Es sah so aus, als wäre ich angegurtet. In Wahrheit gurtete ich mich nie an, im Flugzeug nicht und nicht im Auto. Ich konnte es einfach nicht. Ich hatte eine panische Furcht vor dem Gefühl des Angeschnalltseins. Als wir das nächtliche Wien überflogen, sah ich viele funkelnde Lichter. Bald waren wir schon so weit gesunken, daß ich die Landebahnbefeuerung des Flughafens erkennen konnte. Noch tiefer sank die Maschine. Ich bemerkte einen sanften Ruck, als die ausgefahrenen Räder erste Bodenberührung hatten. Danach ging alles ungeheuer schnell.

Ich erinnere mich noch deutlich daran, direkt vor mir einen Blitz durch die Maschine zucken gesehen zu haben, einen Blitz von nie erlebter, blindmachender Helligkeit. Dann gab es einen furchtbaren Knall. Eine Druckwelle riß mich hoch. Und damit war Schluß. Ich verlor das Bewußtsein.

•

Ich war in einem anderen Land.

Da floß ein großer Strom, an dessen Ufer ich saß. Die Luft war müd, der Himmel unendlich weit und hoch. Das Wasser unter mir rauschte leise, und aus diesem Rauschen entstand eine wunderbare Melodie, die schönste, die ich jemals gehört hatte, weich und wehmütig und doch voller Hoffnung. Alle meine Sorgen waren verschwunden wie meine Ängste und meine Schmerzen.

Nun flog ich über eine große Stadt hinweg auf gewaltige Weinberge zu, und über diesen sah ich das schöne, lächelnde Gesicht einer jungen Frau mit braunem Haar und riesigen braunen Augen, und das Gesicht kam näher und näher.

Und weiter flog ich mit jener Frau. Wir flogen in den strahlenden Himmel empor, fliegend drehten wir uns im Tanz, bis dann jäh aus schimmernder Helligkeit Dunkelheit wurde und ich zu stürzen begann, zu stürzen, hinabzustürzen, hinab, und aus der herrlichen Melodie wurde ein grauenvolles Heulen. Zuletzt lag ich in großer Finsternis, und es dauerte lange Zeit, bis ich erkannte, daß dies das Heulen von Sirenen war.

Jenes wunderbare Land der Toten hatte mich ausgespien, und ich war wieder in dem jämmerlichen Land der Lebenden mit all seiner Kälte und all seinem Jammer. Das Heulen der Sirenen wurde leiser, zuletzt war da nur noch eine einzige, eine Sirene – und ich, irgendwo, nirgendwo, weiß nicht wo. Und ich dachte, daß es nicht der Tod war, der alles beschloß. Nein, das Leben war es, das allem ein Ende bereitete, dem größten Glück und der größten Liebe. Und ich war sehr traurig.

Eine Sirene heulte noch immer.

Dann waren es zwei.

Dann waren es drei.

Dann konnte ich sie nicht mehr zählen. In meinen Ohren rauschte es.

Vorsichtig bewegte ich einen Arm, ein Bein, den Kopf. Ich lag, fand ich, auf etwas Knorrigem, Stacheligem. Ich rollte zur Seite und fiel in nachtfeuchtes Gras, mit dem Gesicht nach unten. Jetzt hörte ich neben dem Sirenengeheul auch gellende Schreie. Danach vernahm ich viele Stimmen durcheinander und Motorenlärm. Und schließlich drang das prasselnde Geräusch von Flammen an mein Ohr. Ganz langsam wälzte ich mich auf den Rücken.

Über mir wölbte sich der Nachthimmel mit seinen unendlich fernen, unendlich gleichgültigen Sternen. Behutsam setzte ich mich auf. Ich war, so schien es, unverletzt. Nur Kopfschmerz quälte mich. Ich sah, worauf ich gelegen hatte: auf einer niedrig gestutzten Hecke. Zögernd zwang ich den Blick auf etwas Helles, orangefarben Flammendes und sah in einiger Entfernung das lodernd brennende Wrack der auseinandergebrochenen Maschine, in der ich gesessen hatte. Sie war offensichtlich an der Sollbruchstelle geborsten, und ich mußte an dieser Sollbruchstelle gesessen haben.

Und so bist du herausgeschleudert worden, weil du dich nicht angegurtet hast, dachte ich. Über diesen Gedanken grübelte ich lange. Ich vermochte nur mit großer Mühe zu denken. Trottel, dachte ich schließlich, weil du dich nicht angegurtet hast, konntest du überhaupt aus der Maschine herausgeschleudert werden. Deine Angst vor dem Angeschnalltsein hat dir das Leben gerettet.

Die Schreie waren entsetzlich.

Das mußten verletzte Passagiere sein, überlegte ich. Männer in weißen Kitteln liefen hin und her, knieten vor zuckenden Leibern. Von der vorderen Hälfte der Maschine war nur noch das glühende Oberteil erhalten, alles andere fehlte. Trümmer lagen weit verstreut umher, brennende Trümmer. Immer wieder gellten die Schreie. Ambulanzen rollten heran, Wagen der Flughafenfeuerwehr. Auf eine Hand gestützt stand ich auf. Ich fühlte mich sehr schwindlig. Und mein Kopf schmerzte weiter. Was war geschehen? Waren wir abgestürzt? Ich hatte doch schon die Landebahnbefeuerung gesehen, den ersten Bodenkontakt der Räder verspürt.

Was war geschehen?

Ich wollte auf das brennende Wrack zugehen und merkte, daß ich nur stolpern konnte. Die Beine versagten mir. Ich blieb stehen. Nein, nicht dorthin, dachte ich. Was, wenn das Wrack explodiert? Ich wandte mich um und wankte in die Gegenrichtung. Dann fiel ich um und fluchte. Im nächsten Moment zuckte ein stechender Schmerz durch meine linke Brusthälfte. Ich hörte vor Schreck auf zu atmen. Wenn ich jetzt einen Anfall bekam ... jetzt einen Anfall ...

Reglos lag ich auf der Erde und wartete. Der Anfall kam nicht. Ich stand auf und taumelte ...

Eine Straße in der Ferne.

Mit aufgeblendeten Scheinwerfern und heulenden Sirenen kamen Mannschaftswagen der Feuerwehr und Sicherheitsfahrzeuge der Polizei heran. Immer wieder schrien Menschen wie Tiere, die geschlachtet werden. Das Flughafengelände war von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben. Ich sah, daß er an mehreren Stellen geöffnet worden war, damit die Rettungsfahrzeuge direkt auf das Flugfeld gelangen konnten.

Schon fuhr der erste Mannschaftswagen an mir vorbei. Ich stolperte erschrokken zurück. Viele andere Wagen folgten, rote, weiße. Sie schlingerten über die Landebahn. Wie in ihrem Sog drehte ich mich um.

Im Schein des Feuers war alles nur als Silhouette wahrzuhaben. Die Wagen, die Menschen, das Flugzeugwrack. Ich näherte mich langsam. Grell hupend überholte mich ein neuer Konvoi. Das waren Privatautos und ein großer Kastenwagen. Ich sah ein Signet und las ÖSTERREICHISCHES FERNSEHEN.

Die Wagen hielten. Männer mit Kameras sprangen heraus. Starke Scheinwerfer auf dem Dach des Kastenwagens flammten auf. Von den Mannschaftswagen waren inzwischen Scharen von Polizisten gestiegen, die den Platz um die Unglücksstelle in einem weiten Kreis absperrten. Ich hörte Kommandorufe und immer wieder die Schreie.

Zehn mühsame Schritte hatte ich vielleicht gemacht, da ereigneten sich zwei Explosionen von ungeheuerer Wucht. Ich warf mich hin, die Erde bebte wie bei Bombeneinschlägen. Um mich her regnete es Erdklumpen, einige trafen meinen Rücken. Vorsichtig hob ich den Kopf. Die

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN)

Auto Zeitung weiß was läuft.

Test & Technik
Neuheiten
Forschung
Kaufberatung
Aktuelles
Gebrauchtwagenpreise
Personen
Meinungen
Fahrberichte
Motorrad
Tuning
Autosport

Alle 14 Tage neu!

Treibstofftanks der Maschine waren explodiert. Riesige Flammen schossen in den Nachthimmel empor.

Ich torkelte weiter.

Grell beleuchtet war die Unglücksstätte jetzt. Ich sah weißglühende Metallteile, ich sah Ärzte in weißen Kitteln und Sanitäter in grauen Uniformen vor Verwundeten knien, und ich sah Menschenleiber brennen, in weitem Umkreis verstreut.

Noch nie hatte ich etwas so Grauenhaftes gesehen. Nun, da ich näher kam, erblickte ich die Gesichter der Polizisten, die sich an den Händen hielten und ein Stück des Flughafengeländes absperrten, innerhalb dessen das Inferno tobte. Menschen drängten sie zurück, die Polizistenreihe wogte hin und her. Das müssen Angehörige sein, dachte ich benommen. Leute, die auf uns gewartet haben.

Hinter der Absperrung standen Ambulanzen. Männer kamen mit einer Bahre angerannt. Ein Mensch lag darauf. Zwei Sanitäter trugen die Bahre, ein dritter lief nebenher. Ein Blaulicht begann sich zuckend zu drehen, ein Wagen fuhr los durch eine Gasse, welche die Polizisten freimachten. Ich taumelte weiter auf die Menschen vor der Absperrung zu.

Eine Megaphonstimme dröhnte: „Hier ist die Polizei! Bitte, gehen Sie zurück! Behindern Sie nicht die Rettungsarbeiten! Wer hier noch lebt, ist schwer verletzt und muß sofort operiert werden! Zurück! Gehen Sie zurück!"

Das wirkte. Langsam wichen die Menschen. Jetzt hatte ich sie erreicht. Viele weinten fassungslos.

„Was ist passiert, Herr Inspektor? Was ist passiert?" fragte ich.

Ein hochgewachsener Polizist antwortete keuchend: „Terroranschlag. Zeitbombe an Bord. Hat bei Bodenkontakt gezündet."

„Wieviel Überlebende?"

„Etwa ein Dutzend. Schwer verletzt. Alle anderen sind tot."

„Tot!" kreischte eine Frau auf.

Ich entfernte mich von der Unglücksstelle. In meinem schmerzenden Schädel dröhnte es weiter: Tot! Tot! Tot!

Auch ich sollte tot sein oder schwer verletzt. Aber ich lebte und war unverletzt, weil ich mich nicht angeschnallt hatte. Das mußte doch einen Sinn haben. Mit aller Kraft zwang ich mich zu denken.

Weg!

Ich wollte hier weg, nur weg von hier. Weg wohin? Hinausgeschleudert worden bist du aus deinem alten Leben, dachte ich mühsam. Ein neues Leben kannst du beginnen. Ohne Yvonne. Ohne Lumperei. Kannst du das? Geht das?

Da formte sich eine Idee, nahm langsam, schwerfällig Gestalt an, mein Gehirn funktionierte noch nicht ordentlich. Aber übermächtig war nur der Wunsch, hier wegzukommen, weg, weg, weg. Vorsichtig schlurfte ich zu einem der geöffneten Tore im hohen Stacheldrahtzaun. Nur weg! Meine Knie zitterten. Ich schwankte. Rechter Fuß. Linker Fuß. Rechter Fuß. Nicht umschauen. Nur weg hier, weg.

Eisenbeiß.

Um diesen Namen schloß sich jählings mein Bewußtsein.

Mein alter Bekannter Eisenbeiß.

Nur er konnte mir jetzt helfen.

Helfen wobei?

Ich stolperte dahin, verdreckt, Blut im Gesicht, warm und klebrig.

Wobei helfen?

Bei meinem Weg in ein neues Leben?

•

Die riesige Flughafenhalle war beinahe menschenleer. Wer hier gewartet hatte, stand jetzt draußen an der Landebahn. Ich hatte Angst aufzufallen. Niemand durfte mich sehen jetzt, wenn ich untertauchen, ein neues Leben beginnen wollte. Wahnsinn von mir, in die Halle zu gehen. Aber ich mußte es tun. Eine Idee hielt mich gefangen, eine Idee ...

In der Halle gab es Telefonautomaten und Telefonbücher. Urplötzlich, von einem Augenblick zum anderen, war dieser Mann mir eingefallen. Ich brauchte ihn jetzt. Ob er noch lebte? Was, wenn er tot war? Was heißt tot – es genügte schon, wenn er nicht im Telefonbuch stand oder in eine andere Stadt verzogen war.

Meine Hände zitterten wie die eines alten Süffels, als ich die Seiten eines Telefonbuchs auf der Suche nach seinem Namen durchblätterte.

Eisenach ... Eisenau ... Eisenbacher ... Eisenbeiß!

Emanuel Eisenbeiß.

Ich griff in die Jackentasche, um Münzen für den Apparat zu suchen. Es waren nur Francstücke darin. Ein Franc. Zwei Franc. Fünf Franc. Zehn Franc. Schnell griff ich in die anderen Taschen. Sinnlos, warum sollte ich auch österreichisches Geld bei mir haben? Ich fluchte, warf die französischen Münzen in den Apparat. Sie fielen alle wieder heraus.

Aber ich mußte doch telefonieren!

Und hier, wo das Unglück geschehen war, durfte ich niemanden darum bitten, mir französisches Geld zu wechseln, wenn ich verschwinden, wenn ich hinüber wollte in das neue Leben. Wütend riß ich die Seite aus dem Buch und steckte sie ein. Als ich mich umdrehte, um die Zelle zu verlassen, stand ein Polizist vor ihr. Ich mußte die Türe öffnen. Ich mußte an ihm vorbei. Er trat nicht zur Seite.

„Na!" sagte er.

„Bitte?" Aus. Aus. Alles schon aus.

„Na, was ist?"

Ich starrte ihn an.

„Geht der Apparat? Nach der Explo-

sion sind alle Leitungen ausgefallen. Herrgott! Reden Sie schon!" brüllte er. „Geht der Apparat?"

„Nein."

„Wen wollten Sie denn anrufen?"

„Meine Frau. Unser Sohn war in der Maschine." Wer sprach da? Ich. Ich sprach da? Ich?

„Haben Sie einen Ausweis?"

Schluß. Aus. Alles aus.

„Ja ... ja, natürlich." Schade um die schöne Idee.

„Den werden Sie brauchen, wenn Sie in die Stadt zurückfahren."

„Wieso?"

Sein Funkgerät begann zu quaken. Er hob es ans Ohr. Ich hörte: „Sonne ... Hier ist Sonne ... Alle Mann wieder zum Einsatz. Wir haben eine Leitung gefunden. Ende!"

Er rannte weg. Über die Schulter rief er zurück: „Die Ausgänge zur Stadt werden kontrolliert! Straßensperren! Es läuft doch schon die Fahndung wegen einer neuen Bombendrohung!"

Ich klopfte meinen Anzug sauber, tupfte vorsichtig mein Gesicht ab und machte, daß ich aus der totenstillen Halle kam. Weg. Weg von hier! Den Stacheldrahtzaun entlang stolperte ich bis zu einem offenen Tor. Mit aufgeblendeten Scheinwerfern und jaulender Sirene kam eine Ambulanz auf mich zu. Ich breitete die Arme weit aus und blieb mitten in der Durchfahrt stehen. Der Wagen bremste. Ich rannte zur rechten Tür und riß sie auf. Der junge Sanitäter am Steuer sah mich entgeistert an.

„Was ist los mit Ihnen? Sind Sie verrückt geworden?" Er versuchte die Tür zuzuziehen. Ich klammerte mich an den Griff. Ich sah Ärzte in weißen Kitteln im hinteren Teil des Wagens, durch eine halbgeöffnete Milchglasscheibe von den Vordersitzen getrennt. Da lag ein Mann, über und über mit Blut besudelt, den rechten Fuß hochgelagert. Alles ging sehr schnell. Ich sah, daß man dem Mann die Hosen ausgezogen hatte. Das rechte Bein war am Oberschenkel mit einem Gummischlauch abgebunden. Das Gesicht des Mannes war bläulichweiß. Er hing an einer Blutkonserve. Der eine Arzt hielt ein Mikrofon vor den Mund. „... Walter Sessler, Rechte Wienzeile 15 ... Jahrgang '54 ..." Er brach ab und sah mich wütend an. „Machen Sie die Tür zu!"

„Ich flehe Sie an ... der Arzt hat doch gesagt, ich darf mit Ihnen fahren."

„Wer sind Sie überhaupt?"

„Der Bruder."

„Wie heißen Sie?"

Ein neues Leben ...

„Sessler!" schrie ich. „Das ist mein Bruder."

„Rein mit Ihnen", schrie der Arzt.

„Danke", stammelte ich, „danke ..."

Wie machen Sie aus 4.000 DM Startkapital 120.000 DM Jahresgewinn

X Beispiele solch überdurchschnittlich lukrativer Kleinunternehmen (einfach zu starten, leicht zu führen) mit allen Zahlen, Fakten, Adressen und Insidertips liefert neuartige Wirtschaftszeitschrift.

„Die Welt" schrieb: „Wer den Rat der Geschäftsidee befolgte, konnte bei einigen Geschäften glänzende Gewinne machen."

Siehe auch **Playboy** vom November 1980.

Fordern Sie **kostenloses Gratisinfo P301** von „Die Geschäftsidee", Verlag Norman Rentrop, Moltkestr. 95/P301, 5300 Bonn 2

Luxusbettwäsche aus Satin.

Seidig glänzend, kuschelweich, waschmaschinenfest.
Schwarz, Dunkelbraun, Silberblau, Bronze, Weiß. Per Nachnahme.

	B x L	DM		B x L	DM
Kopfk.-Bezug	80x 80	34,–	Bettlaken	140x260	57,–
Bettbezug	135x200	108,–	Bettlaken	210x275	94,–
Bettbezug	155x200	135,–	Bettlaken	275x260	112,–

Spannlaken und Sonderanfertigungen auf Anfrage.
Atelier York Brecht · Abt. P · Hegestr. 28
2000 Hamburg 20 · Tel. (040) 47 38 15

WASSERMATRATZEN

Das WASSERMATRATZEN-SYSTEM HYDROMED® gewährleistet die optimale Entlastung der Wirbelsäule während des Ruhens und orthopädisch richtiges Liegen in jeder Körperstellung. Es entspricht sämtlichen Anforderungen, die heute nach den neuesten Erkenntnissen der Orthopädie an den modernen Schlafkomfort gestellt werden.
HYDROMED® paßt in jedes Bett handelsüblicher Größe. Sie tauschen lediglich die alte Matratze gegen das HYDROMED-SYSTEM aus.

Kostenlose Information
HM-GmbH
Pyrmonter Str. 2/P
3250 Hameln 1
Tel.: 0 51 51/6 10 20

BRANDAKTUELLE NEUAUFLAGE

Peter Voss verwirklicht Ihre Träume!

Ab sofort gibt es die neu bearbeitete Auflage des durch Presse, Funk + TV bekannten Bestsellers. Dieses einzigartige Buch gibt nicht nur auf die vorstehenden Testfragen erschöpfend Auskunft. Peter Voss erklärt Ihnen die Methoden und gibt Ihnen die Tips, mit denen Sie jederzeit überzeugend und leicht bei den Frauen Ihrer Wahl beim „Anmachen" den durchschlagenden Erfolg haben. Auch wenn Sie schüchtern sind.

Test

1. Wissen Sie, wo Frauen hingehen, um Männer zu treffen? Ja/Nein
2. Wissen Sie, welche „Ansprechmethoden" bei Frauen Erfolg haben? Ja/Nein
3. Wissen Sie, wie Sie auf Frauen attraktiv und sexy wirken? Ja/Nein
4. Wissen Sie, welche Flirt-Spiele Frauen faszinieren? Ja/Nein
5. Wissen Sie, was Mädchen heiß macht? Ja/Nein
6. Wissen Sie, wie Sie selbstsicher und unwiderstehlich werden? Ja/Nein
7. Wissen sie, wie Sie sehr schnell mit Frauen intim werden können? Ja/Nein

PETER VOSS

Liebe leicht gemacht oder **Wie man Frauen wirklich anmacht**

Peter Voss verrät Ihnen alles — seine neuesten Erfolgsmethoden und psychologischen Tricks, wie man Mädchen und Frauen jeden Alters erfolgreich anmacht.
Peter Voss klärt Sie genauestens über die geheimsten Wünsche der Frauen auf.
Die Neuauflage macht **Sie** mit den aktuellsten Erfolgsmethoden, Frauen kennenzulernen + zu verführen, vertraut. Jetzt faszinieren **Sie** jede Frau, die **Sie** haben wollen, **Sie** sind unwiderstehlich.

Jetzt machen Sie jede Frau an, die Ihnen gefällt. Bestellen Sie sofort auch ☎ 02 11/57 80 94 oder

COUPON Y

Schicken Sie mir das Buch **Liebe leicht gemacht** oder **Wie man Frauen wirklich anmacht** von Peter Voss, für DM 23,80 zzgl. Porto + Verpackung DM 2,00 incl. MwSt.

Name _____

Straße _____

Plz./Ort _____

○ Scheck anbei oder ○ Nachnahme (+ NN-Gebühr)
Nur erhältlich bei:
Simon-Verlag, Postfach 11 10 27, 4000 Düsseldorf 11

Ich ließ mich auf den Beifahrersitz fallen und schlug die Tür zu. Die Ambulanz fuhr auf einer breiten Straße stadteinwärts. Sehr schnell kletterte die Nadel des Tachometers hinauf. 80 ... 100 ... 120 ... Die Sirene heulte.

Der Arzt sprach weiter in sein Mikrofon: „Rechter Oberschenkel ... Amputation nötig ... wohin, Zentrale ... wohin, Zentrale?"

Ein neues Leben ...

„O Gott, amputieren", stöhnte ich. „Gütiger Vater im Himmel. Heilige Maria ... amputieren ... Lieber Gott, bitte hilf ..." Ich mußte verzweifelt sein, sonst schöpften sie Verdacht und warfen mich hinaus. Er war schließlich mein Bruder.

Aus dem Lautsprecher des Funkgeräts tönte eine Männerstimme: „Zentrale hier ... Wagen 22 ... Wagen 22 ... Fahren Sie Rudolfspital ... wiederhole ... Fahren Sie Rudolfspital ... Haben Sie verstanden, over?"

„Verstanden, Zentrale. Wir fahren Rudolfspital. Ende."

Ich starrte noch immer nach hinten.

„Mein Bruder", sagte ich nur, „mein Bruder ..."

Der Arzt schob das Milchglasfenster zu.

Ein neues Leben ...

Ich sah nach vorn. Nach ein paar Minuten tauchten rote Lichter auf. Der Fahrer nahm den Fuß vom Gas und bremste. Da war schon die erste Sperre. Am Straßenrand brannten Kerosinfackeln. Ich sah ein halbes Dutzend Polizisten, alle mit Maschinenpistolen im Anschlag.

„In Ordnung", rief einer der Polizisten, die auch hier Helme trugen. „Weiter!"

Beim Zentralfriedhof stießen wir auf die zweite Sperre. Auch hier wurden wir weitergewinkt. Der Fahrer sprach kein Wort. Er starrte auf die Straße. Nie wärst du durch die Absperrungen gekommen, ohne deinen Paß vorzeigen zu müssen, nie, dachte ich.

Die Ambulanz bog mit kreischenden Reifen rechts in eine Seitenstraße ein. Nun verlor ich jede Orientierung. Rechts. Links. Links. Rechts. Da tauchte ein gewaltiges Gebäude auf. Neben dem Haupteingang las ich auf einem großen Emailschild: KRANKENANSTALT RUDOLFSTIFTUNG DER STADT WIEN.

Wir kurvten in einen seitlichen Hof. Vor einem erleuchteten Eingang erblickte ich wartende Männer in Weiß. Die Ambulanz hielt. Die hintere Tür flog auf. Die Bahre mit dem Verletzten wurde auf ein Gestell mit Gummirädern gehoben. Sofort war sie verschwunden und die zwei Ärzte mit ihr.

Der Sanitäter stellte den Motor ab und sagte: „Ihr Bruder ist schon im OP. Die Zentrale hat die Chirurgen hier über Funk verständigt." Er stieg aus. Auch ich verließ den Wagen und folgte ihm in einen hell beleuchteten Gang.

„Sie können da nicht mit", sagte er vor einem Lift. „Sie müssen warten."

Wie kam ich nur an ein paar Schillinge? Ich konnte doch auch hier niemanden bitten, mir französisches Geld zu wechseln. Und ich mußte Eisenbeiß anrufen!

„Wo soll ich warten?"

„Auf der Bank da hinten in dem Gang zur Kapelle." Der Lift kam, er stieg ein und nickte mir zum Abschied zu. Ich ging den Flur hinunter, und plötzlich roch ich Weihrauch. Im gleichen Moment hatte ich die Idee. Da war die kleine Kapelle. Ich dachte, daß man in diesem Krankenhaus auch nachts zur Kirche gehen konnte, um für das Leben eines Menschen zu beten oder vielleicht für das eigene.

Ich betrat die Kapelle, in der als einzige Beleuchtung neben dem Altar ein Ewiges Licht brannte. Nur vom Gang her drang viel Licht in den Raum. Meine Augen benötigten Zeit, um sich an die Dämmerung zu gewöhnen. Dann sah ich, was ich suchte.

Unter einer Madonna mit dem Kind war an einer Säule ein Holzkasten von der Größe einer Zigarrenkiste befestigt. Durch einen Schlitz konnte man Geld einwerfen. Ich hob das Kästchen von seinem Haken und legte es auf den Steinboden. Vorsichtig lauschte ich. Keine Schritte waren zu hören. Mit Wucht trat ich auf das primitive Türchen an der Vorderseite, das knirschend aus den Angeln brach. Als hätte ich selbst einen Tritt vor die Brust erhalten, durchzuckte mich ein jäher Schmerz. Ein Anfall? Jetzt? Nein, nein, nein ... Keinen Anfall bitte. Ich hielt mich ganz still und wartete. Schweiß rann mir von der Stirn. Es kam kein Anfall.

Ich kniete nieder. Auf dem Boden

konnte man nichts erkennen. Ich schob das herausgebrochene Türchen weg und tastete mit den Händen über Scheine und Münzen. Die Scheine ließ ich in Ruhe, an Münzen nahm ich alles, was ich fand. Dann hängte ich das Kästchen wieder an die Säule und schob zwei 50-Franc-Scheine in den Schlitz.

Sirenengeheul drang bis hierher. Sicher traf eben ein neuer Krankentransport ein.

Ich eilte aus der Kapelle und stieß beinahe mit zwei Frauen zusammen, die den Raum gerade betreten wollten. Kaum war ich an den beiden vorbei, begann ich zu laufen.

Aus dem Sanitätswagen wurde eben ein anderer Schwerverletzter samt Bahre auf das Gestell mit Gummirädern gehoben.

Neben mir hielt ein BMW. Ein Mann in Hose und Unterhemd sprang heraus.

„Doktor Demel!" rief eine Stimme.

„Komme schon!"

„Endlich!"

Der Arzt hetzte über den Hof und verschwand in dem hellen Eingang. Ich trat an den BMW, dessen Vorderfenster herabgelassen war. Ich sah, daß der Schlüssel im Zündschloß steckte, öffnete schnell den Schlag, kroch hinter das Steuer und startete. Der Hof war groß, so daß man leicht wenden konnte.

Weg! Ich mußte weg, auch von hier. Damit ich ganz weg kam von meinem alten Leben – und vielleicht, wenn ich Glück hatte, hinein in ein neues, besseres.

Auf der Uhr am Armaturenbrett war es fünf Minuten nach zwei. Plötzlich fiel mir Daniel Mann ein, der Anwalt. In seiner Kanzlei am Graben wartete er sicher längst auf mich – umsonst, denn ich würde nicht zu ihm kommen, in meinem alten Leben nicht und ganz gewiß nicht in meinem neuen. Und darum würde ich auch nie erfahren, was so ungeheuer wichtig für uns beide war, so über alle Maßen von Bedeutung, daß er mich heute nacht noch sehen mußte. Nein, niemals würde ich das erfahren. Ein seltsam unwirkliches, unheimliches Gefühl beschlich mich, der Jonglierende zwischen zwei Leben.

Ich irrte mit dem BMW kreuz und quer durch enge Seitenstraßen und fluchte mich halb tot. Ich fand die Hauptstraße nicht mehr. Ich war drauf und dran zu bremsen und auszusteigen, als ich endlich eine Telefonzelle erblickte. Ich hielt neben ihr, kramte in meiner rechten Jackentasche, die schwer vom gestohlenen Geld aus der Kapelle war, fand ein 1-Schilling-Stück und warf es in den Schlitz des Apparates. Dann holte ich aus der linken Tasche die Seite, die ich in Schwechat aus dem Telefonbuch gerissen hatte.

Eisenbeiß ... da war er.

Ich wählte hastig.

Das Rufzeichen erklang. Niemand meldete sich. Nicht zu Hause, dachte ich in Panik. Verreist. Oder tot? Nein, dann würde er nicht mehr im Telefonbuch stehen. Oder doch, das Telefonbuch kam jedes Jahr nur einmal neu heraus. Er konnte sehr wohl tot ...

„Gottverfluchtnochmal, wer ist das?" Seine Stimme.

Ich lehnte mich an die Glaswand der Zelle und fühlte große Erleichterung.

„Hallo! Hallo! Sie Schweinkerl, melden Sie sich!"

Ich hatte vergessen, auf den Sprechknopf zu drücken.

„Emanuel", sagte ich, „hier ist Charles."

„Charles! Von wo sprechen Sie? Aus Paris?"

„Nein, aus Wien."

„Wieso aus Wien?"

„Erkläre ich später. Kann ich gleich zu Ihnen kommen?"

„Ja, natürlich, selbstverständlich ... Wo sind Sie?"

„Dapontegasse 14", sagte ich. Es stand auf einem Emailschild über dem Apparat.

„Mit einem Wagen?"

„Ja."

„In Richtung zu einem Park?"

„Ja."

„Sie müssen mit dem Wagen umdrehen. Fahren Sie zurück bis zur ersten Querstraße. Das ist die Ungargasse. Die Ungargasse links vor. Sie stoßen direkt auf den Rennweg. Den Rennweg runter bis zum Schwarzenbergplatz. Sie kennen doch das Ritz?"

„Ja." Im Hotel Ritz stieg ich stets ab, wenn ich in Wien zu tun hatte. Auch heute war eine Suite reserviert. Aber nun wollte ich selbstverständlich nicht mehr hin. Nun war alles anders.

„Fahren Sie den Ring rauf bis zur Oper, die kennen Sie doch auch, was?"

„Kenne ich auch, ja."

„Gut. Parken Sie nicht direkt vor dem Hotel Bristol, besser in der Nähe. Warten Sie vorm Bristol. Ich hole Sie ab. Dauert keine fünf Minuten. Okay?"

„Okay."

Ich hängte ein, lief zum Wagen und wendete. Dann fuhr ich so, wie Eisenbeiß es mir erklärt hatte. Nach ein paar Minuten erreichte ich den Ring. Am Ritz vorbei, glitt ich ihn hinauf. Nahe dem Bristol bog ich in eine Seitenstraße, fand einen Parkplatz, stieg aus und ließ den Wagen stehen, nachdem ich – der Zündschlüssel lag auf dem Vordersitz – alle Türen verriegelt hatte. Ich mußte dafür sorgen, daß er nicht tatsächlich gestohlen wurde.

Danach ging ich weiter bis zum Bristol und wartete auf Emanuel Eisenbeiß. Ich kannte ihn seit Jahren, und ich wußte viel von ihm, sehr viel ...

•

Ich war eben zum drittenmal am Hotel Bristol vorbeigewandert und drehte mich auf dem Absatz um, da stand Emanuel Eisenbeiß vor mir, die Arme ausgebreitet. Er war mit seinen 65 Jahren ein schlanker, großer Mann. Jedermann hätte ihn für 50 gehalten. Der ganze Mann schien aus Güte zu bestehen. Gütig waren seine Augen, die Züge seines Munds, seine Gebärden. Gütig war seine Stimme.

Nun lagen wir einander in den Armen und klopften uns auf den Rücken. Danach mußte Eisenbeiß sich schneuzen, so gerührt war er, und auch ich wurde sentimental. Ich hatte die besondere Ehre und Freude gehabt, diesen Mann, einen der letzten großen Nobelgangster, nicht nur zu kennen, sondern ihn auch das einzige Mal, da er vor Gericht gestanden hatte, verteidigt und freibekommen zu haben. 1973 war das gewesen, in Paris.

Es war um einen Millionenschwindel mit gefälschten Aktien gegangen. Was ihn so lange beschützt hatte – seine vielen Namen, seine fast unbegrenzte Fähigkeit, in immer neuen Masken und Verkleidungen aufzutauchen –, das hatte dann auch mir geholfen. Die Schwindeleien erstreckten sich über mehrere europäische Länder, überall kannte man Eisenbeiß unter einem anderen Namen und mit einem anderen Äußeren. Die Polizei wußte zwar: Sie hatte den Richtigen gefaßt. Aber das zu beweisen, war ihr fast unmöglich – und um eben dieses Fast brachte ich sie auch noch. Ich kenne selber eine Menge guter Tricks.

Von der Stunde seines Freispruchs an war Eisenbeiß darauf versessen, mir einen Gefallen zu erweisen. Immer wieder besuchte er mich in Paris, immer wieder versicherte er mir, daß ich mich nur an ihn zu wenden brauchte, wenn ich einmal in der Klemme säße. Nun, jetzt hatte er die Gelegenheit dazu.

Wir hatten einander im Schatten neben dem Hoteleingang begrüßt. Nun fiel zum erstenmal das Licht einer Straßenlampe auf mich.

„Um Gottes willen, Charles, was ist passiert?" Eisenbeiß starrte mich entsetzt an. „Sie sind bleich wie der Tod. Sie haben Blutspuren im Gesicht, das Hemd ist zerrissen."

„Nur eine Schramme", sagte ich. „Ich hatte Glück. Unfaßbares Glück."

„Aber was ist geschehen?"

„Nicht hier", sagte ich, plötzlich nervös und fahrig. „Schnell weg hier. Ich erzähle Ihnen alles, wenn wir bei Ihnen sind."

„Gut, Charles, gut."

Wir gingen eilig an der Oper vorüber, durch die Philharmonikerstraße am Hotel Sacher vorbei, überquerten den Albertinaplatz, erreichten die Augustinerstraße, passierten am Rande den Josefsplatz und kamen auf den kreisrunden Michaelerplatz mit der Hinterseite der Hofburg. Kein Mensch begegnete uns.

In der Wiener Innenstadt gibt es zahl-

„Mit pervers hat das nichts zu tun, Edda. Für mich bist du einfach faul"

lose Durchhäuser, die eine Gasse mit der anderen sozusagen durch das Haus verbinden. Neben der Michaelerkirche führte ein solches Durchhaus vom Kohlmarkt zur Habsburgergasse. Zwischen Ladengeschäften und Hauseingängen blieb Eisenbeiß etwa in der Mitte dieser Passage stehen und sperrte ein schweres Tor auf.

Ich trat ein. In dem weißgetünchten Stiegenhaus sah ich den Drahtkäfig eines alten Holzlifts. Er knarrte und wackelte, als wir in den fünften Stock hinauffuhren. Hier wohnte Eisenbeiß. Sooft er mich auch in Paris besucht hatte, bei ihm war ich noch nie gewesen, und die Schönheit seiner barock eingerichteten Wohnung beeindruckte mich jetzt sehr.

„Die Marie schläft", sagte Eisenbeiß. „Eine gute Frau, sie redet mit niemandem über mich oder meine Gäste." Ich wußte, daß die Marie seit vielen Jahren seine Haushälterin war. „Gehen wir in die Bibliothek."

Hier waren alle Wände bis hoch zur Decke von Büchern verdeckt, deren Rükken magisch rot, blau, braun und golden aufleuchteten, als Eisenbeiß eine Stehlampe anknipste.

„Setzen Sie sich, Charles. Was trinken Sie? Cognac? Whisky?"

„Cognac, bitte."

Er nahm zwei große Schwenkgläser aus einem Schränkchen, entzündete die Flamme eines kleinen Spiritusbrenners, wärmte die Gläser behutsam an und goß dann erst den Cognac ein.

Er reichte mir ein Glas und sagte: „Salut, Charles!"

„Salut, Emanuel."

Er setzte sich. „Also", fragte er, „was ist geschehen?"

Ich erzählte es ihm. Kein Muskel bewegte sich in seinem Gesicht. Nicht um eine Spur verändert klang seine Stimme, als ich endlich schwieg und er aufstand.

„Wir wollen mal Radio hören. Das Fernsehen wird nicht mehr senden." Man hörte die Stimme eines Sprechers: . . . eine Großfahndung nach den Terroristen in London, Paris und Wien eingeleitet . . . Und nach einer Pause: „Hier ist der Österreichische Rundfunk mit seinem dritten Programm. Wir wiederholen eine Meldung: Auf die planmäßige Linienmaschine London–Paris–Wien der EURO AIR, Flug sieben-fünf-drei, ist ein brutaler Terroranschlag verübt worden. Die Maschine startete in Paris um 22 Uhr 45. Genau um 0 Uhr 33 berührten die Räder des Fahrgestells die Landebahn in Schwechat. In der nächsten Sekunde explodierte eine an Bord verborgene Zeitbombe. Ein grauenhaftes Blutbad war die Folge. Nach letzten Meldungen wurden die gesamte Besatzung und 81 Passagiere getötet. Von den 15 Schwerverletzten, die sofort in verschiedene Krankenhäuser gebracht und operiert wurden, schweben neun in Lebensgefahr. An Bord der Maschine befanden sich in der ersten Klasse 16 Mitglieder einer israelischen Regierungskommission, die zu Gesprächen mit Bundeskanzler Kreisky nach Wien unterwegs waren. Alle 16 Israelis sind unter den Todesopfern. Die Bombe war unterhalb der Kabine erster Klasse im Laderaum angebracht. Ein Sprecher der Palästinensischen Geheimorganisation ‚Schwarzer Sand' hat gegenüber der Austria-Presse-Agentur in einem Telefonanruf erklärt, daß diese sich zu der Tat bekennt! . . ."

„Menschen", sagte Eisenbeiß, „der Menschen Wölfe."

„. . . auf eine neuerliche Bombendrohung von ‚Schwarzer Sand' hin wurde sofort eine Großfahndung nach den Terroristen in London, Paris und Wien eingeleitet . . ."

Eisenbeiß drehte den Apparat ab. Er sagte: „Trinken Sie aus."

Ich trank.

„Emanuel", sagte ich heiser, „ich bin der einzige, der die Katastrophe unverletzt überlebt hat. Und außer uns beiden weiß das niemand."

„Darauf wollen wir trinken", sagte er.

„Sie kennen mich. Sie kennen meine Frau . . ."

„Dieses Aas", sagte er.

„Emanuel", stammelte ich, „bei so vielen Opfern . . . Wenn ich nicht mehr auftauche . . . Wenn ich verschwinde, meine ganze Existenz auslösche . . . Dann wird man doch glauben, daß ich auch unter den Opfern bin. Ich habe sie gesehen! Zerstückelt, verbrannt, man wird viele nicht identifizieren können . . ."

Nun war ein Damm gebrochen. Nun sprach ich immer schneller. Nun, in der Stille und dem Frieden dieser Bibliothek, bei meinem guten alten Bekannten Eisenbeiß, rückte meine fixe Idee endlich in den Bereich des Möglichen. Hastig sagte ich: „Ich bin tot, Emanuel . . . Für die Welt bin ich tot . . . Aber ich lebe, Emanuel, ich lebe doch! . . . Verstehen Sie mich? . . . Verstehen Sie mich?"

„Ja, Charles, ja doch!"

„Ich kann es nicht mehr aushalten, mein altes Leben! Nicht nur wegen Yvonne . . . Nein, nicht nur wegen ihr . . . Auch wegen alledem, was ich tue vor Gericht . . . als Staranwalt . . . Absolut unerträglich ist es geworden, dieses Leben! . . . Aber nun kann ich ein zweites beginnen! Ein ganz anderes . . . ein schönes, freies . . . Emanuel!"

„Ja", beruhigte er mich, „ja, Charles."

„Wollen Sie mir helfen, mit diesem neuen Leben anzufangen?"

„Natürlich", sagte er. „Und ich bin

Entdecken Sie
das Aroma Italiens
BUTON
PRODOTTO ORIGINALE
1820
VECCHIA
ROMAGNA
FEINER ALTER WEINBRAND
40°G.L.
Vecchia Romagna: Der Weinbrand mit dem ganzen Aroma Italiens.

glücklich, daß die Stunde gekommen ist, meine Dankbarkeit zu zeigen."

„Wie lange werden Sie brauchen?"

„Drei Tage. Sie benötigen ja mehr als nur einen neuen Paß."

„Drei Tage", sagte ich, „drei Tage ..." Ich konnte nicht weitersprechen. Ein nie gekanntes Gefühl durchflutete mich. Ich rang nach Atem, als mir klar wurde, was für ein Gefühl das war. Seligkeit war es. Seligkeit. Das „Prinzip Hoffnung", es sollte nun auch für mich gelten. Nun hatte ich Hoffnung, viel, sehr viel Hoffnung.

Und du gehst hinunter und sagst, du willst nur um die Ecke, Zigaretten kaufen. Zigaretten kaufen ...

Ich war schon um die Ecke.

Ich begann zu lachen, leise zuerst, dann immer lauter, dröhnend schließlich. Emanuel lachte mit mir.

„Danke!" rief ich. „Danke, Emanuel! Danke, danke!"

O schöne Welt! O schönes neues Leben!

Der Schock kam mit Verspätung. Ich verstummte jäh.

Ich ließ das Glas fallen. Es zerbrach. Cognac sickerte in den Teppich. Ich zitterte am ganzen Körper. Meine Zähne schlugen aufeinander.

„Charles?" rief Eisenbeiß.

„Ich müßte tot sein ...", stammelte ich. „Ich müßte tot sein ... Wieso lebe ich noch? ... Das Feuer, Emanuel, das Feuer, und der Blitz, der furchtbare Blitz ... Ich will nicht tot sein ... Ich will nicht ... Ich will nicht ..." Tränen strömten über mein Gesicht. Die Hände flogen, so sehr zitterten sie. Eisenbeiß eilte fort und kam mit einem Glas zurück, in dem sich eine gelbe Flüssigkeit befand.

„Trinken Sie das!"

„Ich kann nicht ... Ich habe Angst ... Die Arme ... die Beine ... Blut ... Blut überall ..."

Er hielt mir die Nase zu. Um Luft zu bekommen, riß ich den Mund auf, und er goß den Inhalt des Glases in meinen Rachen. Ich schluckte und hustete heftig. Dann fühlte ich, wie sich Wärme und Ruhe in mir ausbreiteten. Die Angst wich. Eisenbeiß hob meine Beine auf das Sofa und streifte mir die Schuhe ab. Unter den Kopf schob er ein Kissen.

„Sie werden jetzt schlafen", sagte er. Er lockerte meinen Krawattenknoten und öffnete den Hemdkragen. „Alles ist gut, Charles, alles ist gut ..." Dann ging er fort, um die Decke zu holen. Ich schlief schon tief, als er zurückkam. Er mußte mir ein sehr starkes Mittel gegeben haben.

Als ich erwachte, war es hoher Mittag. Die Jalousien waren geschlossen. Ich stand auf und ging zu einem Fenster. Draußen, das sah ich durch einen Jalousiespalt, brannte glühend heiß die Sonne. Als ich mich vom Fenster abwandte, sah ich Eisenbeiß. Er saß in einem Fauteuil nahe dem Sofa, auf dem ich gelegen hatte.

„Emanuel, was tun Sie hier?"

„Ich mußte auf Sie achtgeben", sagte er. „Sie haben sehr unruhig geschlafen. Einmal sind Sie sogar vom Sofa gerollt, und ich mußte Sie wieder raufheben und zudecken."

„Aber Sie brauchen doch auch Schlaf!"

„Ich bin gestern früh zu Bett gegangen und hatte schon ein paar Stunden geschlafen, als Sie anriefen. Mehr als ein paar Stunden brauche ich nicht. Kommen Sie, machen wir uns frisch! Leider kann ich Ihnen keine andere Wäsche und keinen anderen Anzug anbieten – Sie sind ja größer als ich."

Ich badete lange. Das warme Wasser war angenehm. Mir wurde immer wohler zumute. Mein neues Leben, wie sollte es sein? Ich dachte an viele Möglichkeiten, dieses mein neues Leben einzurichten, und dann wieder dachte ich, daß keine dieser Möglichkeiten realistisch war. Ich lag in der Wanne und dachte zuletzt an gar nichts mehr. Großer Frieden erfüllte mich.

Mit Widerwillen zog ich mich dann an. Ich hatte all diese Sachen schon seit dem Vorabend auf dem Leib getragen, und sie erinnerten mich an mein altes Leben. Als ich nach der Jacke griff, fielen aus der Tasche ein paar von den Münzen, die ich in der Kapelle des Rudolfspitals gestohlen hatte. Ich holte alle aus der Tasche und trug sie in der hohlen Hand ins Wohnzimmer, wo Eisenbeiß wartete. Der Tisch, an dem er saß, war für ein üppiges Frühstück gedeckt.

„Was haben Sie denn da?"

Ich sagte ihm, was ich da hatte und woher es stammte. Dabei schüttete ich die Münzen vor ihm auf den Tisch.

„Das bekommt alles die Marie", sagte er. „Sie wird es nach und nach ausgeben. Unklug von Ihnen, zwei 50-Franc-Scheine in das Kästchen zu stecken."

„Sie meinen doch nicht im Ernst, daß man mich dadurch finden kann?"

„Sie haben eine Spur hinterlassen. Man darf keine Spuren hinterlassen." Er lächelte beruhigend. „Wird schon schiefgehen. Vergessen Sie es! Das ist bei mir eine Berufskrankheit." Er goß mir Kaffee ein. „Nehmen Sie ordentlich von dem Aufschnitt, er ist erstklassig. Die Marie war einkaufen."

„Wo ist sie?"

„In der Küche. Sie werden sie nicht zu sehen bekommen." Er schob mir eine Zeitung hin. „Vor einer Stunde herausgekommen. Extraausgabe des *Kurier*."

Die Hälfte des Blattes nahmen technisch hervorragende und deshalb besonders grauenvolle Bilder von der Unglücksstätte ein. In einem großen Kasten standen die Namen der Toten, in einem viel kleineren die der Schwerverletzten, von denen in der Nacht einer gestorben war.

Ich überflog die Zeilen. Da war Monique Monet. Ich starrte den Namen an. Was waren Tod und Leben? Nebensächlichkeiten. Man starb ... man lebte weiter. Gab es keinen Zufall? War alles vorherbestimmt?

Gleich darauf sah ich Moniques Bild auf einer Seite voller Fotos der Todesopfer. Da waren Aufnahmen von jedem Mitglied der Besatzung, Aufnahmen von den 16 Israelis, von einem Tenor der Deutschen Oper am Rhein – und dann sah ich mich: *Pariser Staranwalt Charles Duhamel.* Das mußte ein Archivfoto sein. Ja, da stand es, in kleiner Schrift: *Funkbild/France-Soir.* Die Körper vieler Passagiere, las ich, seien auf so furchtbare Weise zerstückelt gewesen, daß eine Identifizierung ausgeschlossen sein würde. Man habe sich an die Passagierliste halten müssen, die in Paris lag, um festzustellen, wer an Bord sei.

Ich legte die Extraausgabe fort.

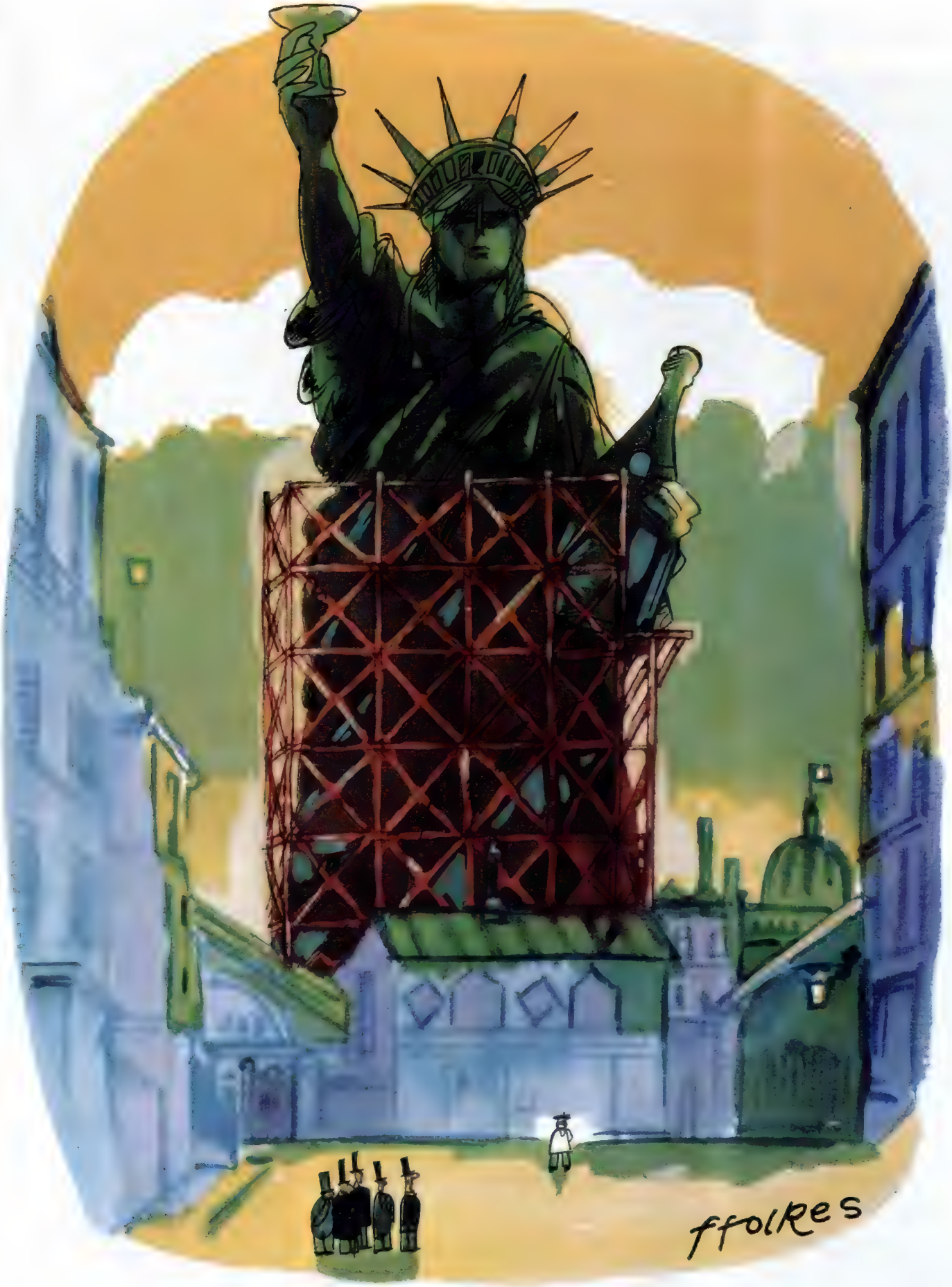
„Glauben Sie an Zufall, Emanuel?" fragte ich.

„Nein", antwortete er, „es gibt keinen Zufall. Das ist mein naturwissenschaftlich absolut unhaltbarer Privatglaube. Alles, was in dieser Schöpfung geschieht, ist determiniert. Sie leben, weil Sie noch weiterleben sollen – zum Guten oder Schlechten hin, auch das ist schon festgelegt." Er lächelte. „Als alter Mann bin ich noch gläubig geworden. Der Camembert ist auch hervorragend", sagte er dann. „Nehmen Sie doch!"

Also nahm ich Käse und dachte: Wie wunderbar, wenn Eisenbeiß recht hat, dann war auch immer schon vorherbestimmt, daß Daniel Mann mich gerade am gestrigen Abend anrief und dringend nach Wien bat und ich danach gerade mit jener Unglücksmaschine fliegen mußte. Vorherbestimmt war somit auch der gemeinsame Tod von so vielen einander fremden Menschen, und vorherbestimmt war ein neues Leben – ausgerechnet für mich? Ja, wenn Eisenbeiß recht hatte! Ich glaubte nicht an Gott. Aber so etwas glaubte ich natürlich gern. Der Camembert war wirklich ausgezeichnet.

•

Mein neues Leben, ja, nun begann es. An diesem Tag hatte ich noch keine Ahnung, was es mir bescheren sollte. Eine wunderbare Liebe, gewiß, aber auch, daß ich zum Mörder werden mußte, von Freunden getäuscht, niederträchtig erpreßt, hineingerissen in den Mahlstrom politischen Terrors. Ein neues Leben, ja, aber um welchen Preis, mein Gott, um welchen Preis ...



„Und welches Rindvieh hat denn diesen Entwurf genehmigt?“

Mikado, Mord und kesse Motten *Wie es den alten Draufgänger Eddie Constantine aufs überfüllte Lotterbett verschlug*

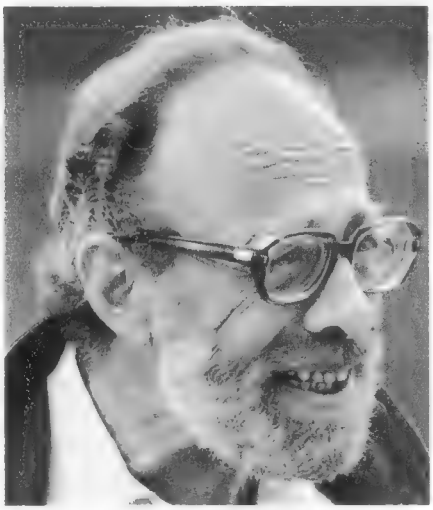
Das Bett, um das sich alles drehte, steht zwischen Frankfurt und Darmstadt. Für Statistiker: im Saunaklub „Grube Messel". Eddie Constantine, seit den alten Lemmy-Caution-Tagen als harter Typ verschrien, versuchte sich diesmal an einer James-Bond-Persiflage: *Das Mikado-Projekt* der beiden Frankfurter Jungfilmer Herbert Born und Thorsten Emrich. Klub-Inhaber Wolfgang Sehr stellte seine Mädels zur Verfügung. Damit sich Eddie in den Drehpausen nicht langweilte, beturtelten ihn die Angestellten. Mit soviel Fürsorge hatte der frankophile Amerikaner gar nicht gerechnet. Schließlich hatte er seine Ehefrau mitgebracht. Für Statistiker: seine dritte. ○

Kögel wird kregel *Der Hitparaden-König hat noch nicht genug*

Keine Hitparade ist ohne ihn denkbar: Karlheinz Kögel, ehemaliger SWF-Diskjockey und Gründer der Baden-Badener Firma Media Control, sorgt seit gut fünf Jahren dafür, daß es in den deutschen Musikranglisten korrekt zugeht. Befragungen von Plattengeschäften und Computer-Auswertungen aller 27 Rundfunkprogramme machen es möglich. Durch den Erfolg angespornt, greift der 35jährige nun nach neuen Märkten. Er erfragte erstmals eine Buch-Trendliste (bei 440 Buchhändlern), will ab Januar eine offizielle Video-Hitparade zusammenstellen und bietet mit seinem Ableger „Medico-Flugreisen" auch noch Billig-Trips nach Mexiko, Rio de Janeiro und Florida an. Falls er den Kanal noch nicht voll hat: Wie wär's mit einer Hitparade „Deutschlands schönste Mädchen"? ○

Easy Rider '83 *Das zweite Gesicht des Peter Fonda*

Auch Helden werden älter. Und dann müssen sie zum Friseur, um sich entweder dem Zahn der Zeit oder den Belangen eines neuen Films unterzuordnen. Peter Fonda kam nach Deutschland, um neben Cleo Kretschmer die Hauptrolle in dem Kino-Erstling *Peppermint Frieden* von Marianne Rosenbaum zu mimen. Als GI der Nachkriegszeit in Niederbayern mußte er sich eine Image-Retusche gefallen lassen. Das sieht nun gar nicht mehr nach LSD, Rock'n'Roll und anderen Jungmännerausschweifungen aus. Immerhin: Motorräder fährt der „Easy Rider" immer noch. Teil der Gage war eine schwere BMW, die sich der Strahlemann in München abholte. ○



Albert, der Schnüffler *Die Mafia und der Bestseller-Autor*

Da er die Spielregeln befolgt, hat der Amerikaner Marvin H. Albert keine Schwierigkeiten mit der Mafia und kann ungehindert recherchieren. Was dann – diskret verschlüsselt – in die Buchläden kommt, ist heißer Lesestoff – wie *Der Korse,* Alberts jüngster Roman aus dem berüchtigten Côte-d'Azur-Milieu. Fürs nächste Projekt schnüffelt er bereits in New York herum. Thema: Waffenhandel. ○

„...bis zur Umarmung" *Musikverleger Beierlein schrieb an Generalsekretär Stoiber und will die „Spider Murphy Gang" den CSU-Blues singen lassen*

Wann immer in unserer Republik öffentlich die *Internationale* intoniert wird – der Münchner Musikverleger Hans R. Beierlein (rechtes Foto) freut sich, denn er hat das Copyright auf die unter Klassenkämpfern so beliebte Weise und kassiert die Tantiemen. Daß deshalb sein Herz links schlägt, läßt sich nicht behaupten. Am 3. September 1982 schrieb der rührige PR-Spezi einen Brief an die CSU-Landesleitung in München: „Lieber Herr Stoiber, der spektakuläre Erfolg der sogenannten Neuen Deutschen Welle stellt die größte kulturpolitische Niederlage der Linken in diesem Land dar. Trotz 20-jähriger Indoktrination brach sich eine Musik Bahn, die alle linken Gebote mißachtet, alle linken Zwänge abschüttelt und offensichtlich artikuliert, was Millionen junger Menschen fühlen. Die Parteien und Institutionen stehen diesem Phänomen mit der üblichen Fassungslosigkeit gegenüber. Nur: Der CSU steht Fassungslosigkeit nicht. Mir scheint es überfällig zu sein, daß die CSU diese Musik und den tiefgreifenden Wandel, den sie eingeleitet hat, zur Kenntnis nimmt, sich ihr behutsam nähert bis hin zur Umarmung. Der Zufall will es, daß eine der hauptsächlichen Quellen dieser Musik in Bayern liegt. Die Spider Murphy Gang ist eine Bluesgruppe besten weißblauen Zuschnitts. Hier könnte meiner Ansicht nach der Ansatzpunkt für die politisch-musikalische Tuchfühlung liegen." Die Frage, wer einem jetzt mehr leid tun soll: der arme Herr Stoiber, der Rockmusik hören muß, oder die armen Musiker, die von rechts umarmt werden sollen? ○

Hut ab! *Ein Kohlenpötter weiß, wie der Hase in Spanien läuft*

Applaus für einen gewitzten Jungen aus dem Ruhrpott, der an der spanischen Costa Brava seinen Traum verwirklicht hat. Thomas Spieker aus Essen, 25 Jahre alt, Ex-Student der Betriebswirtschaft und auch mal Oberkellner im Berliner Hotel „Kempinski", kommandiert eine der besten Diskotheken Spaniens, das „Chic" bei Rosas. 1300 Tanzwütige toben sich Abend für Abend aus, zu Laserlicht und Wind aus der Maschine. Und was hat der Mann mit dem Hut mit dem PLAYBOY zu tun? Ganz einfach: Unsere Kollegen von der spanischen Ausgabe stifteten ihm für eine Party das Häschen, weil Spieker fürs Blatt einen superben Artikel über Discos in Europa verfaßt hatte. Und das auch noch in einwandfreiem Spanisch. Hut ab! ○

VORNE HUI, HINTEN PFUI !?

(Fortsetzung von Seite 89)

wird dir Ehrliches geboten. Hier geht's nicht zu wie bei den Fußballern, die sich in Spanien als die großen Abkocher entlarvt haben. Eishockey hat wieder Zukunft."

Wohlgemerkt: Eishock-ei.

„Eishockey paßt gerade in Zeiten einer wirtschaftlichen Krise mehr in die Landschaft als Fußball. Der Eishockey-Zuschauer ist viel dichter am Spielgeschehen. Das Eishockey ist viel dynamischer, dramatischer, schneller, härter, hektischer. Der Zuschauer kann sich da viel mehr austoben – im positiven Sinne. Er kann seine angestauten Aggressionen viel besser abreagieren. Wenn man zwei Stunden im Hexenkessel des Eishockeys hinter sich hat, ist man befriedigt. Und geht am nächsten Tag wieder mit Lust ans Leben ran."

Die Befriedigten des Eishockeys verspritzen in ihrer Begeisterung soviel Energie, daß es – bemerkenswerterweise – am Rande dieses Sports nie zu den Rowdy-Exzessen wie beim Fußball kommt. „Eishockey hat ja auch vom Niveau her ein ganz anderes Publikum."

Eishock-ei!

Xaver Unsinn hat schon einmal einen Eishockey-Boom gezündet. Das war 1976. Da kamen die Vereine plötzlich auf einen Zuschauerschnitt von 6000 pro Spiel. Weil die Nationalmannschaft unter Xaver Unsinn Bäume ausriß.

Die entscheidende Szene: 14. Februar 1976, das Olympia-Eisstadion von Innsbruck. Es sind noch 36 Sekunden zu spielen: Deutschland gegen USA. Deutschland führt 4:1. Schon das ist eine Sensation. Viel sensationeller aber ist: Mit diesem Ergebnis könnte Deutschland die Bronzemedaille gewinnen, zum erstenmal seit 1932. Durch ein besseres Torverhältnis als USA, Finnland, Polen, die mit „uns" alle punktgleich sind. Wenn – wenn die sogenannte Quotienten-Regel angewendet wird.

Das Spiel wird unterbrochen. Die Stars Erich Kühnhackl, Alois Schloder, Lorenz Funk stürmen an die Bande. Sie schreien Unsinn an: „Xari, jetzt müssen wir's pakken! Wir brauchen das fünfte Tor! Nimm den Torwart vom Eis, bring den sechsten Feldspieler! Jetzt oder nie!"

Alle Spieler sind überzeugt, daß nur ein fünftes Tor die Bronzemedaille sichert.

Torwart Toni Kehle fährt schon langsam vom Eis. Ein sechster Feldspieler macht sich fertig, hat das Bein schon auf der Bande. Das Risiko, sich ein zweites Gegentor einzufangen – bei leerem Kasten – ist riesengroß. Doch es scheint keine andere Chance zu geben.

Xaver Unsinn zögert. Er hat gestern von einem hohen Funktionär das Wort „Quotient" aufgeschnappt. Danach könnte es reichen. Er rechnet. Aber er kommt im Kopf nicht mit den Zehnteln und Hundertsteln hinter dem Komma zurecht. „Da hatte ich einen Schutzengel. Ich schrie: ‚Nein, der Toni bleibt im Tor!'"

Die Spieler schimpften wie die Rohrspatzen. Machten weiter. Es blieb beim 4:1. Schlußsirene. Kapitän Alois Schloder zerschmetterte vor Wut und Verzweiflung seinen Schläger auf dem Eis. Depression in der Kabine.

Plötzlich geht die Tür auf. Ein Mensch kommt herein – leichenblaß. Er wankt sogar. Es ist Roman Neumeyer, der deutsche Sportwart. Tränen laufen ihm übers Gesicht. Er hält den Kopf mit den Händen, schluchzt: „Xari, Xari, mir ham's! Mir ham's!"

„Ja, Herrgott, was haben wir?"

Er schaut Unsinn entgeistert an: „Ja ... die da ... die Bronzene!"

Deutschland hatte tatsächlich mit einem besseren „Tor-Quotienten" die Bronzemedaille gewonnen – um ganze vier Hundertstel Tore! „Stellen Sie sich mal ein Vier-Hundertstel-Tor vor", grinst Unsinn heute.

Damals standen schon einige Spieler unter der Dusche, hatten das Haar voller Schaum. Sie stürzten sich „wie die vergifteten Affen" auf Unsinn, seiften ihn ein, trotz Trenchcoat, hauten ihm auf den Kopf, „daß ich glaubte, ich kriege eine Gehirnerschütterung", tobten wie die Wahnsinnigen. „Als ich mich im Spiegel sah, schaute ich aus wie ein Weihnachtsengel."

Dieses Herzschlagspiel wirkte Wunder: Es kurbelte den Kreislauf des deutschen Eishockeys enorm an.

„Doch dann haben Profilneurotiker und windige Typen in kurzer Zeit alles wieder kaputtgemacht ..." Unsinn ging in die Schweiz, wurde in Bern Meister-Trainer. Heute ist er wieder Seilführer der deutschen Eishockey-Nationalmannschaft, und er zieht damit erneut den ganzen Sport hoch. Wie er das macht, ist ein abenteuerlicher Kraftakt.

Xaver Unsinn kümmert sich schlicht um alles. „Nur eine Mannschaft trainieren – das wäre leicht. Aber als Trainer ist man wie ein freiberuflicher Geschäftsmann. Man muß sich seine Ziele selber setzen. Man muß sich selber motivieren. Man braucht viel Zivilcourage. Man muß sich die Arbeit suchen!"

Das tut er. Er beobachtet ständig alle Spieler. Er kümmert sich um ihre Ernährung. Er sorgt sich um ihren Beruf neben dem Sport. Er nimmt Einblick in ihre Ehen, in ihr Sexualleben. Greift ein, wenn nötig, mit Psychologie oder Druck. Er sorgt für optimale ärztliche Versorgung verletzter Spieler durch drei Kapazitäten in München – da müssen sie hin, auch wenn ihr Verein in Köln spielt. Er paßt auf, daß ein junger Spieler, der zur Bundeswehr muß, in die richtige Sportkompanie kommt. Er knetet die Eishockey-Honoratioren in den Städten nach seinen Vorstellungen. Er hält engen Kontakt mit den Vereinstrainern. Er hat eine hochmoderne Ausbildung junger Trainer an der Sporthochschule Köln mit in die Hand genommen.

Dieser Xaver Unsinn arbeitet mit an einem neuen „Grundgesetz" des deutschen Eishockeys, das alte Strukturkrankheiten beseitigen soll. Er vermarktet die Nationalmannschaft, tut neue Geldquellen auf. Er kümmert sich um eine bessere Ausrüstung der Spieler. Er analysiert das deutsche Eishockey per Computer. Er geht sogar in die Kabinen der Schiedsrichter, um sie zu härterem Durchgreifen anzuhalten, gerade gegen die Nationalspieler: Sonst werden sie zu Hause zu ruppig und sitzen bei Länderspielen ständig auf der Strafbank. Er arbeitet – als einziger westlicher Trainer – wissenschaftlich über das moderne Eishockey an der Prager Karls-Universität, mit Dutzenden Experten der sozialistischen Länder.

Er sorgt sich um die Vereinsbilanzen. Er paßt auf, daß Spieler im Ruhestand nicht sozial abrutschen. Er gibt Interview um Interview. Er ist der demütige Diener und große Selbstdarsteller des deutschen Eishockeys. Sein alles erfassendes Interesse geht hin bis zur Krümmung der Schläger, dem Gute-Nacht-Bier der Spieler, dem Mineralgehalt des Wassers, das sie während eines Matches trinken ...

„Eishockey ist körperlich und geistig unglaublich fordernd", sagt er. „Da mußt du hellwach sein. Da muß du flexibel sein. Da mußt du Temperament haben. Du mußt risikofreudig sein – ohne Risiko kein Erfolg. Aber du mußt dich auch im Griff haben. Ausflippen geht nicht. Eishockey ist wie Schach: Millionen von Kombinationen sind möglich."

Er hat alle Fäden in der Hand, die diesen Sport bewegen – und er zieht jede Woche an jedem dieser Fäden, damit sie auch straff bleiben ... Seine monatliche Telefonrechnung liegt bei 800 Mark.

Xaver Unsinn hält sich selbst straff. Schwimmt jeden Abend 40 Bahnen im 15-Meter-Bad seiner Wohnanlage, mit Lagen-Wechsel: Kraulen, Rücken ... Er spielt Tennis, unter Flutlicht oder in der Halle. Geht im Winter auf die Langlauf-Loipe im nahen Siebentischwald – 30 Kilometer den Lech hinauf.

Ach ja – und Eishockey. Xaver Unsinn wurde einst „der Fritz Walter des deutschen Eishockeys" genannt. 72 Länderspiele, 24 Tore für Deutschland – Xaver Unsinn gehörte zum Füssener Parade-

sturm der Nationalmannschaft, Markus Egen – Fritz Poitsch – Xaver Unsinn, der 1951 im Berliner Sportpalast die Nachkriegsära der Nationalmannschaft eröffnete und bis 1960 „regierte". Egen war der Athlet, der Brecher, Poitsch der geniale Torjäger („ein Gerd Müller des Eishokkeys"), Unsinn der Zubringer, Aufbauer, Techniker. Seine Stärke: das Filigran auf engstem Raum, die Übersicht für das Aufreißen des Spiels, die blitzschnellen Schüsse aus dem Handgelenk – vor allem mit der Rückhand.

„Das können die jungen Spieler heute gar nicht mehr so. Wenn wir zusammen trainieren, nur in einem Drittel, mache ich ihnen da immer noch was vor. Die Jungen heute knallen meistens nur drauf. Bei mir genügte eine Drehung der Hand – Tor."

Er wäre wohl Rekord-Nationalspieler geworden, hätten im nicht zwei Brüche der Mittelhandknochen rechts und links die Teilnahme an zwei Weltmeisterschaften – also an die 25 Spiele für Deutschland – gekostet.

Wenn er mit seinen Nationalrecken trainiert, schützt er sich nur mit gepolsterten Handschuhen – auf Helm, Hüft- und Knieschutz verzichtet er. Er ist der Wirbelwind, der sich durch alles hindurchwindet. Wenn gerade kein Nationallehrgang oder Trainerkurs stattfindet, macht er sich in Füssen für eine harte Stunde sein eigenes Zirkeltraining. Er ist fit durch und durch – kein Bandscheiben-, kein Knieschaden, die typischen Verschleißerscheinungen der Eishockeyspieler.

„Ein moderner Spieler muß von Grund auf athletisch aufgebaut sein. Darum verträgt er auch viel mehr als all die hochbezahlten Fußballspieler. Ich war mal mit Max Merkel bei einem Eishockey-Länderspiel. Der hat nur gestöhnt: ‚Wenn's bei meinen Fußballern so zugehen würde, lägen die schon alle auf der Bahre und freuten sich aufs Krankenhaus.'"

Jeden Donnerstag startet Xaver Unsinn vom Zweitwohnsitz in eine Wahnsinnswoche. Sein silbergrauer BMW brummt fast genau von jener Stelle los, von der Adolf Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß am 10. Mai 1941 zu seinem „Friedensflug" startete. Die Wohnanlage, in der Unsinn (außer in Füssen) zu Hause ist, liegt auf dem Gelände des alten Augsburger Messerschmitt-Flugplatzes. Sonst hat er mit Heß nichts gemein: Er ist ein Mann des Erfolges, kein Träumer.

In Rosenheim, beim Überraschungsmeister der letzten Saison, platzt fast die Halle. Wenn kurz vor dem Anpfiff Unsinn mit Hütchen erscheint, vergessen die Fans andere Prominenzen: die blonde Christa Kinshofer auf der Tribüne, den wendigen Christian Neureuther ... Xaver ist der Chef, auch in der Gunst der Massen.

Er hat am Freitag, dem ersten Spieltag jeder Woche, bereits stundenlange Arbeit vor Ort hinter sich. Der Bürgermeister, der Sponsor, der Präsident ... Unsinn redet auf sie ein, predigt ihnen, versucht, sie problembewußt zu machen.

Wenn man ihn reden hört, auch beim Gespräch mit PLAYBOY, denkt man: Er spielt Powerplay, mit dem Mund, er läßt keinen Gegenüber aus dem Verteidigungsdrittel, schnürt jeden mit Worten ein. Ist es nur Leidenschaft für den Sport seines Lebens? Wohl nicht nur. Das Eishockey ist sein Kindergarten, seine Schulklasse, seine Stammkneipe: Da will er sich als der Erste, der Beste, als absoluter Primus hervortun. Unsinn ist einer jener Männer, die keine Götter über sich dulden. Es beleidigt sein Selbstgefühl für die eigene Vollkommenheit, wenn man eine Tatsache feststellt:

Noch ist das deutsche Eishockey krank. Vorne hui – hinten pfui: Diese Formel gilt leider immer noch. Es liegt am Geld. Eine Spitzenmannschaft – Mannheim, Rosenheim, Landshut, Köln – braucht heute schon einen Jahresetat um die zwei Millionen Mark. Doch an der Kasse eingespielt werden nur um die 1,3 Millionen. Der harte Rest von 700 000 Mark muß durch Werbung und durch milde Gaben von Förderern, Gönnern, privaten Sponsoren aufgebracht werden.

Das Fernsehen sperrt sich noch, Eishockey zu übertragen, wegen der Werbung „am Mann", auf den Trikots. Es sind Kleinkrämereien mit veralteten Amateurparagraphen. Darum steigt die Wirtschaft noch nicht mit voller Kraft ins Eishockeygeschäft ein. Und darum bekommen die reichen Großmannssüchtigen am Rande des Eishockeys allzuviel Macht: Weil sie zahlen, reden sie in einen Sport hinein, von dem sie nichts oder zu wenig verstehen. Der Metzger mit der offenen Tasche, der Bauunternehmer mit der Scheck-Marie sonnen sich erst im Glanz ihres Mäzenatentums – aber irgendwann wollen sie Barkasse sehen. Dann müssen Lei-

„Wir haben uns im Guten geeinigt – Marianne hat die Kinder und ich den Mann ihrer Geliebten"

stungsträger verkauft werden, die Mannschaft, der Klub stürzen in den Keller.

Die Starspieler bekommen von den Vereinen an die 80 000 Mark im Jahr, also nicht mehr als ein kleiner Kicker aus der zweiten Fußball-Bundesliga. Doch die „Förderer" legen noch Erhebliches drauf, erwerben damit eine Art Menschenhandelsrecht. „Vorschaltgesellschaften" von Förderern haben in Köln und Berlin einst in großem Stil Klassespieler eingekauft – doch als das Geschäft sich nicht so verzinste, wie sie dachten, zuckten sie zurück. Der deutsche Rekordmeister „Berliner Schlittschuh-Club" ging pleite, spielt heute gar nicht mehr, der „Kölner EC", die „Haie" des Finanz-Akrobaten Jochen Erlemann, wären ebenfalls am Ende gewesen – wenn sich der umstrittene Erlemann nicht aus dem Gefängnis heraus für die Abdeckung der Verbindlichkeiten eingesetzt hätte.

Es ist die Pest im deutschen Eishockey, daß Fachfremde noch viel zuviel zu sagen haben.

Die Stammtischbrüder-Politik im Eishockey macht Unsinn zornig. Mit Schulterklopfer-Mentalität läßt sich auch in diesem Sport nichts mehr erben. Ökonomisches Denken ist angesagt. Das weiß der Mann am besten, der eine Notariatslehre absolviert hat und jeden Vertrag aufsetzen kann. Der einmal Vermögensverwalter der Stadt Füssen war – und heute wahrscheinlich Stadtkämmerer wäre, hätte ihn nicht der Trainerjob verführt.

Xaver Unsinn weiß ein Mittel gegen die Krankheit des Eishockeys, und er arbeitet in einer Satzungskommission an seiner schnellen Entwicklung. Ein neues Statut muß her. Gefordert wird der moderne Halbprofi, der „Ligaspieler" – statt des verlogenen „Amateurs" von heute.

Unsinn erklärt das: „Wir müssen endlich ehrlich arbeiten können. Wir brauchen den Spieler, der gerade so viel Geld bekommen kann, daß er noch für Olympische Spiele zugelassen ist und daß die Vereine ihre Gemeinnützigkeit, ihre Steuervorteile behalten. Das hat dann Rückwirkungen auf die Werbemöglichkeiten im Fernsehen, das öffnet die Industrie fürs Eishockey. Das Geld der Sponsoren darf nur noch ein Zubrot sein – nicht die Existenzbasis."

Laiensicher gesagt: In Deutschland soll endlich das praktiziert werden, was die Skandinavier längst machen. Der Spieler ist Halbprofi, er verdient Geld beim Eishockey, muß aber zusätzlich einen Beruf oder ein Studium nachweisen.

Das ist nicht nur ein Trick, um den ewigen Rückstand gegen die Staatsprofis aus dem Ostblock zu verringern, die *full time* Eishockey spielen – und seit 15 Jahren angeblich studieren oder in der Armee dienen. Xaver Unsinn sieht im Halbprofi mit Zweitberuf ein westliches Modell, das sozial ist und psychologisch Zukunftswert besitzt.

„Ich brauche den intelligenten Spieler. Ich mag das Primitive nicht. Die Zeit der dumpfen Tiere ist auf der ganzen Welt vorbei. Die Holzfällertypen aus Kanada, die betrunken aufs Eis kamen und nach dem Spiel das Hotel verwüsteten, sind nicht mehr gefragt. Sehen Sie sich einen Superstar wie den Kanadier Wayne Gretzky heute an! Perfektes Benehmen, gute Erziehung – und auf dem Eis ein Künstler", doziert Unsinn. „Ohne Intelligenz gibt es keine Mannschaft. Zur Intelligenz eines Spielers gehört, daß er über den Rand der Bande hinausschauen kann. Daß er weiß: Nach dem Eishockey geht das Leben weiter. Da kommt nicht der große soziale Absturz."

Xaver Unsinn ist stolz, daß es unter „seinen" ehemaligen Nationalspielern Juristen, Zahnärzte, erfolgreiche Gastronomen gibt. Er hat darauf gedrungen, daß berufslose Nur-Spieler auf die Schule gingen, eine Ausbildung bekamen, einen bürgerlichen Beruf ergriffen: „Zum Beispiel Erich Weishaupt, unser Weltklassetormann. Der hat eine Zahntechnikerlehre begonnen. Heute ist er in seinem Beruf voll etabliert."

Unsinn zieht die Summe: „Eishockey lehrt dich, den inneren Schweinehund zu überwinden. Das zahlt sich dann auch im Beruf aus."

Das Telefon klingelt. Unsinn ist so schnell am Apparat wie früher am Puck. Alles ist wichtig! Am anderen Ende ist Hans Rampf, einst einer der besten deutschen Eishockeyverteidiger, als Nationaltrainer Vorgänger von Unsinn. Den trägt die Begeisterung für „Eishock-ei" gleich wieder aus der Kurve. Da gibt es einen jungen, hochbegabten Stürmer in Bad Tölz. „Hast du die Körpertäuschung gesehen, wie der den Torwart ausgespielt hat..." Es gibt nur zwei Dinge auf der Welt, für die sich Männer so ins Zeug legen – Frauen und Steckenpferde. Unsinn ist, so gesehen, der Cheferotiker des deutschen Eishockeys. Oder der größte Steckenpferd-Jockey der Nation.

Das Spiel in Rosenheim läuft. Unsinn kennt jeden Spieler bis in die letzte Kleinigkeit – „auch wenn man seinen Kopf unkenntlich machen würde, würde ich ihn an seiner Körpersprache, an seiner Eishockeysprache erkennen".

Er führt über jeden Spieler eine Akte. Jedes Solo, jeder Torschuß, jeder Fehlpaß werden statistisch festgehalten.

Das deutsche Eishockey, sagt er, „ist schneller, härter, professioneller, aggressiver, offensiver, aber auch fairer geworden, es hat eine breitere Basis, ist positiv verjüngt". Die Spitze der etwa 10 000 Eishokkeyspieler in der Bundesrepublik ist der Elite von einer Million Spielern in der UdSSR vom Können her näher gerückt – „nur das Stehvermögen und die Kombinationssicherheit der Russen werden wir wohl nie erreichen, dazu müßten wir jahrzehntelang vollprofihaft trainieren".

Unsinn hat – über die zehn Monate der aktiven Trainingssaison hin – ein Vierphasenprogramm entwickelt, das von der Konditionsbolzerei organisch bis zum taktischen Feinschliff führt – jedes zu seiner richtigen Zeit. Er hat, über eine Schweizer Firma, ein Ernährungsprogramm beschafft, das auf die unterschiedlichen Trainingsanforderungen abgestimmt ist.

Erfolg: Es gab schon Drittel, in denen die Deutschen Gleichstand mit den Russen erzielten. Sie gewannen sogar das eine oder andere Drittel – früher war zweistellige Unterlegenheit normal.

Unsinn will weiter. Er verhandelt mit Firmen über eine einheitliche Spiel- und Freizeitkleidung der Nationalmannschaft. Er will einen von der Wirtschaft gespeisten „Topf" schaffen, aus dem Sonderprämien für Sonderleistungen gezahlt werden. Er schafft sich eine breitere Basis durch den Aufbau einer B-Mannschaft. Wo es geht, stachelt er den Konkurrenzkampf an. „Ich kann heute jeden Spieler ersetzen – jeden! Und das wissen alle." Früher mußte der Nationaltrainer um die Stars richtiggehend betteln – und mancher Crack versagte sich schnöde dem Dienst an der Nation.

Ohne Unsinn geht nichts. Aber er nimmt seine Leistungsträger voll und ernst, redet mit ihnen. „Ich bin nicht der Trainer, der 20 Mann in ein Zimmer sperrt und drei Stunden auf sie einredet. Ich nehme mir die Blöcke vor, die auch auf dem Eis zusammenarbeiten müssen. Wir sprechen uns aus. Wir diskutieren. Alles muß organisch, individuell bleiben. Wir brauchen die Spielräume für Eigenverantwortung und Kreativität."

Der Landshuter Sturm darf bei ihm Landshuter Taktik spielen, der Kölner seine eigene, der Mannheimer auch ... „So sind wir sehr schwer auszurechnen. Die Tschechen kamen mit unseren verschiedenen Taktiken nicht zu Rande. Dauernd was Neues – da haben sie gestaunt."

Unsinn redet auch über die sogenannten Sünden: Rauchen, Trinken, Sex. „Das gehört alles zum Leben. Wir haben früher nicht geraucht – heute rauchen manche Spitzenspieler, genauso wie manche große Fußballspieler. Auch ein Beckenbauer hat ein bißchen geraucht. Die Spieler von heute haben eine ganz andere körperliche Basis als früher. Sie können es verkraften, wenn es nicht zuviel wird. Bloß nicht päpstlicher als der Papst sein!"

Der Eishockey-Nationaltrainer empfiehlt sogar ein bis zwei Bier nach dem Spiel: „Weil die Burschen sonst überdre-

neue Taschenbücher im Januar '83

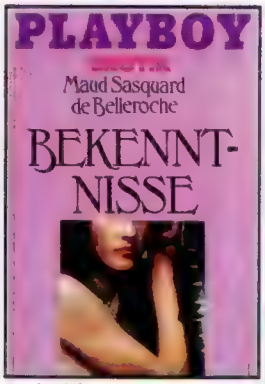
PLAYBOY

Schöne junge Frauen liebt der brutale Mann im dunklen Mantel. Die jüngste, schönste und ungewöhnlichste von

allen wird ihm zum Verhängnis. Sie hat einen siebten Sinn. Und einen Freund, der den Mörder jagt.
Deutsche Erstausgabe
6138 DM 6,80/öS 55,–

Juwelen des erotischen Humors sind die Partywitze und Cartoons, die der PLAYBOY veröffentlicht. Hier eine neue Auswahl.
Originalausgabe
6305 DM 5,80/öS 45,–

Intim sind die Geständnisse einer Dame der besseren Gesellschaft, die immer auf der Suche nach einem Mann ist, der ihre geheimsten Wünsche erfüllen kann.
Originalausgabe
6281 DM 5,80/öS 45,–



Freimütig schildert die weltberühmte Autorin ihre neuesten erotischen Erlebnisse. Und wieder stürzt sie sich von einem hinreißenden Liebesabenteuer in das andere, das sie dann noch mehr genießt.
6280 DM 5,80/öS 45,–

EROTIK-BESTSELLER

E. T. A. Hoffmann
Schwester Monika erzählt
1815 erschien erstmals dieses Werk, in dem der berühmte Dichter E. T. A. Hoffmann seine Schwester Monika von den seltsamen Wegen der Liebe erzählen läßt. Ein Buch für Anspruchsvolle.
6215 DM 5,80/öS 45,–

Adam Junger
Im Rampenlicht
Hinter die Kulissen eines Fernsehstudios in Stockholm führt dieser Roman. Er beschreibt, mit welch großem Vergnügen sich ein Produzent sich den Freuden der Liebe widmet.
6231 DM 5,80/öS 45,–

Anne Lo
Aufreizende Träume
Der Flug nach Stockholm wird für Rosi ein Flug in die Liebe – und dann wird die Wirklichkeit noch erregender als alle ihre Träume.
6217 DM 5,80/öS 45,–

Henry Mulligan
Die Gouvernante
Eine junge Journalistin will berühmt werden – um jeden Preis, den Männer von ihr verlangen.
6203 DM 5,80/öS 45,–

Comte de Mirabeau
Meine Läuterung
Der Held des Romans ist ein junger Mann, der sich den Freuden des Lebens mit dem größten Vergnügen widmet.
6232 DM 5,80/öS 45,–

Erstmals wird hiermit ein Jahrbuch der Erotik vorgelegt, das neben einem umfangreichen redaktionellen Teil (mit zahlreichen Farbfotos) ein Gesamtverzeichnis der lieferbaren Erotik-Titel

aller deutschen Verlage enthält. Das unentbehrliche Nachschlagewerk für jeden Liebhaber erotischer Literatur!
Originalausgabe
6276 DM 7,80/öS 65,–

Andréa de Nerciat
Mein Noviziat
Lolotte läßt sich von einer Freundin in die Geheimnisse der Liebe einführen und kennt nur noch ein Vergnügen: Männer.
Originalausgabe
6206 DM 6,80/öS 55,–

Guy de Maupassant
Frau Oberst und ihre Nichten
Ein Leckerbissen der erotischen Weltliteratur. Brillant „zubereitet" von dem großen französischen Schriftsteller Guy de Maupassant.
6218 DM 5,80/öS 45,–

RARITÄT

Der Band enthält über 150 vierfarbige Abbildungen von Meisterwerken der erotischen Kunst unseres Jahrhunderts.
212 farbige Abbildungen
244 Seiten
ISBN 3-8118-4003-7
Subskriptionspreis DM 98,–
später DM 128,–

THRILLER-BESTSELLER

Robert Littell
Der falsche Spion
Übergelaufen zu den Amerikanern oder von den Russen eingeschleust? Stone traut dem Frieden nicht und beschließt, als „KGB-Mann" den Fall in Moskau aufzurollen.
Deutsche Erstausgabe
6137 DM 6,80/öS 55,–

Gerald A. Browne
Das Diamantensyndikat
Ausgeraubt wurde der unterirdische Tresorraum, in dem sich 90 Prozent aller Diamanten der Welt befanden. Der Coup war genial, aber nun wird aus dem Spiel mit dem Nervenkitzel blutiger Ernst.
Erstmals als Taschenbuch
6112 DM 7,80/öS 65,–

Henry Kolarz
Der Illegale
Bestsellerautor Henry Kolarz schrieb dieses Buch über einen russischen Spion, der rückhaltlos die Methoden und Praktiken seiner Auftraggeber enthüllt.
Originalausgabe
6108 DM 5,80/öS 45,–

Walter Faber
Die Spielbank-Mafia
Zwei kleine Spieler sahnen groß ab. Doch wie lange wird es dauern, bis ihre Tricks und Manipulationen durchschaut werden?
Originalausgabe
6109 DM 6,80/öS 55,–

William Kienzle
Der rote Hut des Todes
Geheimnisvoll ist die Serie von Morden, die Detroit beunruhigen. Den Opfern sind nämlich immer die Köpfe abgeschnitten. Ist der Täter ein Verrückter, oder handelt es sich um einen Ritualmörder? Ein Pater könnte das Rätsel lösen, doch er muß schweigen...
Deutsche Erstausgabe
6132 DM 7,80/öS 65,–

Den ersten Mord begeht er als Zehnjähriger, acht Jahre später den zweiten. Und von da an hinterläßt er eine blutige Mordspur, die sich kreuz und quer durch die USA zieht.
Deutsche Erstausgabe
6116 DM 7,80/öS 65,–

Wenn Sie's lieber per Post hätten: COUPON

Ja, ich möchte mir Ihr Angebot nicht entgehen lassen und bestelle die unten angekreuzten Bücher ☐ gegen Vorkasse ☐ per Nachnahme.

Bei einem Bestellwert unter DM 40,– trage ich Porto- und Versandkosten (DM 3,–). 1/83

Best.-Nr.	Preis	Best.-Nr.	Preis

Name

Straße

PLZ/Ort

Datum Unterschrift

Selbstverständlich gewähren wir innerhalb 10 Tagen volles Rückgaberecht.
Einsenden an: PV Buchversand, Postfach 510 331, 7500 Karlsruhe 51.
In Österreich an: Pressegroßvertrieb Salzburg, Niederalm 300, A-5081 Salzburg-Anif.

hen. Bier dämpft. Und Spaß muß sein. Aber in Maßen. Ein Besäufnis hat es bei uns noch nie gegeben."

Bleibt das Thema Nummer eins. Xaver Unsinn ist kein Kind von Traurigkeit. Er hat, mit 26, ein bildhübsches Mädchen aus dem Allgäu geheiratet – weil sie ein Kind von ihm erwartete (es wurde sein Sohn Peter). Das Mädchen Florentine entwickelte sich – nach der Scheidung 1963 – zu einer der auffälligsten weiblichen Figuren der Münchner Schickeria . . .

Seine heutige Frau Ilona (seit 1966) ist ebenfalls nicht von schlechten Eltern: blond, attraktiv, wenn auch nicht societysüchtig wie die Vorgängerin. Ilona Unsinn war Pädagogin, arbeitete dann als Betriebsleiterin in einer Heizungsfirma, hilft Unsinn heute bei seinen Schreibtischarbeiten – und spielt mit ihm Tennis.

Das ist die Basis, von der aus er spricht: „Ich habe nichts dagegen, wenn einer eine Frau vernascht. Das muß er selbst durchstehen. Sex gehört zum Leben. Der eine entspannt sich beim Sex sehr gut und spielt am nächsten Tag viel besser – der andere wird müde. Darauf muß sich jeder individuell einstellen. Auf jeden Fall muß der sexuelle Ausgleich da sein, sonst werden die Spieler zu aggressiv. Sex ist einfach gut für die Nerven! Durch die zwei Spieltage pro Woche in der Bundesliga hat sich bei den Spielern ein fester Rhythmus auch in dieser Frage herausgebildet. Die meisten Spitzenspieler sind verheiratet oder fest liiert, nur zwei sind noch freischaffend. Mir als Trainer sind feste Bindungen am liebsten. Sexueller Wechsel bedeutet Ablenkung."

Nicht alles läuft immer wie geschmiert. „Da kriselt es schon mal in einer Ehe. Da hat einer demonstrativ eine Freundin nebenbei. Dann schalte ich mich ein: Ein fauler Apfel steckt die anderen an. Ich bin nicht dafür da, die Ehe zu retten oder mich für die Freundin einzusetzen. Ich verlange nur klare Verhältnisse. Ich mag ja pfiffige Burschen! Auch auf diesem Gebiet! Wer zu brav ist, bringt auch im Sport nichts. Ich brauche keine Mönche. Aber sie sollen nicht in aller Öffentlichkeit zeigen, was für Helden sie sind. Also, klare Linie – sonst werde ich ungemütlich. Wenn einer nicht spurt, kann er auch aus dem Kader fliegen."

Das Freitagspiel ist vorüber. Unsinn spricht noch mit den Schiedsrichtern, mit den Trainern. Sie alle sollen dafür sorgen, daß mehr Disziplin einkehrt, weniger brutal gespielt wird. „Strafminuten waren in der Nationalmannschaft früher oft unser Genickbrecher. Wer auf der Bank sitzt, kann international nichts bestellen. Das haben jetzt sogar die Kanadier gelernt. Fouls kommen wie Bumerangs auf die Mannschaft zurück."

Unsinn hat ein ausgezeichnetes Verhältnis zu den tschechoslowakischen Trainern in der Bundesliga. „Dr. Starsi und später Joschi Golonka in Garmisch, Karel Gut in Landshut, Dr. Pavel Wohl in Rosenheim und Ladislav Olejnik in Mannheim haben das deutsche Eishokkey stark beeinflußt. Sie haben eine grundsolide Schulung von unten heraus betrieben, läuferisch, stocktechnisch und vor allem taktisch. Das ist für mich als Nationaltrainer ein Riesenvorteil. Denn ich muß ja die Spieler nehmen, wie sie aus den Vereinen kommen, kann letztlich nur auf dem Gebiet der Psychologie noch etwas aus ihnen herausholen."

Die psychologische Macht über Menschen, die Fähigkeit, sie mit dem eigenen Elan anzustecken – das genießt dieser Unsinn. Er kann an der Bande beschwören und schreien, dämpfen und aufputschen. Er ist der Dealer der Droge Eishockey. Er versteht nicht, daß jemand nicht süchtig ist. Er versucht sofort, solch einen Typen anzuturnen.

Er schwört auch auf die deutschen Trainer: „Das deutsche Element muß bleiben!" Unsinn ist selbst das Produkt des Besten, was der deutsche Sport an Könnern in Praxis und Pädagogik zu bieten hatte. Ihn unterrichteten Mitte der sechziger Jahre in Köln: der große Fußballtrainer Hennes Weisweiler, der vielfache deutsche Meisterturner Helmut Bantz, der Kapitän der Feldhockey-Nationalmannschaft Hugo Budinger, Handball-Nationaltrainer Bernhard Vick, Rekordschwimmer Gerhard Hetz, der international berühmte Herz-Kreislauf-Spezialist Professor Wildor Hollmann.

Am Samstag fährt Unsinn nach Mannheim. Am Sonntag, dem zweiten Spieltag der Woche, wiederholt sich alles, was schon am Freitag geschehen ist: Gespräche über Gespräche, Tausende von Beobachtungen. Jede Woche erlebt Xaver Unsinn zwei Eishockeyspiele „live" mit allem Drum und Dran.

Dann hockt er sich bis Mittwochabend hinter den Schreibtisch, wertet Computeranalysen, seine eigenen und die internationalen Statistiken aus, zieht Lehren aus dem, was zum Beispiel der Deutsche Fußballbund falsch macht („zuviel Ablenkung der Nationalspieler, die denken nur noch an ihre Autogrammstunden, telefonieren sogar im Trainingslager stundenlang mit Reportern oder Geisterschreibern ihrer Bücher").

Er formuliert Paragraphen, komplettiert die Akten, telefoniert – er ist auch am Schreibtisch der Bulldozer, der Berge versetzen will. Er hat als Motor ein Perpetuum mobile eingebaut. „Eishock-ei" . . .

„Mir macht der Trainerberuf unheimlichen Spaß. Ich habe es nie bereut, daß ich meine lebenslängliche Beamtenstellung bei der Stadt Füssen aufgegeben habe."

Der Xaver hat sein Schäfchen ins trockene gebracht, „kann sich die Arbeit aussuchen". Da ist das Haus der Eltern in Füssen, sein erster Wohnsitz. Da sind allerlei Immobilien, zwischen Augsburg und Füssen. „Wer nach 21 Jahren Trainertätigkeit sich finanziell noch nicht freigeschwommen hat, bei dem stimmt was nicht. Ich lebe nicht in Saus und Braus. Aber ich habe alles, was mir im Leben Spaß macht."

Dieser Spaß ist ein Endprodukt des Erfolges. Fragt sich, ob Xaver Unsinn 1983 nicht unter zu großen Erfolgszwang gerät. Denn jetzt kommt die Weltmeisterschaft im eigenen Land – vom 16. April bis zum 2. Mai. Manche Optimisten faseln bereits von einer Medaille.

Xaver Unsinn hält seinen letzten großen Monolog für PLAYBOY: „Ich habe nach der WM '82 in Finnland eine Analyse gemacht, die noch keiner gemacht hat. Ich habe ein Vierteljahr drübergesessen. Alles wurde berücksichtigt: Torschüsse, *assists*, Strafzeiten, Pässe, Übermachtspiel, Unterzahlspiel, Taktik, Psychologie – einfach alles, was im Eishockey eine Rolle spielt. Und da kann ich es wenden, wie ich will: Wir stehen in der Welt an fünfter Stelle, hinter der Sowjetunion, ČSSR, Kanada, Schweden. Wir sind zwar in Helsinki nur Sechster geworden, noch hinter Finnland. Aber in der Analyse liegen wir mit leichtem Vorsprung vor den Finnen. Es ist ein Brust-an-Brust-Rennen. Wir haben in der Mentalität ein Übergewicht: Wir sind kaltschnäuziger, couragierter. Wir haben ja in Helsinki gegen Finnland nicht spielerisch verloren – sondern durch Undisziplinertheit, durch Strafzeiten. Darum kämpfe ich das ganze Jahr überall für mehr Disziplin auf dem Eis.

Diese Analyse berechtigt mich, bei der WM '83 den fünften Platz unter allen Umständen anzupeilen. Das ist ein realistisches Ziel. Dafür muß aber auch hart gearbeitet werden. Denn die Finnen sind höllisch wach geworden. Wenn wir den fünften Platz schaffen, werden wir endlich auch an der größten Gala des Welt-Eishockeys teilnehmen: am Canada-Cup, mit den Besten der Besten auch aus dem amerikanischen Profilager.

Wir sind auf dem besten Wege. Die Russen haben uns 1983 zum erstenmal zum Istwestja-Cup eingeladen, der großen Vorprüfung vor der WM. Sie wollen auch unsere B-Mannschaft haben."

Es gibt Leute, die diesen Xaver Unsinn für einen Verrückten halten. Vielleicht haben sie recht. Wenn es verrückt ist, aus Eishockey in Deutschland eine Art Gesamtkunstwerk machen zu wollen – sportlich, wirtschaftlich, sozial, psychologisch, pädagogisch . . . eben „Eishock-ei".

SEX IM KINO '82 *(Fortsetzung von Seite 68)*

kennen den Privatdetektiv Mike Hammer – wird der Held von der Geliebten verraten: Sie ist bezeichnenderweise Ärztin in einer Mafia- und CIA-hörigen Sexklinik und muß daher umgebracht werden. In *Butterfly* von Matt Cimber wird Stacey Keach von der lolitahaften Pia Zadora um den Verstand gebracht. Da erscheint es vernünftig, wenn Clint Eastwood als Held des Ost-West-Spionagethrillers *Firefox* und Charles Bronson in *Death Wish II* mit ihren Partnerinnen Sandra Locke und Jill Ireland erst gar keine intimen Beziehungen pflegen und sich ganz ihren Rachegedanken widmen.

Die männermordenden Frauen sind ungeachtet der jeweiligen Regisseure ein Trend dieses Jahres: Fanny Ardant erschießt in Truffauts *Die Frau nebenan* ihren hartnäckigen Liebhaber Gerard Depardieu. Die deutsche Schauspielerin Barbara Rudnik setzt im *Kopfschuß* von Beate Klöckner einem Verfolger die schallgedämpfte Pistole an den Kopf und drückt ab. Und die TV-Moderatorin Désirée Nosbusch eifert mit ihrem zweiten Film *Der Fan* nicht nur den sich entblätternden Nymphen der Twen-Filme nach, sondern betätigt sich auch im männerfeindlichen Nekrophilen-Genre: Als jugendliche Rock-Anhängerin zerstückelt und ißt sie ihr Musiker-Idol „R".

Wenn sie nicht selbst killen, dann werden sie malträtiert: In den Fantasy-Filmen der jüngeren Generation sind Frauen dazu da, sich zu unterwerfen oder dem Helden willfährig zur Seite zu stehen. In *Conan, der Barbar,* den Apokalypse-Streifen *Kampfkoloß, Megaforce* oder *Mad Max, der Vollstrecker* sind sie nur das Beiwerk zu den Heldentaten der Männer – oder deren Opfer.

Der vor einigen Jahren vermutete Trend, der Film werde auch die emanzipierte Frau würdigen, hat sich nicht bewahrheitet. In den Fällen, in denen er's versucht, wirkt dies nicht selten ausgesprochen komisch. In Warren Beattys *Reds* gibt sich Diane Keaton als Gefährtin des rasenden Journalisten Read ihrem Partner nach langer Verweigerung just in dem Augenblick wieder hin, als im Moskauer Kreml die Glocken den Sieg der Revolution verkünden.

Das internationale Filmgeschäft hat merkwürdigerweise auf die Tatsache, daß rund 60 Prozent der Kinokundschaft Männer sind, nicht damit reagiert, daß es ihnen ideale Partnerinnen vorsetzte, sondern damit, daß es ihnen männliche Identifizierungsfiguren lieferte. Und zwar solche, die über ihre Probleme nicht mehr nachgrübeln, sondern sie durch rasche Tat lösen. Regisseur John Milius hat für seinen Helden „Conan" und damit für eine ganze Legion von Filmhelden die Losung ausgegeben: „Man denkt nicht nach, man handelt." Und anders als „Herkules" oder „Maciste" aus den fünfziger und sechziger Jahren sind das keine Übermenschen mehr, die Berge versetzen und Stahl verbiegen können. Sie sind Durchschnittsmänner – nur ein bißchen besser gewachsen und ein wenig skrupelloser. Der Österreicher Arnold Schwarzenegger über seine Rolle „Conan": „Fantasy ist immer interessant. Zum Beispiel, was die Gewalt betrifft. Man spielt einen Barbaren im Film, und weil es eben nur ‚Fantasy' ist, muß man sich für das Publikum draußen nicht verantwortlich fühlen ... Conan ist im Grunde ein einfacher Mann. Aber er ist sehr gewalttätig. Beim Kämpfen entwickelt er unglaubliches Geschick ... Ich spiele ihn deshalb so gern, weil man all diese Dinge im wirklichen Leben nicht machen darf, weil es gegen die Gesetze verstößt."

Diese Tendenz hat dazu geführt, daß nur noch eine Handvoll weiblicher Stars international „bankable" ist, also gute Kassenergebnisse verspricht. Jane Fonda beispielsweise oder Barbra Streisand oder Jacqueline Bisset. Und das auch nur, wenn der jeweils richtige männliche Partner für sie gefunden wird. Die großäugige, schwerbusige Italienerin Ornella Muti mag Ben Gazzara (in *Ganz normal verrückt* von Marco Ferreri), Adriano Celentano *(Der gezähmte Widerspenstige)* oder Klaus Kinski *(Love and Money)* rumkriegen, aber ein sicherer Kassenerfolg ist sie nicht; ihre Zukunft im Filmgeschäft hängt von jedem einzelnen Film ab. Da haben es die Eastwoods, Nicholsons, Carradines, Stallones, Mel Gibsons und andere leichter. Für seinen Film *Rette deine Haut, Killer* zog Regisseur und Hauptdarsteller Alain Delon aus dieser Situation seine Konsequenz, indem er als Partnerin die nahezu unbekannte Anne Parillaud engagierte.

Der deutsche Film ist anders als seine internationale Konkurrenz. Er ist ganz sicher nicht brutal, sieht man einmal von Ausnahmen wie *Neonstadt* und *Der Fan* ab, die hierzulande so etwas wie eine wertfreie Betrachtung des Bösen propagieren wollen. Der deutsche Film ist aber vor allem nicht erotisch, und nun hat er mit Rainer Werner Fassbinder auch noch den einzigen Regisseur verloren, der sowohl homo- als auch heterosexuelle Liebesszenen einzurichten verstand. Die Sukowa aus *Lola* hat Ausstrahlung. In *Deadly Game* zieht sie sich zwar für Regisseur Karoly Makk aus und wirkt dennoch so kalt wie der Schnee der Karpaten, wo ihre Dreiecksgeschichte mit Helmut Berger und Mel Ferrer spielt. Die jungen Regisseure machen es auch nicht besser. In Reinhard Hauffs *Der Mann auf der Mauer* schneidet der Film genau in dem Augenblick um, wenn die dunkelhäutige Julie Carmen die Hüllen fallen läßt, um Marius Müller-Westernhagen zu Bett zu bitten. Die Attraktion von Niklaus Schillings *Der Westen leuchtet* ist zwar die Nachwuchsdarstellerin Melanie Treßler, aber schärfer war sie schon im PLAYBOY (Nr. 10/82). Auszug aus einem deutschen Drehbuch: „Inge und Robert liegen zusammen im Bett ... Ihr Zusammensein hat etwas gegenseitig Verletzendes und ähnelt eher einem Kampf. Inge dreht den Kopf zur Seite und zuckt mit dem Mund. Robert greift in ihre Haare und dreht ihren Kopf zu sich. Sie sehen sich kontrollierend an."

Das bezeichnet ziemlich genau den Ernst der Lage. *Florian Hopf*

Die Bewegungen kommen mir bekannt vor. Kennen wir uns?"

Geschenke IN LETZTER MINUTE

17 Spielsachen für Männer, die es bis Weihnachten noch schaffen wollen

1. Autocomputer „Logpit" von Texas Instruments, 100 Mark im Elektronikfachhandel. **2. Radiowecker** mit Zeitansage per Computerstimme von Sony, 250 Mark im Elektrofachhandel. **3. Sturzhelm** mit optimalem Belüftungssystem und Voll-Lederausstattung von Römer, 300 Mark im Motorsportfachhandel. **4. Einarmiger Bandit** mit Digitalanzeige, wahlweise für Spielmünzen oder Echtgeld, 198 Mark in Warenhäusern. **5. Dia-Bild-Kopierer** von Vivitar, fertigt umgehend Schwarzweiß- oder Farbabzüge von Dias an, 500 Mark im Fotofachhandel. **6. Cognac** „Louis XIII", das Beste aus dem Haus Rémy Martin. Für den edlen Stoff werden über 50 Jahre

alte Cognacreserven verwendet. 750 Mark in Feinkost- und Delikateßgeschäften. **7. Taschenmesser** mit Goldauflage von Dunhill, 850 Mark in Juweliergeschäften. **8. Gletscherbrille** von Carrera, 100 Mark in Sportgeschäften. **9. Schlüsselanhänger** aus Silber in Schildkrötenform, 250 Mark in allen Wempe-Läden. **10. Unique Pocket Lighter** – Neuauflage des ersten Dunhill-Feuerzeugs, Sterlingsilber, 1700 Mark in Juweliergeschäften. **11. Füllfederhalter** mit Goldspitze von Mont Blanc, 320 Mark in Schreibwaren- und Juweliergeschäften. **12. Schreibmaschine** EP-20 von Brother, die kleinste vollelektronische Ausgabe, 449 Mark in allen Kaufhof-Filialen. **13. Polaroid-Kamera** SLR 680. Der Nachfolger der SX-80 mit integriertem Blitz, der Blitzstärke und Winkel mit Ultraschall einstellt. 700 Mark im Fotofachhandel. **14. Quarzuhr,** die bei Berührung Stunden und Minuten durch Computerton anzeigt. 690 Mark über Klaus Rügge GmbH, Rothenbaumchaussee 91–95, 2000 Hamburg 13. **15. Flachmann** antik, silberbeschlagen und mit Kroko überzogen, 280 Mark über: Squirrel, Schellingstraße 54, 8000 München 40. **16. „Hollywood"** von David O. Selznick, die Geschichte der Traumfabrik, 198 Mark. **17. „Weinatlas"** von Hugh Johnson, alle Arten und Anbaugebiete dieser Welt, 118 Mark. Beide Bücher in Buchhandlungen (alle Preise sind unverbindliche Empfehlungen der Hersteller).

PRODUKTION: ANDREAS WEIHER/FOTO: MANFRED SPACHMANN

Playboy-Golden-Number-Card. Wer bekommt sie?

Mit dieser Karte machen Sie Ihr Glück. Ihre Golden-Number-Card bekommen Sie mit Ihrem PLAYBOY-Abonnement. Automatisch nehmen Sie dann Monat für Monat am Gewinnspiel um PLAYBOY'S SPECIAL teil.

Der Gewinn des Monats ist eine Playboy-Sonnenbrille. Geschliffene Gläser sorgen für den richtigen Durchblick – die Fassung im Playboy-Design für den schönen Anblick.

Die tolle Brille mit dem typischen Bunny haben gewonnen:

250800207233	251500026285	254900001622
254000395951	253200646204	252700255688
252900266845	255000300471	121882765544

Herzlichen Glückwunsch!
Als Abonnent erhalten Sie außerdem den PLAYBOY-Golden-Bunny-Aufkleber fürs Auto. Damit erweisen Sie sich dem genießerischen Kreis der PLAYBOY-Leser als zugehörig. Wenn Sie ab sofort PLAYBOY-Genießer mit allen erwähnten Extras sein wollen, sollten Sie Ihr PLAYBOY-Abonnement gleich hier bestellen. Bitte den Bestell-Abschnitt vollständig ausfüllen und absenden an: Heinrich Bauer-Verlag, Filialvertrieb Post, Postfach 100 444, 2000 Hamburg 1

Meine heutige Bestellung kann ich innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

BESTELLSCHEIN:

Ja, ich möchte den PLAYBOY ab sofort abonnieren (im Inland vierteljährlich DM 25,50 incl. Zustellgebühren).
Eventuelle angemessene Erhöhungen des Abonnementspreises entbinden nicht von diesem Vertrag, auch dann nicht, wenn sie zwischen Vertragsabschluß und Lieferbeginn liegen. Erfolgt nicht 3 Monate vor Ablauf des Lieferjahres eine schriftliche Kündigung, verlängert sich das Abonnement jeweils um 1 Jahr mit dreimonatlicher Kündigung. 1/83

Name

Straße

PLZ/Ort

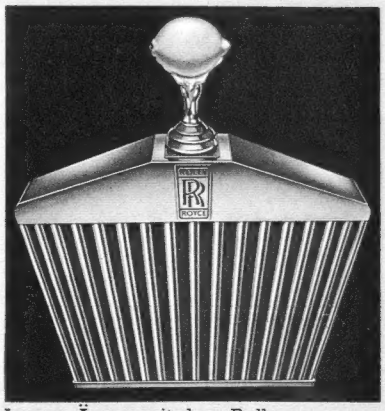
Datum, Unterschrift des Abonnenten

Meine heutige Bestellung kann ich innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

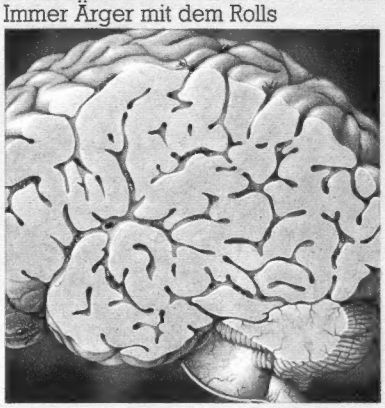
Datum, Unterschrift des Abonnenten

IM NÄCHSTEN MONAT

Die Mädchen von Paris



Immer Ärger mit dem Rolls



Warten auf „1984"

DIE MÄDCHEN VON PARIS – Natürlich gibt es in der schönsten Stadt der Welt auch schöne Mädchen. Aber was da wirklich alles heranwächst, ist schon sehenswert. Einblicke von **Jeff Dunas**

IMMER ÄRGER MIT DEM ROLLS – Wer sich schon alle Wünsche erfüllt hat, der kauft sich einen Rolls-Royce. Und dann geht's richtig los. Leidensgeschichte von **Al Goldstein**

DEUTSCHLANDS SCHÖNSTE LEHRERIN – Da staunen nicht nur die Bengels in der letzten Bank. Wenn Deutschlands schönster Lehrkörper die Hüllen fallen läßt, kommt in jedem von uns der Wunsch nach Nachhilfestunden hoch. Klassenarbeit von **Jürgen Domnich**

WARTEN AUF „1984" – In seinem Roman zeichnete George Orwell vor 35 Jahren eine Welt voller Schrecken. Irrte Orwell oder ist aus dem Roman ein Tatsachenbericht geworden? Bilanz von **E. L. Doctorow**

DIE LUST DER ERSTEN STUNDE – Liebe kennt keine Sprachprobleme. Und weil er so begabt war, begriff er schnell. Es wurde ein heißer, wenn auch kurzer Unterricht. Erinnerung von **Géza von Cziffra**

MACH MAL HALBLANG, GENOSSE – In Moskau gilt noch immer die alte Weisheit: Was nicht sein darf, nicht sein kann . . . Denkste! Mal lesen, was sich wirklich rund um die Kremlmauern so tut. Polizeibericht von **Klaus Oberbeil**

DIE NEUE BRAUT VON 007 – Jetzt ist er wieder im Dienste Ihrer Majestät unterwegs. Und wo die Gefahr lauert, lauern auch die Reize einer schönen Frau. Kim Basinger ist es diesmal. Da kommt Freude auf beim Chefagenten. Scharfe Schüsse von **Richard Fegley**

SEX IM JAHRE '82 – Ein kurzer Aufriß, was in den vergangenen zwölf Monaten die Geschlechter so richtig bewegte

SKI TOTAL – Wer im Ski-Weltcup gewinnen will, muß mehr als nur auf volles Risiko fahren. Und so werden auch in diesem Winter wieder einige im Krankenwagen durchs Ziel gehen. Operationsbericht von **Claus Deutelmoser**

Der nächste PLAYBOY ist ab Montag, dem 24. Januar, bei Ihrem Zeitschriftenhändler

Für die wenigen, die mehr verlangen.

Der Sekt, der unseren Namen trägt, verdankt seinen eigenständigen Charakter ausgewählten deutschen Rieslingweinen. Zur feinen Ausgewogenheit und Abrundung seines unnachahmlichen Buketts dienen uns die rassigen und stahligen Weine, die seit altersher im Bereich Johannisberg im Rheingau und in der Fürst von Metternich'schen Domäne kultiviert werden.

Paul-Alfons Fürst von Metternich

Sektkultur ist unsere Domäne.

Fürst von Metternich

Fürst von Metternich gibt es in den Cuvées „trocken", „extra trocken" und als „Brut Jahrgang". Fürst von Metternich Sektkellerei GmbH, Johannisberg im Rheingau.

·Heute wie in alter Zeit – ein Zeichen guter Gastlichkeit·

»Zum Greifen«

Seit alters her laden solche gastlichen Zeichen zur Einkehr,
zu Speis und Trank, zu Rast und Ruh.
Symbole für alle, die gut bewirtet werden wollen.
Und dabei ist auch der Asbach Uralt
– heute wie in alter Zeit –
ein Zeichen guter Gastlichkeit.

Im Asbach·Uralt ist der Geist des Weines!